Prinz Kuckuck

Leben / Taten / Meinungen und Höllenfahrt eines Wohllüstlings.

In einem Zeitroman von

Otto Julius Bierbaum

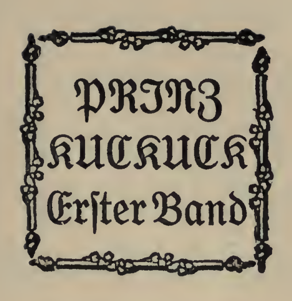
Erster Band

München und Leipzig
bei Georg Müller
1909

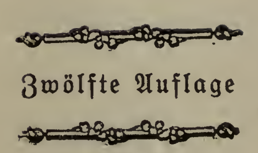






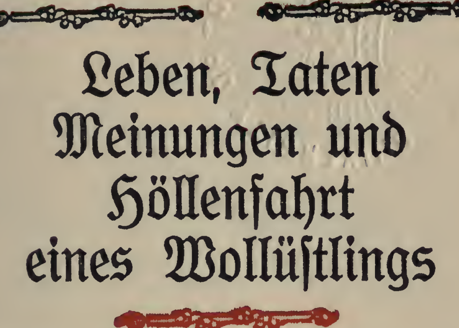

PRINZ
KUCKUCK
Erster Band





Zwölfte Auflage

Prinz Kuckuck



Leben, Taten Meinungen und Höllenfahrt eines Wollüstlings

In einem Zeitroman
von

Otto Julius Bierbaum



Das Leben läßt sich stets nur stückweis fassen;
Kunst will ein Ganzes ahnen lassen. [DEHMEL]

Erster Band

Im Verlage von Georg Müller
München und Leipzig 1909

Einteilung

(Inhalt des ersten Bandes)

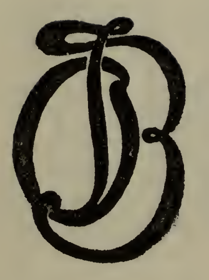
Erster Teil:

Seite

Zweiter Teil:

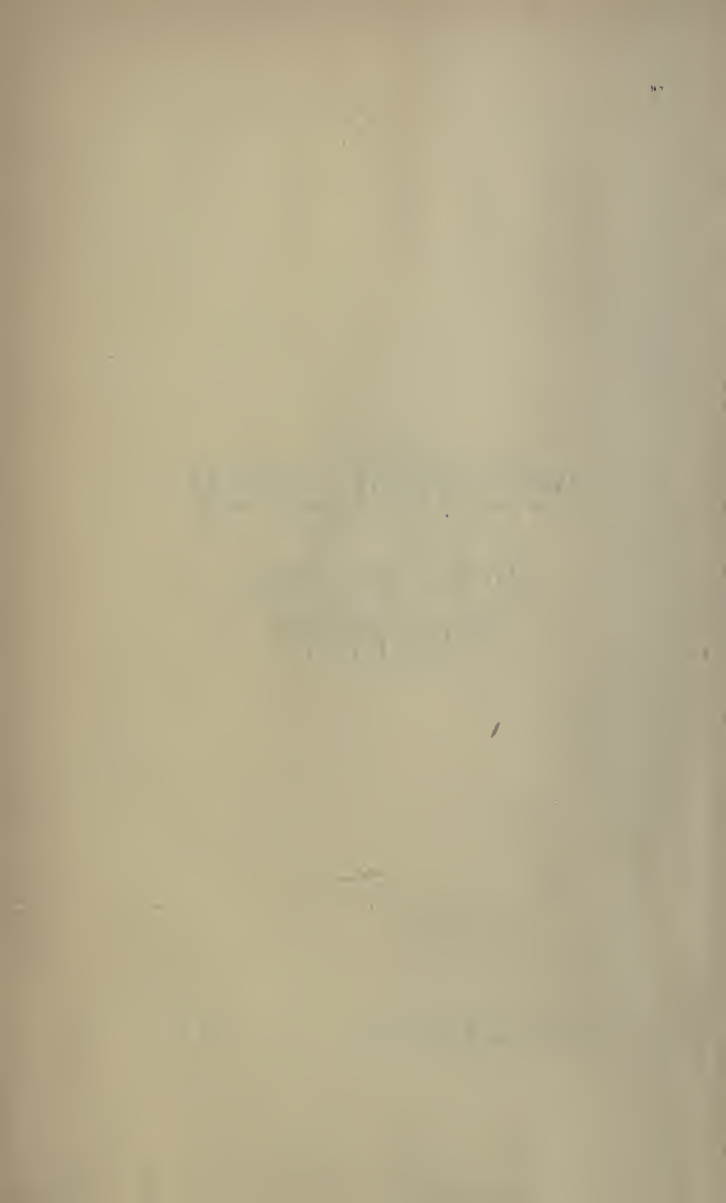
(Ende des zweiten Teils)

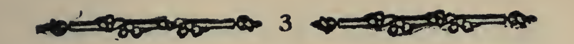




ERSTER TEIL

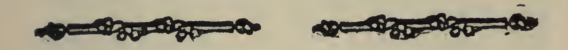
Prinz Kuckucks Vorgeschichte





Erstes Kapitel

Von der Mutter



Erstes Stück: Die spanische Sara

Es war um die Zeit der unumschränkten Herrschaft der Kaiserin Eugenie über die Modemagazine der alten und der neuen Welt, als Madame Sara Asher, die junge Witwe des alten Mister Leon Asher (Felle und Pelzwarenkonfektion, New York) zum ersten Male seit ihrer Kindheit ihre kleinen Füße wieder auf europäischen Boden setzte.

Europa war damals kleine auf hohen Stöckeln balancierende Füße gewöhnt, und auch die hohen bis zur Mitte der Waden reichenden Juchtenstiefelchen mit goldenen Schnürenquasten, die Madame Sara trug und geschickt in ihrer ganzen Pracht zu zeigen keineswegs ermangelte, waren keine Sensation für den alten Erdteil, der damals auf üppige Eleganz gestimmt war und noch nicht den kategorischen Imperativ der bismarckschen Kürassierstiefel erfahren hatte. Selbst Madame Ashers lilafarbenes Krinolinkleid, diese prachtvolle Glocke mit dem pracht-

volleren Schwengelpaar der beiden in weiß-
seidenen Strümpfen steckenden Beine war nicht im-
stande, besonderen Eindruck auf einen Kontinent
zu machen, der mit jedem neuerscheinenden
Pariser Modejournale neue Glockenwunder er-
lebte und neben einer Kaiserin der Mode ein
paar hundert Modeköniginnen besaß, deren jede
den raffinierten Sinn dieser Verheimlichung der
weiblichen Beine wohl begriffen hatte. Trotz-
dem drehte sich schon auf dem Jungfernstieg zu
Hamburg mancher elegante Kommerz interessiert
nach der schönen Jüdin um, und wer sich des
damals noch seltenen Vorzugs rühmen durfte,
mit einem Monokel begabt zu sein (dessen rand-
und bandlose Vollkommenheit freilich noch nicht
erreicht war), ließ hinter dessen Fensterglase
Blicke blitzen, die rückhaltlose Anerkennung so-
wohl, wie den Wunsch verrieten, dieser nach
jeder Richtung hin wohlgebauten Dame einmal
an einem Orte zu begegnen, wo sich Beziehungen
leicht und mühelos anknüpfen lassen.

Noch größer aber war ihr Erfolg in Leipzig,
wohin sie sich auf mehrere Wochen begeben
mußte, weil mit der Verwandtschaft des seligen
Leon noch einige Erbschaftsangelegenheiten zu
ordnen waren. Der Brühl, wo diese Verwandt-
schaft in einer zwar nicht wohlriechenden, dafür
aber um so lukrativeren Sphäre von „Rauch-
waren" hauste, geriet in beträchtliche Aufregung,
und es gab wahrhaftig mehr als einen unbe-
weibten Rauchwarenhändler, der stürmisch bereit

war, der schönen und reichen Sara nicht bloß seine kostbarsten Eisbärenfelle, sondern auch sein liebefühlendes Herz nebst allen Geschäftsbüchern zu Füßen zu legen.

Indessen, Madame Sara hatte offenbar wenig Sinn für die hingebungsvollen Gefühle verwandter und befreundeter Firmen. Sie war keineswegs in der Absicht nach Leipzig gereist, weiterhin auf ehelicher Grundlage in Pelz und Pelzkonfektion zu machen. Sie hatte an ihrem einen Rauch- und Pelzwarenhändler schon völlig genug gehabt und war im Grunde froh, daß ihre Ehefirma durch den Tod gelöscht worden war. Denn der alte dürre Leon, diese zweibeinige Rechenmaschine, der man sie in sehr jungen Jahren beigegeben hatte, war ganz und gar nicht ihr Geschmack gewesen. Für seine löblichen Qualitäten als Kaufmann und Familienvater hatte sie kein Organ besessen, aber ein um so schärferes Auge für das, was ihm als Menschen im allgemeinen und als Mann im besonderen an den Eigenschaften fehlte, für die es ihr an Organ keineswegs gebrach.

Mochte er ein Charakter gewesen sein: sie war vor allem ein Temperament. Er war einer der aus dem Osten Europas gekommenen Juden gewesen, von denen sie zu sagen pflegte, selbst ihr Schatten färbe noch ab, und der Geist des Ghettos stöhne in ihren schönsten Reden (und das und nichts anderes sei das Mauscheln), während sie die Tochter eines sehr westlichen,

nämlich spanischen Juden war (eines jüdischen Granden, wie sie sagte) und einer Kreolin. Freilich war auch der Vater dieser Kreolin bestimmt ein Jude gewesen, und das indianische Blut in ihrer Herkunft mütterlicherseits begegnete in der Verwandtschaft auf dem Brühl unverholenem Zweifel, aber es lag ihr auch ganz fern, ihre Zugehörigkeit zum jüdischen Stamme zu leugnen. Sie war vielmehr stolz darauf und sprach es bei jeder Gelegenheit recht hochmütig aus, daß sie sich als Aristokratin fühle, eben weil sie Jüdin sei, und noch dazu spanische Jüdin. Es war das, wie ihre Schönheit, ihr Geist und ihr Temperament, ein Erbteil ihres Vaters, der zwei Haupteigenschaften besessen hatte: Stolz und Phantasie. Aus einem reichen Hause stammend, hatte er sich, von der Lust nach Unabhängigkeit und Abenteuern getrieben, von seiner orthodoxen und streng in sich abgeschlossenen Familie gelöst und war in die Welt hinausgezogen. Lange hatte er in Italien gelebt, mit der inbrünstigen Andacht eines Psalmoden die früheste, halb byzantinische Kunst verehrend und immer den stolzen Plan hegend, der Verkündiger dieser Kunst zu sein. Dann hatte ihn die deutsche Kunstgelehrsamkeit, wenn nicht abgekühlt, so ernüchtert, und er war in das Getriebe der revolutionären Bewegung, gleichzeitig aber in den Aufruhr der Liebe zu seiner „Kreolin“ geraten, die er als Tänzerin in Dresden kennen gelernt hatte. So kam es,

daß die „spanische Sara“ (wie man sie nicht ohne Respekt auf dem Brühl nannte) zu ihrem Leidwesen in Deutschland geboren worden war. Indessen konnte sie keine Erinnerung daran haben, da ihr Vater schon vor dem tollen Jahre Deutschland verlassen und mit Frankreich vertauscht hatte. Aber auch dieses Land genügte seinem revolutionären Sinne nicht, und er wanderte mit Weib und Kind nach Amerika aus, wo es ihm indessen erst recht nicht gelang, zur Harmonie zu kommen. Immer die größten Pläne, bald wissenschaftlicher, bald poetischer, bald politischer Natur wälzend und sich aus einem Lager der Meinungen immer wieder in ein anderes begebend, immer wieder abgestoßen durch das, was er Philistertum nannte, und überall abstoßend durch seinen Stolz und sein Weiterhinausbegehren, endete er als vollkommener Einsiedler der Gedanken, als geborener précurseur, wie er sich selbst nannte. Seine Frau war ihm weggestorben, als Sara noch nicht zehn Jahre alt war. Diese war nun sein einziger Umgang, und in ihrer Erziehung ging er völlig auf. Er brachte ihr, einem höchst aufgeweckten Kinde, früher, als ihr gut sein konnte, nicht nur seine reichen Kenntnisse in Sprachen, Kunst und Literaturgeschichte, sondern auch seine ganze Weltauffassung bei, die schließlich immer mehr Nihilismus geworden war. Eine rasche Krankheit raffte ihn weg, kurz bevor sie das fünfzehnte Jahr erreicht hatte.

Da er ihr fast nichts hinterließ, mußte sie es als ein großes Glück betrachten, daß der alte reiche Leon Asher sich ihrer annahm. Das Wohlleben in seinem Hause gefiel ihr, und so sagte sie nicht nein, als der Fünfzigjährige die Sechzehnjährige zur Frau begehrte. Sie gebar ihm in drei Ehejahren zwei Söhne. Als er starb, hatte sie das Gefühl: jetzt beginne ich, zu leben. Kaum, daß das Trauerjahr vorüber war, übergab sie ihre zwei Kinder, zu denen sie auch nicht die geringste mütterliche Zuneigung empfand, einer Schwester des Verstorbenen und unternahm die Reise nach Europa, zwar unter dem Vorwande, nur Erbschaftsangelegenheiten betreiben zu wollen, aber mit der bestimmten Absicht, in Europa zu bleiben und dort ihr Leben in aller Freiheit einer reichen jungen Witwe zu genießen. Die aufs geistige gewandten revolutionären Lehren ihres Vaters hatten bei ihr eine sehr deutliche Wendung aufs Sinnliche genommen, doch besaß sie einen gewissen sehr günstigen Dämpfer in ihrer wohlfundierten ästhetischen Bildung.

Aber der Brühl zu Leipzig konnte freilich keine Landschaft nach ihrem Sinne sein. Sie nahm nur schnell ein kleines Verhältnis mit einem hübschen, aber allzuwenig interessanten Korpsstudenten mit; dann reiste sie nach Dresden. Der Gallerie wegen, meinte sie, doch dachte sie wohl auch an anderes.

Ihr Vater, kein Freund des deutschen Wesens,

hatte ihr von Dresden berichtet als der einzigen deutschen Stadt mit galanter Kultur. Er hatte dies freilich nicht ganz in dem Sinne gemeint, in dem es sich bei ihr festgesetzt hatte. Aber es war in diesem Falle gewesen, wie auch sonst: sie hatte, indem sie eine allgemein gefaßte Meinung ihres Vaters in ihre Auffassungssphäre übernahm, sie zwar allzuwörtlich aus dem Allgemeinen einer männlichen Erfahrung in das Besondere ihrer weiblichen Gefühls- und Anschauungswelt übersetzt, aber im Wesentlichen deckten sich Original und Übersetzung doch.

Der Vater Saras hatte Dresden mit den Augen des Kunstgelehrten und Kunsthistorikers angesehen. Er war italienischen und französischen Einflüssen in der Kunst und Kultur der sächsischen Residenzstadt nachgegangen und dabei auch italienischem und französischem Blute begegnet. Dies mußte ihn, den unter Romanen geborenen, wie etwas Heimatliches berühren. Und seine Phantasie half nach. In jedem schwarzen oder braunen Auge einer Dresdnerin erblickte er ein lebendiges Denkmal längst verwehter Schäferstunden französischer Soldaten und italienischer Künstler, wenn es auch vielleicht in Wahrheit slavisches Braun und Schwarz war. Und dann kam hinzu, daß er seine eigene Liebe in dieser Stadt erlebt hatte. Hier hatte das Wochenbett seiner Frau, hier die Wiege Saras gestanden; und beide Betten,

das große und das kleine, hatte er mit alten meißner Figürchen umgeben, kleinen Kunstwerken, auf die das Wort einer galanten Kultur wirklich zutraf. Alles dies lebte in Sara nach, unbewußt, halb bewußt, ganz bewußt.

Als sie der hübsche, aber leider von Korpsinteressen völlig absorbierte Kurt von Kantern, die stahlblaue Lausitzer-Mütze tief, wie es damals Mode war, in die Stirn gezogen, einmal gefragt hatte: „Aber warum denn gerade nach Dresden, Madame? Auf Ehre, — Dresden ist ein langstieliges Kaffeedorf!" hatte sie geantwortet: „Für Korpsstudenten, — mag sein. Korpsstudenten interessieren sich nicht für meißner Porzellan. Korpsstudenten sind tapfere Ritter, aber keine Kavaliere im Sinne der galanten Zeit. Sie müssen zu viel Bier trinken und zu oft pauken. Das ist gewiß reizend, — für Korpsstudenten. Ich aber habe schon genug von steilen Terzen und Hakenquarten. Ich möchte nicht gerne Anlaß zur Eifersucht haben, und am wenigsten Anlaß zur Eifersucht auf die Kneipe. Ich möchte mich in Jünglinge verlieben, die auf der ganzen Welt nichts kennen und wollen, als mich, oder in Männer, die sich in meiner Gesellschaft von großen Dingen ausruhen."

Davon begriff der hübsche Lausitzer-Senior nicht gar viel; die schöne Sara aber hatte damit immerhin etwas von der Oberfläche ihrer Instinkte verraten.

Zweites Stück: Die dunkle Schwester

In Dresden logierte sie sich nahe dem Zwinger in einem höchst soliden und von der besten Gesellschaft frequentierten Hotel ein, wo sie schon bei der Ankunft nicht geringen Eindruck machte: einmal durch die große Anzahl der von ihr mitgeführten sehr umfangreichen und schweren Lederkoffer und dann durch ihre Jungfer, eine äußerst häßliche und, wie es schien, taube Negerin, die von ihr Lala genannt wurde und ihrer Herrin sklavisch anhänglich war.

Dieses Verhältnis führte sich in erster Linie darauf zurück, daß Lala mit ihrer Herrin zusammen aufgewachsen war, am Äußern der Erziehung mit anteilnehmend, sodaß sie gleich dieser deutsch, englisch, französisch und italienisch verstand, aber vom Vater Saras doch immer auf dem Stand einer durchaus willenlosen und sklavisch abhängigen Dienerin niedergehalten. Sie hatte nie einen Pfennig Lohn erhalten und nie daran gedacht, dergleichen als etwas ihr Zukommendes zu betrachten. „Du bist Saras dunkle Schwester“, hatte ihr der Alte gesagt, „und gehörst zu ihr, wie ihr Schatten. Und wie ihr Schatten sollst du sein: stumm, taub, — für die andern. Aber Sara wird keine Geheimnisse vor ihrer dunklen Schwester haben, und Saras Schatten wird Saras Schicksal teilen. Sara wird für ihn denken und Sara wird für ihn sorgen. So ist es die Bestimmung und so

das Glück der dunklen Schwester." Der Alte hatte wohl gewußt, warum er in Bildern zu der kleinen, verprügelt und halb verhungert in sein Haus gekommenen Negerin gesprochen hatte. Ihre wie aus einer Schicht braunen Öles stumpf leuchtenden schwarzen Augen hatten ihm die unklar träumende Seele dieses Wesens offenbart, das treu wie ein Hund und zu allem guten und bösen abzurichten war. Der Alte sorgte dafür, daß nichts in ihr helle wurde, als das Gefühl für die Erhabenheit Saras über ihr. Und dieses Gefühl wurde immer mehr zu einer demütigen Anbetung, je reifer die Schönheit Saras wurde. Wie Sara selbst, ohne Religion aufgewachsen, hatte sie, aus einem mystischen Bedürfnisse ihres dunklen Wesens heraus, Sara zu einem Idol nach der Art derer gemacht, die ihre schwarzen Vorfahren angebetet haben mochten. Das war keine gute Göttin, kein lieber Gott, das war nur eben das höhere Wesen, die Macht, die Lenkung. Und es war die Schönheit, die Helle.

Lala wurde zur Dichterin, wenn sie ihre Gefühle für Sara aussprach.

Wie Sara zum Führen eines Tagebuches angehalten worden war, so auch sie, aber sie schrieb nur Dinge hinein, die Sara betrafen, und jede Seite begann mit der Überschrift: „Heute sprach die helle Schwester dies." Dann folgte etwa: „Hole das grüne Kleid, Lala.

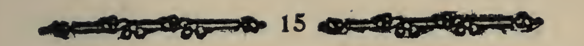
Tat es die dunkle Schwester. Sprach später die helle Schwester: Ich liebe noch immer den jungen Mann. Bring ihm den Brief. Tat es die dunkle Schwester. Und der junge Mann lächelte, denn die helle Schwester liebt ihn. Und kam zur Nacht nicht heim. Sanft sei ihr Glück, wie der Mond, und heiß, wie die Sonne. Die dunkle Schwester kennt die Liebe nicht, aber sie hat alles mit von der hellen Schwester. Und es ist gut für sie. Alles ist gut so, dunkel und gut."

In diesem seltsamen Tagebuche bediente sich Lala derselben Geheimschrift, die sie mit Sara von Saras Vater erlernt hatte. Doch hatte sie sich noch eigene Sigel dazu erfunden. So für die Worte: „Heute sprach die helle Schwester" einen Kreis durch den ein Pfeil wagrecht ging ←○« und für die Worte: „Tat es die dunkle Schwester" einen Halbmond, durch den ein Pfeil senkrecht ging ☽.

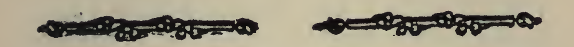
Ihre Taubheit war Verstellung zu dem Zwecke, die Äußerungen fremder Leute über ihre Herrin vernehmen zu können, ohne daß diese sich dessen versahen. So hatte sie schon während der Ehe Saras der hellen Schwester wertvolle Spionendienste unter der Verwandtschaft des ahnungslosen Mister Leon Asher geleistet. Sara selbst pflegte ihre Dienerin auch ihren nächsten Bekannten und Vertrauten gegenüber als harmlose Idiotin hinzustellen, was umsoweniger auf Mißtrauen stieß, als die

primitiven Umgangsformen zwischen Herrin und Dienerin, wie das gegenseitig angewandte Du, ohnehin den Eindruck machten, als seien sie auf kindliche Zurückgebliebenheit des Verstandes der seltsamen braunen „Jungfer" zurückzuführen.





Zweites Kapitel
Von den Vätern



Erstes Stück: Der Tatar

Nachdem Madame Sara in den besten Geschäften der Pragerstraße nach den besten Pariser Modellen ihre zwar ohnehin reiche, aber doch noch nicht ganz auf der Höhe des europäischen Geschmackes befindliche Garderobe ergänzt hatte und es nun an türkischen Schals, spanischen Mantillen, kleinen koketten Federhütchen, knisternden Reifröcken und durchbrochenen Halbhandschuhen mit den elegantesten Dresdener Madams mehr als aufnehmen konnte, fand sie es für angezeigt, ihre Antrittsvisite bei der berühmtesten, ob auch ganz altmodisch gekleideten Dresdnerin zu machen, deren erlauchte italienische Herkunft zweifellos ist: bei der sixtinischen Madonna.

Gleich den meisten anderen Fremden durchschritt auch sie (doch war es mehr ein Durchwogen) alle übrigen Säle der Gallerie, ohne den an ihren Wänden prangenden Kostbarkeiten

mehr als einen vorüberstreifenden Blick zu gönnen, mit dem Ausdruck der von Sehnsucht beflügelten Wisserin der höchsten Gnade, bis sie zu dem gebenedeiten Raume gelangte, wo die himmlischen Augen der Mutter und des Kindes leuchten, vor denen Papst und Heilige knieen.

Die schöne Jüdin, froh, dort niemand zu treffen, ließ sich mit einem knisternden Aufbauschen ihres dunkelgrün seidenen Reifrockes in einem Fauteuil dem Bilde gegenüber nieder, erhob ihren schönen, mit vollgerundeten, schwermütig schwankenden Schmachtlocken frisierten Kopf zu dem Gemälde und führte das goldene Lorgnon an die dunklen und durch unterlegtes Beinschwarz noch mehr gehobenen Augen.

Ein wunderlicher Gegensatz, wie von Gavarni mit verruchter Raffiniertheit erfunden, diese beiden Frauenbilder einander vis-à-vis: Das lebendige, als ob es ein zwar amüsantes, aber freches Gespenst des Lebens wäre, und das aus der Kunst geborene, das fast als mehr wie Leben strahlte: als Lebensleuchten selber aus tiefster innigster Einfalt.

Madame Sara empfand selbst so etwas und zog ein Spiegelchen aus ihrem perlengestickten Ridicule, sich darin zu betrachten.

Warum schminken wir uns eigentlich so absurd, dachte sie für sich. Warum diese Masse Rot auf so viel Creme-Weiß? — Nun ja, wir sind keine Göttinnen .... Und doch .... es wird einem wunderlich zu Mute.

Und sie sah wieder die Madonna an.

Und dachte weiter: – Wer hat mehr Ursache, stolz zu sein, als wir Jüdinnen? – Die schönste Römerin war dem größten Künstler Italiens gerade gut genug, eine Jüdin darzustellen .... Tat er das wirklich aus – Religion?

Sie lächelte.

Wer hier die Liebe nicht sieht, hat keine Augen. – Freilich: der Papst, die Heiligen, die Engel .. Enfin! Künstler können sich was herausnehmen. .... Künstler! Ah! .... Zweierlei gibts: Künstler und Helden – oder, ohne Romantik gesprochen, Soldaten, – d. h. Offiziere.

In diesem Augenblicke wurden ihre Gedanken durch das bestimmte Gefühl unterbrochen, daß hinter ihr ein Mann stehen müsse. Eine kleine Wendung ihres Kopfes, ein Blick nach hinten, colla coda dell' occhio, genügte, ihr zu zeigen, daß ihr Gefühl sich nicht getäuscht hatte.

Eine Weile später würde sie ihn auch mit der Nase haben wahrnehmen können, denn der Herr, der jetzt schräg hinter Madame stand und keinen Blick von ihr wandte, wie wenn er nicht der Sixtinerin wegen gekommen wäre, sondern wegen der Amerikanerin, dieser Herr, ein straff aufrechter Vierziger mit blonden Koteletten in der Mode der Zeit, einem rosigen Teint, sehr hellbraunen Augen und einem Anzuge, dessen sich der Empereur in Paris nicht hätte zu schämen brauchen, liebte offenbar die starken

Gerüche. Damals war unter den vornehmen Mitgliedern der Herrenwelt ein Parfüm bevorzugt, das heute zu den Lehrlingen im Kellnergewerbe herabgesunken ist: Jockey-Klub. Doch war dieses Odeur damals noch nicht so degeneriert wie heute, wo es aus den zusammengegossenen Neigen anderer Extrakte hergestellt zu werden scheint. Es war vielmehr in der Blüte seiner Kraft und duftete restlos die große Seele dessen aus, der seine Erfindung inspiriert hatte: des Prinzen von Wales, dem bei seiner Inspiration nichts Geringeres vorgeschwebt hatte, als eine Erhebung des Stallgeruchs zum Odeur, – Rennpferd-Stallgeruchs, versteht sich. Frisches Heu und Juchtenleder als Dominante. Ein wirkliches Odeur de chevalier, viel sagend und viel versprechend für geistreiche Nasen von Damen mit Temperamentsphantasie.

Der schönen Sara, die allzulange Ledergerüche hatte erdulden müssen, die nicht raffiniert und nicht nobilisiert waren, fehlte es an dieser Phantasie keineswegs, und so kam es, daß ihre Geruchsnerven in der bestimmten Ahnung vibrierten, der Herr hinter ihr könne eine Bedeutung für sie haben. Und so ließ sie mit scheinbarer Nachlässigkeit ihr winziges Spitzentaschentuch fallen, dessen Parfüm etwa als Komplementär-Geruch zu jenem Odeur de chevalier hätte bezeichnet werden dürfen. Sofort machte der Herr mit den Koteletten ein paar schnelle federnde Schritte nach vorn, bückte

sich zu dem winzigen weißen Häufchen aus Seide, Spitzen und Duft nieder, ergriff das zarte Gewebe und überreichte es Madame mit einer Verbeugung, die, zugleich ritterlich und galant, die beste Welt verriet.

Ah, machte Sara mit vollendet gespielter Überraschung, das heißt mit einem Tone der Überraschung, dem man es anhören konnte, daß die Überraschung gespielt war. Der Herr mit den hellbraunen Augen verstand sich auf Tonnuancen aus Frauenmunde und wußte auch die richtigen Folgerungen daraus zu ziehen und sich den Folgerungen entsprechend mit Delikatesse zu benehmen. Aber hier hätte es der Erfahrung und Sicherheit eines Meisters in der Kunst der Anknüpfung mit Damen nicht einmal bedurft, denn angesichts ganz großer Gegenstände der Kunst oder Natur ist es selbst für Anfänger leicht, den Faden zu einem Gespräch anzuspinnen und fest zu drehen. Was so hoch über der gemeinen Konvenienz steht, wie die sixtinische Madonna, verleiht mit der Macht von Souveränen auch das Recht, sich in seiner Gegenwart zeitweilig über konventionelle Schranken wegzusetzen.

So waren Weltdame und Weltmann bald in einem angenehm bewegten Gespräch, das bei Raffael begonnen hatte, über die Kunst im allgemeinen anmutig weggeschaukelt war und sich schließlich behaglich über Fragen des gesellschaftlichen Lebens in Dresden ausbreitete.

Der Umstand, daß auch der Herr als Fremder in Dresden weilte, ergab eine willkommene Erleichterung der gegenseitigen Aussprache. Eine Reisebekanntschaft, sogleich als Reisebekanntschaft determiniert, wird von Leuten von Welt, die sonst zumeist gezwungen sind, sich in festen Zirkeln zu bewegen, immer als eine angenehme Bescherung des Zufalls gerne begrüßt. Man lernt sich schnell kennen, kommt einander, wenn Sympathie im Spiele ist, sehr schnell nahe, bleibt aber doch immer Passagier, und es genügt, eines Tages zu sagen: Morgen mit dem Frühzuge reise ich weg. Nicht einmal das Stammbuchblatt früherer Zeiten ist auszufüllen:

Fällt Dein Blick auf diese Seite,
Wenn Du jene umgewandt,
Denk an mich mit Gunst und sage:
Diesen hab ich auch gekannt.

Fürst Wladimir Golkow, russischer Kavallerie-General außer Dienst, Kommandör des Sankt-Georgsordens für besondere Bravour im Krimkriege, besaß viel Neigung zu derlei Bekanntschaften, zumal wenn es sich um schöne Partnerinnen handelte, und er lebte recht eigentlich solcher Reisebekanntschaften wegen immer auf Reisen. Doch war Dresden, das zu jener Zeit von Russen überhaupt bevorzugt wurde, der Ort, zu dem er von Zeit zu Zeit immer wieder zurückkehrte. Daher er hier eine feste Wohnung unterhielt, eine kleine Villa in einem großen Garten der Neustadt.

Heute knattert auch durch dieses damals noch ganz ländlich stille Viertel der elektrische Trambahnwagen; die großen Gärten sind parzelliert, und in jedem der neuen kleinen Gärten steht, die dumm-moderne Front zur Straße gewendet, ein kleiner Steinkäfig mit Stuckornamenten, in dem ein Dresdner Partikulier wohnt, dem es gerade recht ist, daß er seinem Nachbar in die Fenster gucken und riechen kann, was der Herr Kalkulator nebenan heute zu Mittage hat. Damals aber war das eine vornehme Gegend. Wenige, aber große, mit alten Bäumen bestandene Gärten, und tief im Grün des Gartens, von der Straße kaum sichtbar, ein altes Herrenhaus mit französischem Doppeldach, ohne viel Schmuck, und ganz gewiß ohne angeklebten Schmuck, aber von guten architektonischen Verhältnissen, behaglich geschmackvoll.

Ein solches Haus in solchem Garten hatte sich „der Russe", wie er in der Gegend kurz genannt wurde, erworben und ganz nach seinem Sinne mit Möbeln aus der Zeit des ersten Kaiserreichs ausgestattet, die damals bloß als altmodisch aber noch nicht für „antik" galten. Sie sagten ihm in ihrer strengen und etwas steifen Pracht viel mehr zu, als die mit Rokoko-Verzierungen recht oberflächlich spielenden Möbel des zweiten Kaiserreichs, die ihm den Eindruck von Unsolidität und Weichlichkeit machten. Er aber liebte die grade Linie, sparsamen, zurückhaltenden Schmuck aus echtem Material und

eine gewisse Massigkeit. Das grazilere „Damen-Empire", die feinbeinigen Tischchen und wie aus Gitterwerk zierlich konstruierten Sophachen fand man bei ihm nicht, wohl aber gewaltige, wenn auch durch die Kunst der Verhältnisse nicht plump erscheinenden Tische und wahrhaft überlebensgroße Prachtkanapees. Die östliche Herkunft und den früheren Beruf des Besitzers verrieten kostbare persische Teppiche, turkestanische Vorhangstoffe und wertvolle Waffen der verschiedensten Art: Säbel, Degen, Pistolen, Gewehre, die, weit zahlreicher, als Bilder, an den Wänden hingen. Doch fehlte es auch an Bildern nicht völlig, und diese ließen gleichfalls gewisse Schlüsse auf die Neigungen ihres Besitzers zu. Da waren bunte, edelsteinbeladene russische Heiligenbilder, byzantinische Madonnen neben tibetanischen Malereien auf Seide, die schauderhafte Götzen, überladen mit Attributen der Grausamkeit und Wollust, darstellten, aber es gebrach auch nicht an allerhand nackten Damen antikmythologischer und ganz und gar moderner Herkunft. Diese letzteren aber waren nicht so sehr durch klassische Schönheit wie durch Fülle ausgezeichnet. Auch plastische Kunstwerke waren vorhanden, doch gewahrte man weniger echte Bronzen, als Erzeugnisse des berühmten russischen Phosphor-Eisenwerkes bei Jekaterinburg, die nichts so gerne darstellen, wie reitende Kosaken.

Auch von diesen Dingen war bereits in

Gegenwart der sixtinischen Madonna die Rede, und es war nicht bloß höfliche Vorheuchelung, wenn Madame Sara erklärte, daß alles Russische sie besonders interessiere.

— „Rußland, verzeihen Sie, Fürst, hat für uns Amerikaner den Reiz kostbarer Barbarei. Gilt uns Europa als die alte, schon etwas lahmgewordene Kultur, so Rußland als der große Rachen, der diese Kultur einmal verschlingen und, wenn er imstande ist, sie zu verdauen, aus ihr ein neues Gebilde von halb asiatischem Charakter erstehen lassen wird."

— „Ich verstehe, Madame. Wir Russen sind für Sie die Europäer à la tartare. Ein bißchen Politur über dicker Roheit. Nun ja, gottlob, es ist etwas Wahres daran. Unsere Kraft liegt in Asien, im Urgebiet des Menschen, das schon mehr Kulturen sterben sah, als je in Europa entstanden sind. Dort ist viel verfault und daher, dank der Düngung durch Jahrtausende, der beste Humus für eine neue, für unsere Kultur. — Was Sie in Amerika verflucht schnell und, entschuldigen Sie, etwas oberflächlich gemacht haben, machen wir verflucht langsam, daher aber um so gründlicher. Sie haben auf ein neues Land den äußerst schnell alt gewordenen europäischen Liberalismus gepfropft, aber dieses Wunderkind wird wie alle Wunderkinder früher sterben, als es Nachkommen hervorbringen konnte. Wir aber gehen auf das echte Urwesen des Menschen zurück,

das sich, wenn Sie wollen, barbarisch geworden, im Osten erhalten hat und zu alt ist, als daß es die Kinderei des Liberalismus hätte mitmachen können. Panslavismus heißt Asiatismus, heißt Mystizismus. Revanche für Marathon und Salamis ist das letzte Ziel der russischen Politik."

— „Oh! Oh! Sie springen weit und überspringen viel, Fürst!"

— „Das kommt, weil wir Russen an große Ausdehnungen gewöhnt sind."

— „Wie wir Amerikaner."

— „Aber Sie springen an der Longe Europas in der Manege des Liberalismus. Zirkuskünste! Bei uns aber ist Freiheit und Größe! Nur bei uns!

— „Freiheit? Existiert das Wort im Russischen?"

— „Nicht im Sinne der kümmerlichen Liberté, aus der die ruchlos idiotische Égalité hervorgegangen ist, aber im großen Ursinne der Brüderlichkeit eines ganzen Volkes, das sich als Familie fühlt und mit tiefem Instinkte den fürchterlichen Unsinn des Individualismus erkannt hat, den wir den griechischen Windbeuteln und den einzigen entarteten Orientalen verdanken: den Juden."

Bei diesem Worte fühlte die kluge Sara, der dieses Gespräch ein seltsam aus Ärger und Respekt gemischtes Vergnügen bereitet hatte, daß jetzt der Moment gekommen war, wo es

sich entscheiden mußte, ob sich mehr und Besseres aus ihm entwickeln sollte, als Gespräche.

Und sie sagte mit einem Lächeln, das schlechterdings bezaubernd war in seiner Mischung aus ein bißchen Demut mit viel Stolz: „Sehen Sie mir es nicht an, daß ich Jüdin bin, Fürst?"

Auch der Kommandör des Sankt-Georgsordens empfand blitzschnell die Bedeutung dieses Momentes. Er, der in der Tat längst und keineswegs mit Mißfallen die jüdische Herkunft seiner schönen Partnerin bemerkt hatte, ergriff ihre linke Hand und zog sie an die Lippen, indem er sprach: „Ich verstehe mich auf Frauenschönheit, Madame, und ich müßte nicht tatarisches Blut in mir haben, wenn ich sie nicht zu schätzen und — abzuschätzen wüßte. Meine Liebe für den Orient ist nicht bloß platonisch-politischer Natur. Mag ich auch die Juden für entartete Orientalen mit dem denkbar schlechtesten Einfluß auf die menschliche Kultur halten — die Jüdinnen sind mir immer besonders verehrungswürdig erschienen, und ich möchte mich ihrem Einfluße keineswegs entziehen, — zumal, wenn er über ein Lächeln verfügt, wie Sie."

Madame Sara hörte den Unterton von paschahafter Überlegenheit aus diesen Worten wohl heraus, aber er mißfiel ihr durchaus nicht. Im Gegenteil: Sie ahnte aus ihm etwas, das sie innerlich höchst angenehm aufschauern ließ.

Und sie wiederholte ihr Lächeln, indem sie die

Demut darin zur Balance mit dem Stolze steigerte. Und sagte: „Auch die Ironie in Ihren Worten entzückt mich, Fürst, – nicht bloß die Schmeichelei. Sie haben eine mir sehr zusagende Manier der galanten Huldigung, und ich würde es vielleicht auf einen Versuch ankommen lassen wollen, zu erfahren, ob Sie jetzt bloß – höflich gewesen sind."

*

Der Versuch wurde gemacht, wurde wiederholt, und es war bald kein Zweifel mehr daran erlaubt, daß Fürst Golkow eine mehr als platonische Neigung für schöne Jüdinnen hatte.

Schon nach wenigen Wochen war Madame Sara im buen retiro des Fürsten wie zu Hause, und sie lernte den Zusammenhang begreifen, der zwischen den byzantinischen Madonnen, den tibetanischen Verzückungsgreueln und den Kosaken aus russischem Weicheisen bestand. – –

Wie ihr das neu war nach ihren Erfahrungen mit dem seligen Asher und dem Intermezzo mit dem hübschen Leipziger Korpsburschen!

Sie lernte mit großem Interesse das erotische Gruseln kennen und entbrannte in heftigster Leidenschaft zu ihrem Tataren, wie sie nun den Fürsten gerne nannte. Indessen: Den Kopf verlor sie dabei doch nicht. Wie gerne sie auch ihrem erotischen Mystagogen auf den dämmerigen Wegen in das mystische Paradies folgte, und wie gelehrig sie sich auch aus angebornem Talente benahm, – sie verfiel ihm nicht so ganz,

wie es den Anschein hatte, und wie er es nach dem Anschein gerne glaubte. Sie exaltierte sich nicht aus Berechnung; das hatte ihr Temperament nicht nötig. Sie spielte auch nicht aus Berechnung die Liebessklavin; diese Rolle war ihr im gegebenen Momente Natur. Aber beides, die Exaltation und die demütige Unterwerfung unter den Herrn der Liebe, nahm sie nicht dauernd ein; — sie blieb über der Sache, die für sie nicht Liebe, sondern Sensation war, aber sie wußte sich klüglich den Anschein zu geben, als sei sie nicht bloß in seinen Armen sein.

Auch beim Fürsten war es nicht Liebe im wahren mystischen Sinne des Wortes, nicht die ganze innere Verknüpfung seines Wesens mit dem ihren. Er entzückte sich an ihr zu Schwelgereien seiner wunderlich verstiegenen und alle Abgründe aufsuchenden Erotik. Er genoß in ihr — Asien und meinte in ihr — das Judentum zu unterwerfen. Aber es ging ihm wie manchen großen Herrn, die, gerade wenn sie am unumschränktesten zu herrschen glauben, um ihr eigentliches Herrschertum betrogen werden. Die schöne Jüdin wurde ihm zum Bedürfnis, und sie zwang ihm leise eine Monogamie auf, die ganz und gar nicht in seinem Wesen lag.

Ein solcher Zustand aus wirklicher Liebe ist Glück. Beim Fürsten war es eine Folge von Rauschzuständen, denen es am Intermezzo des Katzenjammers nicht fehlte. Trotzdem dachten

beide nicht daran, die so intim gewordene Reise-bekanntschaft durch eine Abreise zu lösen.

Madame Sara fühlte sich in Dresden durchaus und in jeder Richtung wohl. Sie war durch den Fürsten, so weit er selbst gesellschaftliche Beziehungen pflegte, in die Gesellschaft gekommen, – nicht so sehr in die der ansässigen Kreise, als in die der Fremden von Distinktion. Und, wo sie erschien, machte sie Aufsehen, gefiel sie. Das tat ihr wohl und machte ihr Vergnügen, zumal, da sie an Schönheit, Geist und Eleganz keine Rivalin fand.

Es dauerte nicht lange, und sie war umworben. Ein Attaché der französischen Gesandtschaft gefiel ihr, aber seine Gespräche waren zu pariserisch glatt. Sie war tiefere Paradoxe gewöhnt, als die, die Monsieur le Comte de Brottignolles aus dem Figaro schöpfte, den sie selber las. Auch ein junger sehr reicher Engländer, der immer vorgab, sich zum Studium der deutschen Sprache in Dresden aufzuhalten, aber nie ein deutsches Wort über seine wunderbar rasierten britischen Lippen brachte, machte in seiner blonden Gesundheit einen gewissen Eindruck auf sie. Er war nicht parfümiert und roch doch gut. Alles war gut ausgearbeitet und doch strotzend an ihm. Kurz: Ein Triumph der Hygiene. Aber er war gar zu englisch, zu insular, und man konnte mit ihm schlechterdings nur über Dinge reden, die augenscheinlich

vernünftig waren. Und, um Leitartikel mit-einander auszutauschen, dazu, meinte Madame Sara, unterhält sich eine junge Frau nicht mit einem jungen Manne. Überdies hatte sie die Empfindung, daß er grausam tugendhaft sei und sich darauf noch etwas einbilde.

Der Fürst, dem es nicht entgehen konnte, daß seine Sulamitin auch anderen gefiel, beobachtete mit großem Vergnügen das Vergebliche aller Versuche der anderen, ihr nahe zu kommen, und legte das wohlgefällig als Beweis seiner festen Alleinherrschaft aus. Irgendwie erstaunlich fand er es nicht, denn es gehörte zu seiner Überzeugung von den Vorzügen der östlichen Menschen, daß dort die Männer zwar polygam, die Weiber aber monogam veranlagt seien. „Sogar die Jüdinnen", hatte er einmal zu Sara gesagt, „die überhaupt noch echte Orientalinnen sind, weshalb sie sich in ihren schönen Exemplaren auch überall gleichen, während der amerikanische Jude ganz wie ein Amerikaner aussieht, der französische Jude ganz wie ein Franzose." Auch gegenüber solchen Reden hatte Sara das unterwürfige Lächeln der Favoritin, aber in ihrem Innern sah es dabei garnicht unterwürfig aus, und im Tagebuche Lalas gab es eine Stelle, die lautete so: „Sprach die helle Schwester: Je gescheiter ein Mann ist, um so leichter kann ihn eine Frau betrügen."

Zweites Stück: Sturmius

Eines Morgens wurde Madame Sara, die erst sehr spät von einem Besuche bei ihrem Tataren nach Hause gekommen war und unerquicklich geträumt hatte, durch rasendes Klavierspielen und eine fürchterliche Art von Gesang geweckt. Beides wurde offenbar direkt über ihr verübt. Sie schellte Lala herbei und rief ihr entgegen: „Was ist denn das? Wer wohnt denn über uns?"

„Oh!" antwortete Lala mit großem Ernste, „du wirst ihn lieben. Er ist so häßlich, wie ich, aber du wirst ihn lieben. Er ist anders. Er ist gut und verrückt. Er hat zu mir gesagt: Ei du Scheusälchen!"

Madame Sara, eben noch recht ärgerlich, mußte lachen, und sie sagte: „Mir scheint, Lala: du liebst ihn. Dann muß ich zurücktreten."

Aber Lala verstand solche Scherze nicht. Sie sagte: „Oh, es ist wahr. Er ist ganz für dich. Er ist ganz anders und ganz für dich, und er wird dich lieben."

– „Dann soll er vor allem mit diesem schrecklichen Klavierpauken aufhören und mit dem noch schrecklicheren Gesingse!"

– „Lala geht zu ihm."

Und Lala ging hinauf, und augenblicklich wurde es ruhig.

Nach einer Weile kam die dunkle Schwester

mit einem Billet zurück, auf dem folgende Worte standen:

„Wenn Orpheus sang, schwieg selbst das Federvieh,
Doch Orpheus selber, lehrt Mythologie,
Orpheus schwieg nie.

Aber Orpheus hat auch nicht das Glück gehabt, Madame Sara Asher aus New York (siehe Fremdenbuch) zu sehen, wie der ganz ergebenst endesunterfertigte Musikante und Poet, der zwar nicht leben kann, wenn er nicht den Flügel bearbeitet und seine unsterblichen Melodien den Morgenwinden mitteilen darf, aber lieber aufs Leben zu verzichten gewillt ist, als daß er der schönsten aller Damen ärgerlich sein möchte. — Es liegt also bei Madame, zu entscheiden, ob ich leben oder sterben soll. — Ich werde mir erlauben, selbst um die Entscheidung anzufragen, wenn Madame die Gnade haben will, mir dafür eine Stunde zu bestimmen.

Der ich bin
der schönsten Dame
alleruntertänigster
Diener und Knecht
Sturmius de Musis“

„Du scheinst recht zu haben, Lala, er ist entschieden verrückt,“ sagte Sara, wie sie unter Lächeln das Billett gelesen hatte. „Aber er ist ein amüsanter Narr. Du kannst ihm also sagen, daß ich um ein Uhr für ihn zu sprechen bin.“

*

Punkt ein Uhr überbrachte Lala ihrer Herrin eine Visitenkarte, die den wirklichen Namen des Maestro Sturmius de Musis aufwies, einen alten deutschen Adelsnamen, der eben an allen Plakattafeln der Stadt über einer Konzertanzeige zu lesen war. „Ich lasse bitten!" sagte sehr freundlich Madame Sara, musterte schnell noch einmal ihre raffiniert halb auf Empfang, halb auf Neglischee gestimmte Toilette und ließ sich, gelb auf rosa, in einen üppig gepolsterten Armstuhl sinken.

Kaum, daß sie noch einen Wurf alter Brabanter Spitzen über türkischen Pantöffelchen zur Geltung hatte kommen lassen können, stand der Flügelgewaltige auch schon in der Türe.

Er sah, oberflächlich angesehen, recht unscheinbar aus. Klein und mager, wie er war, verschwand er fast in dem überlangen, schwarzen, noch etwas biedermeierisch geschnittenen Bratenrocke, den er zu breit karierten hellen Nankinghosen trug. Ein nicht recht eleganter Umlegkragen gestattete einem hellroten seidenen Schlips, weiter hervorzuzipfeln, als es die Mode erlaubte, und ließ einen keineswegs schönen, allzulangen und sehr sehnigen Hals frei, der zu allem Überfluß noch von einem überlebensgroßen Adamsapfel belebt wurde. Dieser fleißig auf und niedersteigende Knollen hätte bei jedem anderen die Aufmerksamkeit des Betrachters konkurrenzlos in Anspruch genommen. Bei Madame Saras Besucher vergaß man ihn bald, wenn man ein-

mal den Kopf angesehen hatte. Vor allem: Er war zu groß. Er paßte nicht zum Körper. Er wirkte als Kopf an sich. Und dann: er war grausam häßlich, weil er auch in sich keine anständigen Verhältnisse hatte. Ein Hohn auf das Gesetz vom goldenen Schnitt. Die Stirn, über zwei dicken blonden Raupen, den Augenbrauen, ansetzend, hörte scheinbar überhaupt nicht auf. Dafür war die Nase viel zu kurz geraten, und sie erschien außerdem noch kürzer, als sie schon war, weil sie sich in optischer Verkürzung präsentierte, nämlich mehr nach aufwärts als nach abwärts tendierend. Dafür war wieder der Raum zwischen Nase und Mund viel zu ausgedehnt. Zwar war er mit einem hellblonden, in Spitzen gedrehten starken Schnurrbart bestanden, aber es wäre für zwei solcher Schnurrbärte Platz gewesen. Der Mund, obwohl zu breit und zu schmallippig, war geistreich. Nur entblößte er leider wahre Nagetierzähne, breite gelbliche Schaber. Und dann war kein Kinn da, sondern nur ein Zwickelbart, ein gesteifter pharaonischer Zwickelbart, der im Verein mit dem breiten Mund und der gewaltigen Malmfläche sofort die Idee wachrief: Nußknacker. Die stark hervortretenden oberen Backenknochen unterstützten die Idee wirksam, während die ungeheuren Ohren die Gedanken mehr ins Gebiet der Zoologie riefen. Zornig trompeteeide Elefanten, wenn sie die Ohren abstehen lassnn, erfreuen sich ähnlicher Seitenornamente. Sein

Hauptthaar litt unter dem Größenwahn seiner Stirn. Man konnte eigentlich nur von Hinterhauptthaar reden. Doch ersetzte es an Länge was ihm an Terrain versagt war. Es fiel beträchtlich über den Rand des Rockkragens herab, war aber säuberlich gerade geschnitten.

Ein solcher Kopf hätte wohl Entsetzen erregen müssen, wenn in ihm nicht zwei Augen gewesen wären, so voll Geist, Güte, Glut und Leben, daß man in ihrem Anblicke alles übrige vergaß und sofort die Empfindung gewann: Dieser Mann hat es nicht nötig, äußerlich schön zu sein; er hat alle Schönheit innerlich, das heißt: er ist ein wunderbar guter und wunderbar geistvoller Mensch, ein geniales Herz und ein genialer Kopf. Seine Häßlichkeit, statt zu verstimmen oder gar Mitleid hervorzurufen, machte heiter, steckte mit Heiterkeit an, von den Augen her, um die herum ein lebhaftes und doch nicht zuckendes Muskelspiel fröhlicher Laune war, witzig und dionysisch zugleich, kindlich und faunisch, gemütlich und enthusiastisch.

Wenn er aber gar den Mund auftat und in seiner, Konsonanten und Vokale wunderlich zusammenquetschenden Sprache zu reden begann, war es, als ab alle guten Geister des Lebens mobil gemacht worden wären gegen Langeweile, Dumpfheit und Verdrossenheit. Er brauchte gar nichts Besonderes zu sagen: alles klang originell, denn ein jeder fühlte unbedingt: Dieser Mensch spricht sich unverstellt aus, jedes Wort

ist getragen von einem Impuls, keines schielt nach verborgenen Absichten, und wäre es auch nur die Absicht, originell zu wirken. Andererseits mochte manches anfangs närrisch klingen, aber bald merkte man, daß es nur närrisch geklungen hatte, weil es gar tief natürlich gewesen war, kindliche Weisheit, die sich nicht gut in konventionellen Schablonen ausdrücken kann, und die sich ganz naiv primitiver Mittel bedient. Dabei war Meister Sturmius alles andere eher, als ein rohes Naturprodukt. Er war nicht nur sehr gebildet, äußerst belesen, ja im Umkreise seiner künstlerischen Interessen beinahe gelehrt; er hatte auch als Erbgabe seines alten Geschlechtes einen sehr sicheren Fond überkommener Kultur. Wenn er sich zuweilen recht ungeniert betrug, die Mode nach seinem Geschmacke modelte, die Konvention nach seinem Sinne bog, so war es kein wüstes Durchbrechen von Schranken, sondern immer ein elegantes Drüberwegsetzen mit dem leisesten Takte für das wo, wie, wann und wieweit. Nur in seiner Kunst war er ein rücksichtsloser Draufgänger, und er pflegte das so zu entschuldigen: Alles, was in meiner Familie früher Ritterliches, Räuberisches, Mörderisches passiert ist mit Schild und Schwert und Spieß, üb ich aufs neue aus im Kampfe für die Kunst gegen die Philister. Alle meine raubritterlichen Vorfahren haben nicht so viel Eisen zerhauen, wie ich Flügel, und ich will doch sehen, ob ich nicht

mehr Kunstphilister zur Strecke bringe, als sie Krämer. Sturmius, mein erlauchter Ahne, hat seinen Bruder Arbogast mit einem alten Streitkolben erschlagen, weil er nicht Martin Luthern anhangen wollte; – so würde auch ich meinen Bruder umbringen, wenn er nicht an Richard Wagner und die Musik der Zukunft glaubte. Es ist ein großes Glück für meinen Bruder, daß ich keinen habe.

Madame Sara, die keinen schlechten Blick für Menschen hatte, erkannte schon an der Art des Eintretens, daß ihr Gast trotz seines allzu subjektiven Bratenrockes ein Mann von Welt war, denn er kam ohne jede Spur von Befangenheit auf sie zu und küßte ihr die Hand wie einer, der gewöhnt ist, mit Schönheiten des Salons umzugehen. Dabei überstrahlte sie sein Blick ebenso verehrungsvoll wie munter, und sie fand, daß dieser Musikus, ästhetisch genommen, zwar ein Scheusal sei, aber ein höchst interessantes, ja – reizendes Scheusal. Naiv treulos, wie sie war, dachte sie sofort vergleichend an ihren Tataren, und diesmal schien es ihr, als sei der „Andere“, das heißt der neuauftauchende, vielleicht . . . nun: weiter dachte sie nicht. Und sie sprach: „Sie haben wirklich meine Entscheidung über Leben und Tod Herr von . . .“

Aber Meister Sturmius fiel ihr ins Wort, ehe sie seinen Namen hatte aussprechen können: „Haben Sie die Gnade, mich nicht bei meinem in die Register des Staates eingetragenen Na-

men zu nennen, Madame! Auf die Gefahr hin, daß Sie mich sogleich ersuchen werden, Ihr Zimmer zu verlassen, bitte ich Sie, mich mit dem Vornamen anzureden, den in den Zeiten, da meine Familie noch katholisch war, die Erstgeborenen unseres Hauses trugen, und den ich mir selbst für den Verkehr mit Göttinnen beigelegt habe: Sturmius!"

Madame Sara lachte belustigt auf: „Sturmius? Steht der Name wirklich im Kalender? Ist er nicht von Ernst Theoder Amadeus Hoffmann erfunden worden?"

— „Es hat so viel Sturmiusse meines Namens gegeben, daß wir sie nummeriert haben, Madame. Der letzte war der vierzehnte und trug den Namen Judenschreck, nicht, weil er das Volk Gottes haßte, sondern weil er sehr kreditbedürftig war."

— „Das Volk Gottes? Wie meinen Sie das?"

— „Wie es in der Bibel steht. Denn die Juden sind wirklich die Auserwählten ihres Gottes, den sie bei uns importiert haben. Es war ihr erster großer Import-Artikel und ist ihr bestes Geschäft geblieben bis auf den heutigen Tag. Wir haben ihn teuer bezahlt."

— „Sie sprechen nicht sehr respektvoll vom lieben Gott."

— „Der Gott der Juden heißt Jehova."

Madame Sara war ärgerlich. Was sollte das alles? Wußte er nicht, das ihr Name

jüdisch war? Sah er nicht, daß er eine Jüdin vor sich hatte?

Sie sprach: „Es ist nicht gescheit, daß Sie Ihre Richterin über Tod und Leben beleidigen, Herr von . ."

— „Bitte: Sturmius!"

— „Wenn ich nun eine fromme Jüdin wäre . . .?"

— „Sie sind überhaupt keine Jüdin."

— „Doch, und ich bin stolz darauf."

— „Sie sind ebenso wenig eine Jüdin, wie Christus ein Jude war."

— „Was war Christus denn?"

— „Christus."

— „Das verstehe ich nicht."

— „Christus war die Liebe, war nichts als Liebe, war ganz und gar Liebe. Daher war er weder Jude, noch sonst etwas, und darum gehört er allen, nicht bloß uns Christen, sondern auch den Juden und Heiden. Und so ist es mit jedem Menschen, der etwas seltenes ganz ist. So ist mein Freund Richard Wagner ganz Genie, und darum ist er kein Deutscher, sondern Richard Wagner, darum gehört er nicht bloß uns, die wir seine Jünger sind, sondern auch den Juden und Heiden der Musik."

— „Und ich?"

— „Madame! Dinge, die ich nur auf fünfzeiligem Papier oder auf dem Flügel ausdrücken kann, erdreiste ich mich nicht, in Worte zu fassen. — Haben Sie die Gnade und er-

lauben Sie mir, weiter zu leben, weiter zu musizieren, — und ich will Ihnen Gelegenheit geben, zu hören, was Sie sind."

— „Sie sind ein wunderlicher Heiliger."

— „Weder heilig noch wunderlich. Nur Musikant und ein Stück Poet. Doch bin ich leider nicht groß genug, um nicht nebenbei ein deutscher Querkopf und als solcher zum Beispiel ein hitziger Judenfresser zu sein."

— „Das ist amüsant."

— „Für mich sehr."

— „Also ist es Ihnen nicht ernst damit?"

— „Ich brauche meinen Ernst für meine Kunst. Juden fresse ich zur Erholung."

— „Haben Sie Mendelssohn schon gefressen?"

— „Der ist mir zu musikalisch."

— „Und Meyerbeer?"

— „Den habe ich gefressen."

Und Meister Sturmius lachte über den Doppelsinn seiner Antwort selber so herzlich auf, daß sein Gelächter ansteckend wirkte und auch Madame Sara schallend lachen mußte.

„Aber Sie stehen ja noch immer, Sturmius" nahm, durch das gemeinsame Gelächter in eine übermütige Laune geraten, Madame Sara das Wort, „setzen Sie sich, Meister!"

„Nicht „Meister"," erwiderte der, indem er sich setzte. „Es gibt nur einen Meister, und der sitzt jetzt in der Schweiz über Partituren zu Werken, die die Pforten der Ewigkeit auf-

reißen werden. Ich bin nur Sturmius der Jünger: Ihr Sturmius, Madame, wie seiner, denn die Schönheit ist der Nachfolge so würdig, wie das Genie. -- Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen die Schleppe trage als Ihr musikalischer Page."

„Das würde wohl unschicklich sein bei der Krinolinenmode," meinte Madame Sara, und Sturmius schüttelte sich aufs Neue vor Lachen. Und wiederum mußte Madama Sara einfallen, und es dauerte eine ganze Weile, bis sie sich beruhigt hatte, um sagen zu können: „Mein Gott, was für Kinder wir sind! Wir schreien mit einander vor Lachen, als kennten wir uns von Jugend auf. Das ganze Hotel werden wir skandalisieren."

„Wenn es auf mich ankäme," antwortete Sturmius, „ich hätte nichts dagegen, wenn es die ganze Stadt wäre."

Da dachte Madame Sara zum zweiten Mal an ihren Tataren und sagte: „Das wollen wir bleiben lassen, Sturmius. Ich bin mehr für Ausschluß der Öffentlichkeit bei Privat=vergnügen."

Und sie lachte wieder, – aber schon etwas leiser.

Drittes Stück: Dreieck

Der von Sara beliebte Modus wurde bei=behalten. Selbst im Hotel wurde, dank des virtuosen Aufpassens von Lala, die entente

intime zwischen erstem und zweiten Stock nicht bemerkt, die sich aus der entente cordiale sehr bald entwickelte und den asiatischen Beziehungen Madame Saras an Intensität nichts nachgaben.

Die schöne Jüdin war sehr glücklich mit ihren beiden verliebten Antisemiten, deren Rassenhaß sie auf so angenehme Weise ad absurdum führte, und die ihr dafür so viel Glut und Verehrung entgegenbrachten, daß in der Tat für die ganze übrige Judenheit nur recht wenig Liebe mehr übrig bleiben konnte. Der kleine Gott hatte wirklich gut für ihr großes Herz gesorgt. Es waren nicht bloß zwei Männer, die sie umfingen, — es waren zwei Rassen, zwei Weltanschauungen, die ihr huldigten. Und das ergab auch im puncto puncti zwei angenehm verschiedene Gebarungen. Alles Mystische, Auto- und Theokratische lag dem Jünger der Zukunftsmusik aus altem germanischen Adelsstamme gänzlich fern. Er zündete keine Lampen in Rubingläsern an vor byzantinischen Madonnen, um Dämmerstimmungen auf dem Grenzgebiete zwischen Religion und Erotik zu Explosionen heftigster Liebesherrschsucht und wollüstigster Liebesuntertänigkeit zu steigern. Der Tribut, den er der schönen Frau mit allen Sinnen leidenschaftlich darbrachte, war völlig frei von asiatischen Ingredientien. Seine Leidenschaft war klarer, frischer, heiterer. Er liebte nicht zum ersten Male, aber er liebte wie beim

ersten Male: jungenhaft mit der bald drolligen, bald rührenden Überschwänglichkeit eines jungen Studenten, — nur kam, wenn es ans Sprechen ging, ein reicher, erfahrener Geist hinzu und, wenn er seine Entzückung musikalisch äußerte, eine meisterhafte Kunst.

Für eine Virtuosin der Liebe, als welche sich Madame Sara bald fühlen durfte, war diese Nuance ein wunderbarer Genuß, der durch die äußere Häßlichkeit nur noch erhöht wurde.

„Welches Glück," sagte sie einmal zu ihm, als er in seinem gelbseidenen, blau und grün geblümten Schlafrock vor ihr herumsprang und aus allen Winkeln der Welt- und Naturgeschichte Epitheta zum Preise ihrer Schönheit zusammen suchte, — „welches Glück, mein Sturmius, daß du kein schöner Tenor bist, sondern ein häßlicher, der häßlichste aller Musikanten. Wie schrecklich, wenn du eine Adlernase hättest."

„Schweig! Es ist nicht zum Ausdenken!" rief Sturmius und schüttelte die Fäuste.

— „Stell dir das groteske Elend vor, wenn du Locken hättest, Sturmius!"

— „Absurditäten stelle ich mir nicht vor, Madonna! Es wäre aber mehr, als absurd, es wäre in der Tat verhängnisvoll. Denn, hätte ich Locken und eine Adlernase, was wäre die Folge? Ich würde Lala lieben und nicht dich, denn Künstler lieben immer den Gegensatz.

Was deine Schönheit liebt, o Perle von Juda, ist meine Scheusäligkeit". – Ich bin ein verhuzelter, verkrumpelter Germane, ein stark Shakespearescher Witz des einäugigen Wotan, der übrigens auch kein Apollo ist. Darum lieb ich dich, die strahlende, gliederherrliche Jüdin, Jehovas seliges Meisterstück."

„Denke dir: Wenn ich ein Kind von dir bekäme," sagte nach einer nachdenklichen Pause Madame Sara.

„Dann lern ich" antwortete Sturmius „auf meine alten Tage beten, daß es ein Sohn sei und keine Tochter. Denn er wird trotz deiner Schönheit ein häßliches Kind sein."

Madame Sara dachte wieder eine Weile nach, dann sprach sie: „Auch ich will, daß es ein Sohn sei. Es ist nicht gut, wenn zwei so verliebte Gegensätze ein Mädchen in die Welt setzen."

– „Du redest so mütterlich, meine Halskette; – hast du einen Grund, so mütterlich zu reden?"

– „Ich fürchte: Ja."

– „Du – fürchtest?"

– „Ja; ich fürchte. Ich will kein Kind. Schon der Gedanke irritiert mich. Ich käme mir degradiert vor. Eine Liebe, die – „Folgen hat" . . . das ist doch – gemein."

– „Ja, gnädige Frau, es ist gemein."

– „Laß mich mit Schillerschen Doppelsinnig-

keiten zufrieden, Sturmius. Du weißt, für Schiller habe ich kein Organ."

— „Ich weiß. Er ist für dich der Dichter der deutschen Turnvereine und Liedertafeln, und meine braune Venus von Jerusalem ahnt mit gutem Instinkte, daß vor dem Erze seiner Jamben einmal das Reich der Krinoline in den Staub sinken wird."

— „Wenn du von Bismarck reden willst, Sturmius, geh ich."

— „So will ich von Bismarck spielen."

Und Sturmius setzte sich an den Flügel und phantasierte über Beethovens Eroica.

*

Die Gleichgültigkeit, mit der Sturmius die Andeutung Saras aufgenommen hatte, beleidigte diese gar nicht. Sie fühlte dabei nur, daß der Maestro sie ebenso wenig „liebte" wie sie ihn, das heißt, daß ihr Verhältnis beiderseitig frei von aller Sentimentalität war — dies Wort ohne jede Abschätzigkeit gebraucht. Und das war ihr im höchsten Grade sympathisch.

Sie empfand es ganz deutlich: Der häßliche Musiker huldigte ihrer Schönheit mit höchster Leidenschaft, ohne auch nur im Geringsten im Gemüte beteiligt zu sein. Und nicht anders stand es um ihre Neigung zu ihm, nur daß sie seiner genialen Männlichkeit huldigte. Sein künstlerisches Temperament und sein scharfer Geist flößten ihr tiefsten Respekt ein, und sie

empfand es als wollüstige Auszeichnung, daß er sie einer in glühende Erotik verdichteten Verehrung für würdig erachtete, die seiner Hingabe an die Kunst kaum etwas nachgab. Daß dieser Zustand nicht andauern würde, wußte sie wohl, und auch das war ihr recht. Sie hatte durch den gleichzeitigen Umgang mit den beiden Männern die feste Überzeugung gewonnen, daß sie sich nur in der Abwechslung ganz wohl fühlten konnte.

Wie sehr sie sich dadurch von der ungeheuren Mehrzahl der Frauen unterschied, war ihr keineswegs unklar, und sie hatte auch Verstand genug, einzusehen, wie weit sie damit von der herrschenden Moral abrückte. Mit Sturmius konnte sie darüber von der Leber wegreden, und das erschien ihr als großer Vorzug des deutschen Künstlers vor dem russischen General, dessen Qualitäten auf einem ganz entgegengesetzten Gebiete lagen. Sie waren ihr nicht weniger gemäß, ja sie lagen ihrem eigentlichen Wesen als Frau näher. Aber sie war doch nicht so ganz Orientalin, wie der Verehrer Asiens glaubte, sie war viel differenzierter, westlicher, als er ahnte, dem gegenüber sie sich von vornherein viel weniger enthüllt hatte, als dem Deutschen. Er kannte in ihr nur die Sulamitin, wie er sie sich ins alte Testament hinein konstruiert hatte, aber sie war, ihm unbewußt, gleichzeitig gar sehr modern, im Sinne der Emanzipation des Fleisches durch das Ge-

hirn, wie sie Heinrich Heine gepredigt hatte, den Fürst Golkow nicht anders zu nennen pflegte, als das „Genie der jüdischen Entartung."

— „Dieser Auswurf des Orients, dieser Teufel in Judengestalt, ist von der Vorsehung dazu bestimmt gewesen, das ganze Talent seiner Rasse zu keinem anderen Zwecke zu verkörpern, als zu dem: Die Deutschen zu demoralisieren und dadurch reif zum Untergange durch das Slaventum zu machen. Goethe, auch ein gefallener Engel, ist ihm darin vorangegangen, aber längst nicht mit so diabolischem Erfolg, denn Goethe war ein ästhetischer Hellene. Heine indessen, war Juden-Grieche. Goethe konnte, bei allem Hellenentum, noch ein Gretchen fabulieren. Heine hat dieses Gretchen vergiftet, indem er es emanzipierte. — Und dieses Volk, diese Deutschen, erst durch Rom verdorben, dann durch Luther um jedes Gefühl der Religion gebracht, dann durch Kant bis zur Gasflüssigkeit in reine Vernunft aufgelöst, dann durch Goethe in griechische Formen vereist, durch Schiller aber wieder durch heiße Phrasen aufgetaut, daß sie wie Brei auseinanderflossen, und schließlich von Heine mit allen Gärungsstoffen aus dem Sumpfe jüdischer Entartung durchsetzt: — dieses Volk von lauter „Individuen" will — einig, will ein Ganzes werden! Es hat niemals ein lächerlicheres politisches Phänomen gegeben, und auch Herr von Bismarck

wird beim besten Willen nicht im Stande sein, aus dieser Fata Morgana ein Gebilde von Realität zu machen."

Auf solchen Umwegen pflegte der Verehrer Asiens auf die heilige Allianz zu kommen, die für ihn der letzte Gipfel europäischer, – nämlich asiatischer Politik war.

Zuweilen machte sich Madame Sara das Vergnügen, diese Gedankengänge, die sie nur mäßig interessierten, vor Sturmius auszubreiten, der sich darüber schief lachen wollte.

„O du güldne Posaune von Jericho", rief er dann wohl aus, „o du lustig schmetternde! Nie bist du reizender, als wenn dein schöner Mund so greulichen Unsinn tönt!"

Dagegen nahm er ihre eigenen Ergüsse über ihre Ansichten von Liebe ohne Sentimentalität ernst.

„– Solche Ansichten stehen Dir zu Gesicht, und bei schönen Frauen kommt alles darauf an, wie es ihnen steht. Es wäre schlimm, wenn unsere deutschen Hausmütter so dächten; es wäre entsetzlich. Aber diese Gefahr ist nicht vorhanden. Fest steht und treu die Wacht am Ehebett! Du aber darfst und sollst verruchte Maximen haben. Eine Schönheit wie die deine würde gegen den Stil sündigen, wollte sie moralisch sein. Auch die große Dame von Babylon hat ihre Existenzberechtigung, und wir Künstler verdanken ihr unsere besten Informationen. Ach, es sind in eurem herrlichen

alten Buche wundervolle Stellen darüber. Heute darf man so etwas nur in Musik sagen, — und das wird jetzt in Triebschen von dem größten aller Propheten besorgt."

* * *

Und nun sollte Madame Sara wirklich ein Kind bekommen, von dem sie nicht wußte: Ist es von dem, dessen Seele in Asien wohnt, oder von dem, der das Heil der Zukunft von Bismarck und Richard Wagner erwartet.

Im Brennpunkte der Leidenschaft zweier Gegenpole stehend und sich jedem, dem einen wie dem andern, mit gleicher Leidenschaft zuwendend, hatte sie zuweilen das Gefühl eines Verhängnisses über sich, das ihr manchmal grell, manchmal düster, kaum je einmal in einem ruhigen Lichte erschien.

Doch kam das nicht häufig über sie.

Klar war ihr das Eine: Das Kind durfte ihr nicht unbequem werden, und von ihrer Mutterschaft durfte niemand erfahren, schon wegen der Gesetze ihres Staates nicht, das für eine Witwe, die außerehelich gebiert, sehr fatale vermögensrechtliche Folgen festsetzte.

*

In Lalas Tagebuch stand, als der Dresdner Aufenthalt zu sieben Monaten gediehen war, dieses: „Sprach die helle Schwester: Laß uns das Kind in einen Binsenkorb tuen, wie Mose, und den

Wellen eines Flusses übergeben. Und Geld dazu und von den Vätern Geschenke. Hat es Glück, so wird die Tochter Pharaos es finden und zu Ehren aufziehen. Wir aber wollen es nur von weitem verfolgen und ihm beistehen, wenn es nottut."

So alttestamentarisch ging es indessen nicht zu. Als die Zeit herangekommen war, daß es für Sara nötig schien, sich zurückzuziehen, nahm sie freundlich und gelassen von ihren beiden dresdner Freunden Abschied.

Rührendes ereignete sich dabei nicht.

„Da du nicht wünschst, daß ich für unser Kind sorge, so darf ich dich nur bitten ihm ein kleines Andenken zu stiften," sagte Fürst Golkow, — „diese Bronze eines mit vorgelegter Lanze dahinstürmenden Kosaken. Es möge ein Symbol für sein Leben sein — zumal wenn es ein Junge ist."

Maestro Sturmius aber bat sie, dem Kinde zum Andenken an seinen „ausgezeichneten aber leider mehr musikalischen, als moralischen Papa" seinen schönsten seidenen Schlafrock mit auf den Lebensweg zu geben. „Denn", so fügte er hinzu, „es gibt in jedem Menschenleben Augenblicke, wo ein seidener Schlafrock einem härenen Gewande vorziehen ist.

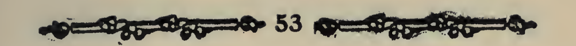
Denn Seide kühlt und Seide wärmt,
Und, hat sich jemand abgehärmt,
Dieweil das Leben Härten hat:
Das seidne Lotterkleid ist glatt".

Wertvoller aber, als diese Verse und ihr Gegenstand, war für Madame Sara in diesem Augenblicke die Adresse eines Wirtsehepaares in einer kleinen Ortschaft Oberbayerns, das, dem Musikus von früher her bekannt und verbunden, sich bereit erklärt hatte, gegen eine gewisse Summe sich das zu erwartende Kind unterschieben zu lassen.

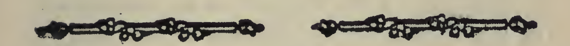


ZWEITER TEIL

In fremden Nestern



Erstes Kapitel
Der verwunschene Prinz



Erstes Stück: Das Prinzchen

Am Starnberger See, dort, wo auch heute noch das Dampfschiff nicht anlegt und „Stadtfräck" nur wenige hinkommen, liegt ein kleines dürftiges Dorf, dem man es nicht ansieht, daß es die Gebeine eines Heiligen beherbergt, der, ehe er Heiliger wurde, ein großer Kriegsmann und Graf gewesen war, sich schließlich aber auf sich und Gott besonnen hatte, und zwar so heftig und tief, daß er Rüstung und Herrenkleid von sich legte, die Kutte des Einsiedlers antat und den Rest seiner Tage in einer Klause eben hier verbrachte, wo damals nichts als wilder Wald war. Nun liegt er, heilig gesprochen, unter einer schön gemeißelten Steinplatte in einem kleinen Kirchlein, das, wie der Ort selbst, seinen Namen trägt, und verhilft denen, die als andächtige Pilger an seinem Grabe beten, zu allerhand Gnadengütern. Es kommen aber

nicht gar viele. Die Konkurrenz in der Gegend ist zu groß. Zumal der heilige Berg Andechs mit seinen vielen und gar kostbar gefaßten Reliquien, seiner herrlichen freien Lage und seinem berühmten Klosterbier lockt alle Frömmigkeit zu sich hinauf, und der heilige Graf im Seewinkel hat so gut wie nichts dagegen zu bieten.

Damals, als die schöne Sara ihr Devotionale in seiner Nähe niederlegte, das er als Heiliger nur schief ansehen konnte, während er als Graf vielleicht nicht ganz so streng darüber gedacht hätte, erfreute er sich, die paar Bauersleute der Umgebung abgerechnet, nur ab und an des Besuches von einigen münchner Malern, die freilich weniger seiner Heiligkeit wegen hierherkamen, als wegen der schönen Sonnenuntergänge, die man hier in angenehmer Ungestörtheit bei höchst billiger Verpflegung malen konnte. Denn die Sonne geht an wenig Orten so prachtvoll zugleich und so stimmungsvoll unter, wie hier, wo man außerdem kein Modellgeld für Staffage auszugeben brauchte, weil ja die Fischer nicht wegen der Herren Maler, sondern die Herren Maler wegen der Fischer da waren.

Der Ort besaß aber für junge Maler noch etwas anziehendes: Die blonde Marie mit dem Hakennäschen, das „Wirtstöchterlein", wie sie es romantisch-volksliedhaft nannten. Und mit Recht, denn sie war nicht blos wirklich eine Tochter des Wirtsehepaares Schirmer, sondern

auch rechtschaffen verliebt, ganz wie das holde Kind im Volksliede. Im Winter hielt sie es mit den Bauernburschen, im Frühling, Sommer und Herbst aber gab sie den jungen Malern den Vorzug. Das ging nun eine gute Weile ganz munter hin, bis ein Kind kam, für das sich weder ein Maler noch ein Bauernbursch als Vater melden wollte. Und, als das Kind ein Jahr alt war, hielten es die alten Schirmers für geraten, das Dirndl nach München zu schicken „zu'n Kochenlerna", wie sie sagten. Die Bauernburschen aber meinten „daß' s' no' mehra Auswahl hat".

Auf dieses verliebte Dirndl nun, das auch Meister Sturmius von einer heftig produktiven Sommerfrische her in gutem Andenken hatte, gründete sich sein Plan, für „seinen Sohn Felix" eine Mutter und einen Namen zu finden.

Madame Sara würde, so ging der Plan, in München bei einer besseren Hebamme entbinden, die das Dirndl vorher unter dem Anscheine gleicher Aussicht zu sich nehmen sollte. Dann war nur einfach die blonde Marie als Mutter anzugeben und Kind und „Mutter" an den Starnberger See zu schicken. Alles dies gegen ein gutes Trinkgeld für die Hebamme und die Erlegung von zwanzigtausend Mark für die Schirmerschen. Und so geschahs, ohne daß irgend wer im Orte auch nur von fern auf den Gedanken gekommen wäre, der Bub sei nicht von der blonden Marie.

„Aber an recht an noblichen hat sie drwischt" meinten die Bauernburschen, als sie den seidenen Schlafrock und den reitenden Kosaken erblickten und die schöne „Kindswasch".

Dann ging das Wirtstöchterlein wieder „af Mingka zu'n Kochnlerna".

Der kleine Felix Schirmer aber, im Taufbecken neben dem Grabmale des heiligen Grafen ordentlich christkatholisch getauft, gedieh prächtig zu einem hübschen, lebhaften, dunkeläugigen Burschen mit prononziertem Näschen, in dem alle Bauernweiber die Hakennase Maries mit unbedingter Sicherheit erkennen wollten.

Trotzdem blieb ihm von seinem vierten Jahre an der Name Prinz Kuckuck, den ihm ein Maler angehängt hatte, der sich von Metiers wegen auf Physiognomien verstand, denn er malte nicht Sonnenuntergänge, sondern Porträts. Und es ließ sich auch wirklich von Jahr zu Jahr schwerer glauben, daß der kleine Felix schirmersches Blut haben sollte. Alles bei ihm war anders, als bei seinen vermeintlichen Großeltern, und auch an die blonde Marie und ihren anderen Buben erinnerte kein Zug seines Gesichtes, keine Linie, keine Bewegung seines Körpers. Es fiel dies Anderssein schließlich nicht bloß den Malern, sondern auch den Bauersleuten auf, und, wie Felix sechs Jahre alt war, hieß er ganz allgemein Prinz Kuckuck, nur daß ihn die einen abgekürzt Prinz, die anderen Kuckuck hießen. Er selbst aber nannte

sich, falls man ihn nach seinem Namen fragte, stets beim vollen Titel.

Das Wirtstöchterlein hatte sich, als er etwa zwei Jahre alt war, verheiratet und war mit ihrem Manne, einem Norddeutschen, weit weggezogen. So kam es, daß Prinz Kuckuck keine Erinnerung von ihr behielt und das Schirmersche Ehepaar als seine Eltern betrachtete. Von denen wurde er schlecht und recht als Bauernjunge aufgezogen, was ihm sehr gut bekam. Wenn er nicht im Freien war, war er im Stalle, und schon mit fünf Jahren saß er lieber einem Gaul auf dem Rücken, als auf einem Stuhl. Die Alten hatten ihn gern, und er sie auch. Besonders gefiel es ihm, daß er viel zarter behandelt wurde, als Toni, der ältere, der auch bei den Großeltern geblieben war. Das geschah zum großen Teil wohl wegen der zwanzigtausend Mark, aber es kam doch wohl auch das hinzu, daß die Alten eine Art von Respekt vor ihm hatten, weil er was besonderes und nicht bloß ein Schirmer war, und weil von Zeit zu Zeit Briefe des adligen Musikers ankamen, die sich nach Felix erkundigten.

Die gute Behandlung schloß freilich nicht völlig aus, daß auch der Prinz ab und an Bekanntschaft mit dem Haselstecken machte, und verzärtelt wurde er überhaupt nicht. Aber wenn Toni ein *drecketer* Lausbub genannt wurde, so der Prinz bloß ein Lausbub, und wenn der Prinz zwei Schmalznudeln kriegte,

so kriegte Toni bloß eine. Auch die Garderobe-frage erledigte sich gegen das Prinzip der Anciennietät so, daß Toni die abgelegten Kleider des Prinzen erhielt, während das Naturrecht doch gebieterisch das Umgekehrte erforderte. Indessen konnten die Schirmerschen diesen Modus damit rechtfertigen, daß Felix bald der Längere von den beiden war.

Als der Gescheidtere hatte er sich von vornherein herausgestellt und auch als der Gewandtere. Damit war die Rangfrage endgültig zu Prinz Kuckucks Gunsten entschieden, und der schwerfällige gutmütige Toni ließ es sich, obwohl er der Stärckere war, wie etwas Selbstverständliches gefallen, daß der Jüngere kommandieren durfte, er aber parieren mußte.

Der Hauptgrund des Übergewichtes des Jüngeren über den Älteren lag aber nicht in Prinz Kuckucks größerer Intelligenz und Agitilität, lag auch nicht in der Bevorzugung durch die Großeltern, sondern er lag in dem geheimnisvollen Besitze der beiden mysteriösen Gegenstände, die im Schirmerschen Hause fast wie Reliquien mit einer Art andächtigen Respektes aufbewahrt und immer nur mit einer gewissen Scheu betrachtet, Fremden aber mit großer heimlichtuender Wichtigkeit und deutlichem Stolz gezeigt wurden: des geblümten seidenen Schlafrockes und des reitenden Kosaken.

Ein Junge, der so etwas besaß, mußte nicht bloß seinem zwar älteren aber dümmeren Bruder

als etwas anderes, höheres erscheinen – er war überhaupt Allen ein Gegenstand besonderer Beachtung und Einschätzung.

Dies konnte um so weniger ohne Einfluß auf Prinz Kuckucks Selbsteinschätzung bleiben, als man sich oft genug in seiner Gegenwart in Vermutungen über den Stand seines Vaters erging.

Bis zu seinem fünften Jahre hatte sich Felix keine Gedanken darüber gemacht, aber schon vom fünften Jahre ab begann er nicht bloß aufmerksam hinzuhorchen, sondern auch in kindlicher Art heimlich mit zu phantasieren.

Die beiden Alten also waren seine Eltern nicht, waren aber auch nicht so seine Großeltern, wie sie die Tonis waren, – das fühlte er deutlich, und, wenn Tonis Mutter auch die seine war – warum bekam dann immer nur Toni etwas von ihr geschickt, aber nicht er? Sicher: weil er diese beiden wunderbaren Dinge in dem blauangestrichenen, mit bunten Blumen bemalten Kasten besaß, diese Dinge, die offenbar das Schönste auf der Welt waren, denn nichts, was er kannte, ließ sich mit ihnen vergleichen, und nichts genoß eine so ehrerbietige Bewunderung, wie diese Gegenstände, die ihm gehörten.

So ward sich Felix seiner besonderen Stellung aufs deutlichste bewußt und nahm auch seinen Spitznamen ganz ernsthaft als Auszeichnung.

Wehe, wenn sein Bruder sich erdreistete, ihn Lix zu nennen! Er mußte Prinz sagen. Streiften sie am See herum, oder den Berg hinauf durch

die Wälder, so war es unstreitig Prinz Kuckuck, der die Führung hatte, und der gute dicke Toni war eigentlich der Diener, der seinen Herrn begleiten durfte. Die anderen Bauernjungen wurden nur selten der Ehre des prinzlichen Umgangs gewürdigt, obwohl auch sie sich ihm im ganzen bedingungslos unterwarfen. Aber es kamen doch Fälle von Unbotmäßigkeit vor, und dagegen war Prinz Kuckuck sehr empfindlich. Für gewöhnlich mußte dann Toni den Frevler prügeln, auch wenn er dabei die meisten Prügel erhielt, und dafür putzte ihn der Prinz noch gehörig herunter. Er selbst aber hütete sich davor, mit den Bauernjungen anzubinden — nicht eigentlich aus Feigheit, sondern weil er fühlte, daß sein Prestige nicht durch eine augenscheinliche Niederlage leiden durfte.

Da es die Zeit des deutsch-französischen Krieges war, wurden die Kämpfe in Frankreich natürlich auch am Starnberger See im kleinen wiederholt, aber, wie überall, so wollte auch hier niemand „der Franzos“ sein. Da war es nun wieder Prinz Kuckucks erleuchteter Verstand, der einen Ausweg wußte. Es wurden Strohpuppen, Vogelscheuchen, alte Bretter aufgesteckt und unter Führung des Prinzen mit wildem Hurra angegriffen, umgerannt, zerspießt und zersäbelt. Der Prinz aber ritt dabei auf dem dicken Toni.

So wuchs sein Selbstbewußtsein recht üppig

heran. Kein junger Prinz von Geblüt kann bei aller Absicht mehr zum Herrn erzogen werden, als es bei Prinz Kuckuck unabsichtlich geschah. Und das geheimnisvolle seiner Abstammung trug erst recht dazu bei, ihn mit großen Vorstellungen von seiner Herrlichkeit zu erfüllen.

Schon damals hatte besonders das oberbayerische Bauernvolk „sein Kini", den König Ludwig den Zweiten, in sein Herz geschlossen, von dessen jugendlicher Schönheit es wie geblendet war, und dessen betont majestätisches Auftreten ihm sehr imponierte, und mehr als imponierte: gefiel. Es war der richtige König für ein sehr urwüchsiges, unverbildetes, aber künstlerisch begabtes Volk, das zwar wenig Talent zu Untertänigkeitsmanieren, aber für königliche Haltung sehr viel Sinn, ja geradezu das Bedürfnis hat, einen König zu besitzen, der auch wie ein König aussieht. Wie ein König, d. h. schön, groß, stark, mit leuchtenden Augen, die herrisch blitzen, doch auch leutselig lächeln können. So aber war König Ludwig. Und er war mehr; er war geheimnisvoll, märchenhaft, umgab sich mit Pracht und Pomp auf einsamen Schlössern, von deren Herrlichkeit man sich phantastische Dinge erzählte. Erschien er aber, was immer plötzlich, unerwartet geschah, so war es wie ein vorüberjagender Lichtschwall. Zumal seine nächtlichen Fahrten um den winterlichen See herum erregten die Phantasie

dieser bei aller Derbheit für alles Romantische sehr empfänglichen Bauern. Sie wurden zu sagenhaft wunderbaren Ereignissen. Der Schlitten, hieß es, war eine goldene Muschel, ausgelegt mit schneeweißen Schwanenfedern. Zwanzig Rappen zogen ihn, silbern geschirrt und mit goldenen Glöckchen behangen. Lautlos trabten vorn und hinten, rechts und links Fackelreiter in himmelblauen Röcken mit weißen Perücken.

Da wachte denn Prinz Kuckuck halbe Winternächte durch, hoffend, einen Blick dieser Herrlichkeit zu erhaschen, zu der er sich selbst in eine geheimnisvolle Verbindung brachte.

Ob der König wohl einen seidenen Schlafrock besäße, so bunt und weich wie der seine?

Ob seine Fackelreiter so kühne Gesellen wären, wie sein Lanzenreiter?

Ob sein Haar von leuchtenderer Schwärze als seines wäre?

Als einmal ein paar kleine Prinzen, einer Nebenlinie des königlichen Hauses angehörend, mit ihrem Erzieher in einer Hofkutsche herangefahren kamen und im Schirmerschen Wirtshaus ein Glas Milch genossen, konnten sie dem Prinzen Kuckuck keineswegs imponieren. Er kam sich selber viel prinzlicher vor, obgleich seine Lederhosen gerade damals reich mit Lehm verbrämt waren.

Zumal, daß sie nicht ritten, erschien ihm höchst erbärmlich. In seiner Anschauung war alles Besondere, Herrliche mit Reiten verbunden,

aber freilich mit einem anderen Reiten, als es die Bauernburschen auf ihren breiten Gäulen verübten. Es mußte ein Reiten sein, wie das seines Reiters: mit eingelegter Lanze, im Galopp.

Wie schade, daß er so nicht reiten durfte. Gekonnt hätte er es schon, das wußte er ganz genau, aber der Scheck wollte ja nicht laufen, wie sehr er ihn auch mit seiner Weidengerte bearbeitete.

Die Schule mißfiel ihm sehr, denn er hatte alles schon von Toni vorher gelernt, der ein Jahr vor ihm schulpflichtig geworden war. Nur die Mädchen, mit denen er jetzt zum ersten Male in nähere Berührung kam, weil in der untersten Klasse Buben und Mädeln zusammensaßen, gefielen ihm daran. Bei aller kindlichen Unschuld und Ahnungslosigkeit saß er doch wie ein kleiner Pascha in seinem Harem unter ihnen und übte bald fleißig Bevorzugung und Vernachlässigung, immer darauf bedacht, auch hier der Prinz zu bleiben und als solcher respektiert zu werden.

Indessen empfing er den ersten starken und daher unvergeßlichen Eindruck von Weiblichkeit von einem Wesen ganz anderer Art, als es seine Schulkameradinnen waren.

Zweites Stück: Die Erscheinung

Es war in den großen Sommerferien und ein schwül heißer Tag. So angenehm ermüdet, wie es nur ein gesundes kräftiges Kind sein

kann, hatte er sich, soeben aus dem Wasser gestiegen, im warmen Sande einer kleinen von Schilf umsäumten Landzunge niedergelegt und war, die Arme unter dem Kopf verschränkt, eingeschlafen. Ein von fern heranziehendes Gewitter donnerte wie leiser, unendlich weiter Paukenwirbel in sein Geträume von wirrem Allerhand: Wilde Pferde, er auf dem wildesten, verfolgt vom Herrn Lehrer, dann der König, wie er ihn abgebildet gesehen hatte, im blausamtenen Gewande des Ordensmeisters vom heiligen Georg; aber gleich daneben das braune Zensei, seine Favoritin; und nun wieder der Stall mit seinem warmen Dunst und hinter dem Stallfenster der hohe Nußbaum; und jetzt im Nußbaum er, aber angetan mit dem seidenen Schlafrock; und dann Apfelküchеln, seine Leibspeise, die er an sämtliche Mädeln seiner Klasse verteilte; und nun, in Paukenwirbeln heranbrausend auf einem herrlichen Schimmel mit goldenem Zaumzeug, wieder der König; und – ach, welch ein Duft, und, horch, welch ein Rauschen! – beugt sich nicht der König über ihn in dieser Wolke süßen Geruches unter dem leisen Geknister dieses Rauschens? . . . ? . . .

Ganz selig von Traumeswonne öffnete Felix die Augen, und die weit offenen blieben im Traume stehen, blieben hangen an einem wundervollen Antlitz, das wie aus weißem rötlich überzogenem Samt und eingerahmt war von schwankenden Ringellocken und bekrönt von

einem goldenen (ja: goldenen!) Hute, mit lauter hellen Rosen besteckt. Dicht über seinem Gesicht war dieses ihm unsäglich hold erscheinende Antlitz, auf seiner nackten Brust aber bewegte sich warm eine weichere, von dunkelgrüner Seide nur wie von einem Flor bedeckte, und zwei wunderbar weiße und wundersam linde Hände hatten die seinen umfangen. Aber das ganze wonnige Wunder war wolkenhaft in einen süßen und schweren Duft gehüllt, der alle seine Sinne so umnebelte, daß er die Augen wieder schließen mußte, bis eine volle Frauenstimme zärtlich an sein Ohr klang: Will mir Prinz Kuckuck keinen Kuß geben?

Und Felix richtete sich, wie hingenommen von Seligkeit, immer noch nicht wissend, ob er träume oder wache, ein weniges auf, umschlang mit seinen nackten Armen den Nacken der schönen Frau und küßte sie auf den vollen warmen Mund. Der Geruch und die Weichheit ihrer Haut, das streichelnde Bestreifen der seinen durch ihre Locken, das Anschwellen ihrer Brust an seine, und die dunklen Augen, die ihn mit einer Innigkeit und einem Feuer betrachteten, wie es ihm nie vordem geschehen war, taten ihm bis ins tiefste wohl, und wie in einem Strom aus seinem Innersten kam ihm das Gefühl wachsten Lebens. Er sprang auf, sprang zurück, machte wieder einen Schritt vor und blieb dann stehen, Blick in Blick gebunden mit der noch knienden Frau.

„Was für ein hübscher Junge er ist!“ sagte die mit einem Tone von Stolz und Staunen. Und jetzt erst merkte Felix, daß noch jemand da war: der Porträtmaler, der ihm vor Jahren den Übernamen gegeben hatte.

Damit war Traum und Wonne vorbei. Er rannte zu seinen Kleidern, raffte sie zusammen und lief ins Gebüsch. Die Dame aber, sich erhebend, sprach, indem sie ihm nachblickte, zu ihrem Begleiter: „Was für schöne Bewegungen er hat! Und was für Beine! Und ganz braun ist er!“

„A Prachtstück von an Buam“, entgegnete der Maler, dessen Sprache stark oberbayrisch klang. „Den derfst fei' net ganz verbauern lassen! Und g'scheit is er! So g'scheit, daß er schon verliebt is, glaub' i.“

Madam Sara lächelte, und ihr Lächeln war, zumal bei diesem Anlasse, nicht um den Schatten eines Schattens weniger schön als früher, wie denn überhaupt der Reiz ihrer Erscheinung fast noch zugenommen hatte, obgleich sie ein gut Stück voller geworden war.

„Aber was soll ich denn tun?“ erwiderte sie. „Ich hab es dir schon damals gesagt, wie du mir von dem Jungen erzählt hast, daß mir der Gedanke schrecklich ist, ihn um mich zu haben und damit mich an ihn zu ketten. Ohne dich, und wenn du nicht immer wieder davon angefangen hättest, wäre ich ganz gewiß nicht hierher gefahren, um ihn zu sehen, und es

wäre auch besser so gewesen. Denn der Junge ist zu reizend. Ich werde mich jetzt schwer von ihm trennen und öfter an ihn denken, als gut ist."

Der Maler, ein Mann von etwa dreißig, aber etwas älter aussehend in seinem ungepflegten langen Bart und den vielen Krähenfüßen um den fast stechend blickenden, sehr großen Augen, riß die noch weiter auf und sagte: „Dös is doch net zum glauben! Wie kann man nur so a weibliches Frauenzimmer sein und so a Monstrum von einer Mutter! Paß auf, ich mal dich noch als was ganz Schauderhaftes mit Schlangen in die Haar, oder sowas."

— „Jeder Pinselstrich von dir wird mir eine Ehre sein, Tonl, aber das verstehst du nicht. Du verstehst überhaupt nichts, als malen."

— „Und gern ha'm."

— „Das gehört zum Malen. Aber sonst bist und bleibst du der Maurergesell, der du gewesen bist."

— „Das möcht' ich mir auch ausbitten, Madam. Weißt: ich und der Leibl, mir zwaa sind die recht'n! Maln und sonst nix! Am Kopf gfalln sanma trotzdem net."

— „Du bist und bleibst, was ich immer gesagt habe: der geniale Pinsel. Und du wärst nicht halb so zum Fressen, wenn's anders wäre. Aber du bist auch ein sentimentaler deutscher Pinsel."

— „Kruzitürken, hör auf! Ich bin so sen-

timental wie die Michel, die jetzt deine guten Freunderln, die Franzosen so sakrisch klopft ha'm. Aber Mutterlieb is nix sentimentals, sondern blos was natürlichs."

— „Natürlich! Aber jede hat sie auf ihre Fasson. Aus den Augen verlier' ich den Felix nicht; darauf kannst du dich verlassen! Aber mich mit ihm behängen? Nein! — Daß du ihm nicht etwa sagst, wer ich bin!"

— „Gwiß net! — Aber er kann doch net allweil da blei'm unter die Bauern und Maler. Schließlich g'wöhnt er sich noch 's Malen an."

— „Dazu hat er ganz gewiß kein Talent."

— „Also gut: dann werd ich ihn zu mir nehmen."

— „Untersteh' dich! Dann reis' ich ab!"

— „Nachher net! Aber fort muß er hier!"

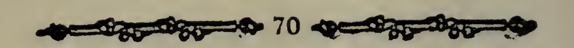
— „Und ich auch. Denn wenn ich den prächtigen Jungen nochmal seh, mach ich selber eine Dummheit."

Eine halbe Stunde später fuhr Madam Sara mit ihrem Maler davon, ohne Felix nochmals gesehen zu haben. Der hatte sich in einen Winkel des Stalles versteckt und weinte zum ersten Male in seinem Leben bitterlich und doch beglückt.

Keine Himmelserscheinung, ja auch die Erscheinung des Königs nicht, hätte ihn so beseligen und so erschüttern können, wie die der schönen Frau, deren Beziehungen zu ihm er keineswegs ahnte, mit der aber zum ersten Male

leibhaft vor ihn hingetreten war, was er längst in sich als das ihm gebührende herbeisehnte: Schönheit, Liebreiz, Reichtum, Zärtlichkeit, — Weib.

Seit diesem Tage fühlte er sich fremd und unglücklich unter den Schirmerschen, wurde blaß, mager, launisch, heftig und entsetzte seine Umgebung durch Ausbrüche einer Wildheit, die durch nichts zu bändigen war. Gewiß wäre er auf und davon gelaufen, wenn er nicht eines Tages geholt worden wäre.



Zweites Kapitel
Der junge Lord



Erstes Stück: Der Mann mit der Taschenlaterne

Der „geniale Pinsel", der es Madam Sara angetan hatte, weil er als durchaus neue Nummer auf sie wirkte nach einer ganzen Anzahl anderer, die inzwischen in Lalas Tagebuche aufgezeichnet worden waren, wirkte nicht bloß auf amourôse Damen vom geistreich kapriziösen Schlage der schönen Jüdin anziehend; fast noch in höherem Grade erfreute er sich männlicher Schätzung.

Eben im kräftigsten Mannesalter stehend, strotzend von Eigenart und Energie, sein künstlerisches Wollen und Können leidenschaftlich, rücksichtslos und mit unermüdbarem Eifer betätigend, dabei geflissentlich eine altbayerische Ungeschliffenheit herauskehrend, die um so kurioser auffiel, als dem scheinbaren Holzknecht ein sehr reicher und im Grunde sehr freier Geist zu Gebote stand, war er nicht bloß von Kennern seiner Kunst wegen aufgesucht, die von der da-

mals im Schwange stehenden Süßmalerei scharf abstach durch eine fast brüske Kraft ungeschmeichelter oder zum mindesten sehr geistreich geschmeichelter Charakteristik, sondern er besaß auch rein als Mensch keine geringe Anziehungskraft.

Ein Freund von ihm behauptete: Der Tonl ist die wandernde Mausefalle, und der Speck sind seine Augen. Für die Weibsen sitzt der berühmte und mit Recht so beliebte gleißende Wurm darin, und den Mannsen, wenn sie Geist haben, verraten sie so viele gescheite Verruchtheiten, daß es männiglich sehr wünschenswert erscheinen muß, von seinen Rasiermesserlippen ein paar Grobheiten hingesäbelt zu bekommen.

In Wirklichkeit stand es so, daß Tonl ein unverkrümmtes Stück Natur war, dem der Geist (eigner und fremder) nichts hatte anhaben können. Aber doch dabei Natur mit Geist. Ein Bauer, aber im Bauern ein Künstler vom Geschmacke eines Renaissancefürsten, und ein Künstler, dem Künstlertum Königtum galt, auch äußerlich. Nichts Gedrücktes, Hungeriges, Untertäniges: ein „Kerl" im Heldensinne. Hoch hinauswollend, nach Macht, Pracht, Reichtum verlangend. Unter Umständen bereit, zu diesem Zwecke auch Hofmannsallüren anzunehmen, aber mit dem Air eines Mannes, der derlei bloß mitmacht, weil es der Stil erheischt, und er sich auch auf diesem Gebiete nicht lumpen lassen will. Deutsch durch und durch, aber ohne alles Polizisten- und Lakaientum und ohne alle Phrase.

Das Schicksal hatte ihn, den ehemaligen Maurergesellen, dazu bestimmt, schöne Frauen und große Männer zu malen, und es hatte damit einen vortrefflichen Griff getan. Er war seinem Schicksal gewachsen. Das gab seinem ganzen Wesen das in diesen Zeiten selten werdende Gepräge männlicher, in sich ruhender und doch stetig nach außen bewegter Harmonie. Alles lyrische, beschauliche, empfindsame war ihm fremd, aber auch alles hastige, revoltierende, hin und herfahrende. Er stand vor seiner Leinwand breitbeinig gestemmt und mit visierendem Blicke wie ehemals als Maurergesell vor der Mauer. Und so stand er auch vor dem Leben. Ein Schwert in der Linken, wie es die Juden beim Tempelbau führten, während die rechte die Kelle handhabte, war bei ihm nicht vonnöten: der Pinsel war sein Degen, die Palette sein Schild.

So mußte die Begegnung mit ihm allen denen Freude gewähren, die im wimmelnden Schwarme der Menschheit nach besonderen Exemplaren suchen und eine Bereicherung ihres eigenen Lebens darin erblicken, resolut auf eigene Faust gelebte Leben kennen zu lernen.

Diogenes, heißt es, ist ein solcher Sucher gewesen. Da er arm war, mußte er sich dazu einer Laterne bedienen, die er, um seine Mitmenschen zu ärgern, am hellen Tage anzündete.

Wer Geld besitzt, hat diese Laterne im Portemonnaie, die beste Taschenlaterne, die jemals

konstruiert worden ist. Nur daß sie, leider, recht selten solchen eignet, die was Suchenswertes damit zu suchen angelegt sind.

Zu diesen nicht gar häufigen Leuten gehörte der Mann, der damals Saras „genialen Pinsel“ am meisten beschäftigte — aus Menschensucherschaft nicht weniger als aus Kunstkennerschaft.

Seine Laterne repräsentierte den Wert von mehr als drei Millionen Talern, die er als Armeelieferant in südamerikanischen Kriegen so skrupellos erworben hatte, wie es die Umstände und die geographische Lage seiner Tätigkeit mit sich brachten. Geboren war er Mitte der zwanziger Jahre in Hamburg aus halbenglischem Blute. Der ursprüngliche Name der Familie mochte Howart geschrieben worden sein; er schrieb sich Hauart und meinte: eigentlich müßte es Hauhart heißen. Englisch geblieben war der Vorname Henry. Es war ein langer, sich sehr straff haltender Herr, mit merkwürdig schmalem, dabei aber kurznasigem Kopfe von zartester Gesichtsfarbe. Stets glatt rasiert, stets im langen Rocke auftretend, stets sehr reserviert in seinem ganzen Gehaben. Die schmalen Lippen seines Mundes pflegten so fest aufeinander zu liegen, daß, wenn er sie öffnete, eine Art Schmatzen den Worten vorausging, als sei eine starke Kraftanstrengung nötig gewesen, den Verschluß zu heben. Die Worte selbst folgten einander langsam, abgehackt, fast mechanisch in einem etwas gequetschtem Tone. Aber die Augen

waren die eines Grüblers, nicht die eines Geschäftsmannes, ja sie hatten etwas fast schwärmerisches an sich, — kalt schwärmerisches freilich, wie die Augen protestantischer Sektirer. Das Haar, noch sehr dicht, war kurz gehalten und grau.

Er lebte in München, weil er die Berge und die alte Kunst liebte, und weil es unter den großen Städten Deutschlands die ist, die von Hamburg am weitesten ab liegt. Denn in Hamburg, das er sonst sehr schätzte als einen Konzentrationspunkt nationaler Energie, saßen noch Verwandte von ihm, und die waren ihm sehr zuwider. Er, der äußerlich nicht weniger kalt erschien, als sie, und nichts so sehr vermied, wie Temperamentsäußerungen, haßte doch im Grunde „diese Amphibien", denn sein Gemüt war nicht kalt, geschweige denn schleimig. Er liebte die Schönheit und alles stark eigene, und er liebte die Natur. Daß er sich Geld zusammengerafft hatte, war nicht aus Liebe zu dieser Art Beschäftigung geschehen, sondern aus dem Willen, damit die Machtmittel zu erwerben, die ihm volle Ellenbogenfreiheit im Leben geben sollten. In seiner Sippe war mehr das Zusammenscharren von Geld beliebt. Diese Leute gingen darin auf, und das Geld, um sie herum anwachsend, machte sie nicht frei, sondern schloß sie ein. — Auch hatte es nicht an einem Anlasse gefehlt, der in unerquicklichster Weise den Gegensatz zwischen seiner Lebensrichtung und der seiner Verwandten offenbart hatte.

Henry Hauart, damals noch in Hamburg lebend, war im Alter von vierzig Jahren, als die werte Sippe schon in die Zuversicht hineingewachsen war, er werde einmal als Junggeselle und somit ohne Leibeserben sterben, noch eine Ehe eingegangen und gar, statt wenigstens mit einer Hamburger Kommerzenstochter, die in die Lokalfarbe der Hauartschen Verwandtschaft gestimmt hätte, mit einer Sängerin, und noch dazu mit einer „Sängerin in Kostüm", die auf der Bühne auftrat und die somit jeder „junge Mann" gegen Eintrittsgeld sehen konnte, sogar in Hosenrollen. Vergeblich hatte man versucht, ihn von dieser moralischen Verirrung abzubringen, vergeblich allen Unrat von unkontrollierbaren Gerüchten zusammengetragen, der sich an jede Bühnenkünstlerin anhängt, vergeblich erklärt, daß es ganz unmöglich sei, eine „solche Person" als Verwandte zu betrachten. Henry Hauart preßte zu alledem die Lippen nur noch fester zusammen, als es ohnehin seine Art war, zuckte, ohne auch nur verächtlich zu lächeln, mit den Achseln und verließ sogleich nach der Hochzeit die Stadt.

Er hatte seine Wahl in keiner Hinsicht zu bereuen. Seine Frau besaß nicht nur Schönheit, sondern auch stille Güte, klaren, ruhigen Verstand und eine unbeirrbare Vornehmheit des Empfindens, gepaart mit der schönsten weiblichen Gabe, dort, wo sie liebte, selbst solche Schwächen zu verzeihen, die ihr wehtun konnten. Ko-

mödiantinnenhaftes hatte sie also gar nichts an sich. Auch entsagte sie, bei aller Hingebung an die Kunst, der Bühne aus freien Stücken, weil sie fühlte, daß dies, wenn auch nicht sein Wille, so doch sein Wunsch war, und weil sich ihre Art von Weiblichkeit in der Tat im Getriebe des Bühnenlebens nicht am rechten Platze fand. Sie war keine Moralistin von der übel selbstgerechten Art, die aus pharisäischem Sichbesserdünken jedes leichte Blut verurteilt, aber ihr eigenes Blut war nicht so mächtig, wie ihr Gefühl für das, was sie, ganz im Sinne der bürgerlichen Moral, aber aus eigenstem Wesen, als weibliche Ehre empfand. Trotzdem war sie keine kalte Natur. Wie hätte sie sonst Mozart so singen können, wie sie tat!

Mozart war der musikalische Hausheilige dieser schönen ruhigen Ehe, die weder von dem Gespenste der Sorge, noch von dem Alb der Langenweile heimgesucht wurde. Das einzige, das ihr fehlte, war ein Kind.

Für die Frau war dieser Mangel hier leichter zu tragen, da sie ja ihre Kunst hatte, aber Henry Hauart fing, je älter er wurde, je mehr an, darunter zu leiden.

Nur wenige Männer sind für ein rein rezeptives Leben geschaffen. So gibt es Sammlernaturen, die ihr Genüge darin finden, wenn sie ihre Mappen, Kästen, Regale oder Gallerien füllen, und es gibt Lesernaturen, die in ausgedehnter Lektüre wirklich aufgehen. — Henry

Hauart gehörte scheinbar zu den Sammlern. Er brachte Bild auf Bild, Stich auf Stich, Gemme auf Gemme an sich, und auf antike Münzen jagte er geradezu. Aber dies alles machte ihm nur Spaß. In seinem Innern war ein unbefriedigter Trieb nach Produktion. Er hatte Ideen, die nach Gestaltung drängten, aber jede Gestaltungskraft war ihm versagt. Wäre er nun eine gesprächige Natur gewesen, so hätte er sich plaudernd, disputierend ausgeben können, aber dazu fehlte ihm jede Neigung, ja, es war ihm sogar zuwider, von dem zu reden, was ihn erfüllte, — wenn das Reden nicht auf direkte Wirkung zielte. Denn er hatte das sonst unter ideenreichen Menschen nicht gar häufige Gefühl für die Tatsache, daß Gedanken wirklich wirksam nur durch Gestaltung werden können. Sie aber mit den Mitteln eines unzulänglichen künstlerischen Dilettantismus zu gestalten, verbot ihm schon sein Stolz, ganz abgesehen von der Einsicht, daß mangelhafte Gestaltung von Ideen diese nicht propagiert, sondern kompromittiert.

Henry Hauart fühlte, daß ihm nur eine Möglichkeit offen stand zur Hineinprojizierung seiner Gedanken und Überzeugungen ins Leben: die Erziehung eines Menschen in seinem Sinne. Daß es ihm nicht vergönnt war, sich diesen Menschen mit der Frau zu zeugen, die er als wirklich seine Frau erkannt hatte, war ihm sehr schmerzlich. Und eine Aussicht darauf be-

stand nach der Erklärung aller von ihm und seiner Frau konsultierten Frauenärzte nicht.

Als, schon im dritten Jahre ihrer Ehe, diese Gewißheit festgestellt worden war, hatte die junge Frau einen Vorschlag gemacht, der besser, als alles andere, bewies, wie tief ihr Verständnis und ihre Liebe zu ihrem Manne war. Sie hatte sich bereit erklärt, einen Sohn Henry Hauarts ins Haus zu nehmen, den ihm fünf Jahre vor seiner Verehelichung eine kleine Münchner Putzmamsell geboren hatte. Aber Henry Hauart hatte diesen Gedanken von sich gewiesen. Seine Frau fühlte sich durch diese Abweisung verletzt, denn sie glaubte, es spräche mangelndes Vertrauen zu ihrer Fähigkeit daraus, dem Kinde wirkliche ganze Liebe zu widmen. „Du fürchtest, ich werde dem kleinen Hermann eine böse Stiefmutter werden, oder, wenn auch das nicht, ich würde unter seiner Anwesenheit eifersüchtig leiden. Das eine wie das andere ist ein Verdacht, der mir weh tut. Denn er beweist, daß du in einem gewissen Sinne gering von mir denkst." So ging ihre Rede.

Er aber erwiderte: „Du irrst dich. Ich bitte dich, von deiner Absicht meinetwegen abzustehen. Nur meinetwegen. Ich würde unter der Anwesenheit des Kindes leiden, und umsomehr, je liebevoller du zu ihm sein würdest."

Auf die Entgegnung, daß sie nicht imstande sei, das zu begreifen, versprach er ihr, seine Gründe bei Gelegenheit schriftlich niederzulegen,

und als er bald darauf zu einer Münzauktion nach London gereist war, erhielt sie in einem Briefe die folgende Aufklärung:

„Wegen Hermann. – Du erinnerst Dich: Als ich Dir, vor unserer Heirat, seine Existenz bekanntgab, bat ich Dich, wol zu erlauben, daß der Junge, wenn er groß genug dazu wäre, uns in München allwöchentlich einmal besuchen dürfe, im übrigen aber nie von ihm zu sprechen. Schon damals meintest Du, ich wollte das so haben aus Rücksicht auf Dich, und ich erklärte Dir auch dazumal, ich bäte Dich meinetwegen darum.

In aller Kürze: seitdem ich Dich kenne, ist mir die Erinnerung an die Beziehungen, deren Frucht Hermann ist, unangenehm. Überlege ich mir: warum? so ergibt sich als Antwort: Ich schäme mich, einmal so instinktverlassen gehandelt zu haben.

Reue ist ein Begriff für gedankenlose Schwächlinge und Dienstbotenseelen. Wer vornehm und stark empfindet und denkt, kann diesen Begriff (der im übrigen nützlich ist) nicht hegen. Dafür weiß er, was Scham ist: nämlich das brennende Gefühl, sich einmal an unrechter Stelle entblößt, sich an etwas ihm ungemäßes hingegeben zu haben.

Wäre die Mutter Hermanns im Wesen Dir ähnlich, so würde ich diese Scham nicht empfinden und mit herzlichem Danke Dein schönes Anerbieten annehmen, denn dann

dürfte ich mich der Existenz Hermanns freuen, indem ich in ihm einen Menschen erblicken dürfte, der Dein Sohn sein könnte. Ich würde mir sagen können: Auch damals bin ich auf meinem rechten Wege gewesen.

Indessen weiß ich nun, daß dies eine Verirrung war, die mir beweist, wie schwach es um mein eigentliches Lebensgefühl bestellt gewesen ist, als ich mich mit Hermanns Mutter einließ.

Ich bin damals auch in der Tat unglücklicher gewesen, als es ein Mensch je sein darf, der Fond besitzt. Ich habe mich selbst aus den Händen gegeben. Ich ließ mich ziellos laufen, geleitet von einer Sehnsucht ohne inneren Halt. Eine runde Hüfte, ein voller blonder Haarkranz, ein paar muntere Augen und eine weiche Stimme von schmeichlerischer Biegsamkeit genügten dazu, in mir die Vorstellung zu erwecken, daß ich ein Wesen gefunden hätte, in dem sich meine Sehnsucht nach harmonischer Ergänzung erfüllte.

Fanny war reizend genug. Hätte ich mich als junger Mensch in ein junges, lebhaftes, leichtherziges Mädchen von ihrer Art verliebt, so wäre auch hinterher nichts dagegen einzuwenden. Ich aber war 38 Jahre alt und nahm es ganz ernst. Ich ließ sie nicht mehr in ihr Geschäft gehen, sondern mietete ihr eine kleine Wohnung und bemühte mich, sie durch gemeinschaftlichen Be-

such von Theatern, Gallerien, Sammlungen, Konzerten zu bilden. Und sie war nicht unbegabt. Ihr angeborener Geschmack war eine gute Grundlage, und es war reizend für mich, ein ganz unverbildetes Geschöpf auf mich wirken zu lassen. Aber nach kurzer Zeit schon stellte sich heraus, daß Bildung und Verbildung für sie eins war. Sie verlor (für mich) ihr Bestes und gewann (auch für sich) eigentlich nichts.

Indessen fühlte ich das unhaltbare des Verhältnisses erst dann ganz, als sie sich Mutter werden fühlte.

Damals ging etwas höchst Peinigendes in mir vor. Was zwei Menschen erst recht miteinander verbinden sollte, trennte mich von ihr; ich empfand eine Art Ekel gegen sie und litt natürlich unter diesem Ekelgefühle umsomehr, als sie instinktiv immer anschmiegender gegen mich wurde. Anfangs zwang ich mich zur Verstellung. Wie furchtbar das war! Mitleid mag eine bewunderns-werte Einimpfung von etwas Unnatürlichem, aber meinetwegen höchst Göttlichem in die menschliche Seele sein; ich fühle mich nicht groß genug, seine Erhabenheit zu bestreiten, obgleich ich die Empfindung habe, daß wir damit nicht glücklicher, ja auch nicht edler gemacht worden sind; es ist ein Gegengift gegen alles Urtriebhafte in uns, und wir haben es schließlich so ins Blut aufgenommen,

daß wir es nicht mehr los werden; aber es bleibt ein Gift, das zumal unter den Germanen so gewütet hat, daß diese kräftige Rasse dekadent geworden ist, ehe sie reif wurde. Aber immerhin: es ist da, und wir müssen damit leben, so gut es geht. Nur im Verhältnis zwischen den Geschlechtern darf es nicht sein. Wenn aus der Liebe Mitleid wird, ist Pest in der Seele. Die ärgste Brutalität ist anständiger, ist edler, als Verstellung aus Mitleid, wie ich sie geübt habe.

Als mir dies zum Bewußtsein kam, habe ich getan, was sehr häßlich aussieht und doch das einzig rechte war: ich habe Fanny vor ihrer schweren Stunde verlassen. Sie geriet in Verzweiflung. Ich bekam herzzerreißende Briefe von ihr, aus denen ich fühlte, daß sie mich wirklich geliebt hatte, und daß sie sich außerdem durch mein Weggehen zurückgestoßen fühlte in die Niederungen des Lebens. Beides überraschte mich. Ich hatte geglaubt, daß auf ihrer Seite nur das leichtentzündbare Blut des süddeutschen Mädels gesprochen hatte, und dann hatte ich gemeint, daß es ihr nicht Ernst gewesen war mit dem, was ich ihr als das „höhere Leben" vorgestellt hatte. Dadurch wurde nun meine Lage ganz qualvoll. Aber ich blieb fest. Ich überschrieb ihr eine für ihre Verhältnisse große Summe zur Etablierung eines Geschäftes und sicherte noch eigens die Zukunft des Kindes, kehrte

aber nicht zurück. Sie machte einen ernsten Selbstmordversuch, als sie im letzten Monat ihrer Schwangerschaft war. Doch erfuhr ich davon erst nach ihrer daraufhin zu früh erfolgten Entbindung.

Das sehr schwächlich zur Welt gekommene Kind starb nicht, wie ich gehofft hatte. Es hat sich sogar verhältnismäßig gut entwickelt, wie Du weißt. Aber ich kann Hermann nicht ohne ein gewisses Grauen ansehen, wenn ich mir denke, was im Gemüte seiner Mutter vorgegangen ist, während sie ihn unterm Herzen trug. Seine Seele muß vergiftet sein.

Sieh sein Auge an! Es ist sanft und schön, aber etwas verschwommenes ist darin. Und wie gebückt ist die Haltung des Jungen. Wie müd sind seine Bewegungen. Er ist durch und durch sentimental. — Erinnerst Du Dich, wie er einen Weinkrampf bekam, als er, bei uns zum Fenster hinausschauend, einen Fuhrmann sein Pferd heftig peitschen sah? Aus einem solchen Jungen ist kein Mann nach meinem Sinne zu erziehen, und eher will ich mir die einzige Aufgabe versagen, der ich mich gewachsen fühle, als daß ich ihre Lösung zu einem so untauglichen Wesen versuche. —

Er ist mir nicht nur fremd, sondern fast zuwider. Und mehr als einmal schon hätte ich seinen Besuchen ein Ende gemacht, wenn

ich nicht fühlte, wie gerne Du den Jungen hast, und wie sehr er an Dir hängt. So scheu er mir gegenüber ist, ja fast mehr als scheu, feindselig (obwohl er doch seinen „Wohltäter" in mir sieht und nicht seinen Vater), so zutraulich schließt er sich Dir an. Das ist es — : Dich möchte ich ihm nicht nehmen, zumal, da er leider sonst nichts als trübes und häßliches um sich herum sieht. Aber weder die Rücksicht auf Dich noch auf ihn kann mich dazu bringen, ihn zu adoptieren. Mit ihm würde jene qualvolle Stimmung wieder Einkehr in mich halten, von der ich oben Andeutung machte. Verzeih es mir, und versuche, auch dies von mir zu verstehen.

Übrigens würde auch die Mutter in eine Adoption nicht willigen. Hat sie ja doch seine Besuche bei uns nur widerwillig und unter der Bedingung zugegeben, daß der Junge nicht erfährt, in welchem Verhältnisse ich zu ihm stehe.

Die arme Frau ist übermäßig schwer dafür bestraft worden, daß auch sie mir gegenüber eine Sünde gegen ihr Wesen begangen hat. Sie hat ja nicht, wie ich, das Glück gehabt, schließlich doch den rechten Weg zu einem Wesen zu finden, das wirklich zu ihr gehörte. Daß ihr Mann ihr Vermögen in albernen utopistischen Unternehmungen durchgebracht hat, war nicht das Schlimmste. Das Schlimmere ist, daß er zu den Theore-

tikern des sozialen Hasses gehört, die ohne Leidenschaft und Glut, die nur aus „Prinzip“ für „ihre Sache“ kämpfen. Er gehört zu den Schulmeistern des Sozialismus, in deren Munde selbst die schmetterndsten Phrasen von allgemeinem Glücke zu Formeln werden. Die arme Fanny fühlte sich zu ihm hingezogen, weil sie glaubte, er werde ihr wenigstens die Hand reichen zum Wiederhinaufkommen in das „höhere Leben“. Statt dessen hat er sie in eine Gedankenwelt der Unzufriedenheit und leeren Spekulation eingeführt, in die ihre im Grunde heitersinnliche Natur gar nicht paßt. Nur der Haß, der sie leider vergiftet hat, verbindet sie mit ihm.

Du weißt, wie heftig sie weitere Unterstützung abgelehnt hat, als ihr Geld in der Genossenschaftsgründung ihres Mannes fast völlig verloren gegangen war. Es scheint: sie *will*, daß ihr Sohn in Dürftigkeit aufwächst. Vermutlich soll er auch einmal ein solcher „Kämpfer“ werden wie ihr Mann, ein literarischer Hungerleider voll Haß gegen alle, die nicht bloß satt zu essen, sondern auch Schönheit im Leben haben. *Dazu* läßt sie ihn (von seinem Gelde) das Gymnasium besuchen, und ich fürchte, sie hat ihn (beeinflußt von ihrem Manne, dem eine solche Schändlichkeit ähnlich sieht) den Einblick in unser Haus auch nur zu dem Zweck gestattet,

daß der Neid in ihm rege wird, und dadurch der Haß gegen die Reichen.

So ist der Junge unrettbar verloren. Entstanden aus dem Verhältnis zweier Menschen, die nicht zusammengehörten, schon im Keime vergiftet durch das gepeinigte, bis zum Todeswunsche verirrte Gemüt der Mutter, wird ihm noch immer weiter Giftstoff zugetragen durch seine Umgebung. Hier ist keine Rettung mehr.

So wirst Du es denn verstehen, wenn ich Dich bitte, nicht in mich zu dringen. Ich bin genug gestraft durch die Erkenntnis des Unheils, das ich angerichtet habe durch mein Abgehen vom Wege meiner Art. Ich würde nochmals davon abgehen, wenn ich täte, was Du aus liebevollem Herzen wünschest, und es würde dem Jungen nichts nützen, denn ich könnte nichts tun, als auch ihn von seinem Wege abbringen. Mag er das werden, was sich seine Mutter und der Mann von ihm versprechen, den er für seinen Vater hält. So ist es seine Bestimmung. Schön ist sie nicht, und er wird daran zugrunde gehen — zugrunde gehen oder sich sänftlich bescheiden, wie es dem Schwachen geziemt. Ich aber möchte einen starken Menschen bilden, der den Anforderungen dieser starken Zeit gewachsen ist.

Deutschland geht einer gewaltigen Zukunft entgegen. Auf den französischen Schlacht-

feldern wird jetzt mehr vernichtet, als die französische Windbeutelei und ihr Kaisertum aus Kulissenpappe. Auch die deutsche Sentimentalität, die deutsche Romantik und die deutsche Metaphysik wird dort in Stücke geschlagen. Das neue deutsche Reich, das nun kommen muß, baut sich auf Kanonenerz auf. Sein Baumeister Bismarck, eine so ungeheure Erscheinung, daß man ihr Maß erst erkennt, wenn man, wie ich jetzt, genügend Distanze genommen hat, wird ihm seinen Geist aufprägen, den Geist zugreifender realer Kraft, einen auf reelle Machtwerte gerichteten Geist, der nicht Amboß, sondern Hammer sein will. Bismarck löst Schiller ab. Deutschland hört auf, das alte romantische Land zu sein. Es wird eine politische Macht, die Vormacht auf dem Kontinent und (die Engländer fürchten es bereits) wohl einmal die Vormacht unter allen Nationen. Die jetzt am Werke befindliche Generation, seltsamer Weise geführt von lauter Alten, hinterläßt, wenn ihr Werk getan sein wird, den Kommenden eine Riesenaufgabe. Diese mit fast mathematischer Sicherheit geschlagenen Schlachten bereiten eine innere Umwälzung des deutschen Wesens vor, von der weder die alten Führer noch das kämpfende Geschlecht im ganzen eine Ahnung hat. Die jetzt heranwachsenden aber wachsen in sie hinein. Wehe denen, die sich dagegen

sträuben. Wehe allen Sentimentalen, allen Ideologen! Sie werden heimatlos sein im neuen Reiche. Wer aber die neue Zeit als Junger begreift, wird in ihr Möglichkeiten eines machtvoll tätigen großen Lebens finden, eines reichen gebietenden Herrenlebens, das allein starker Seelen würdig und geeignet ist, auch das ganze Leben des Volkes zu erhöhen.

Einen schönen, kräftigen, wohlgeborenen, mit klarem Kopfe und starkem Herzen begabten Jungen so zu bilden, daß er den Geist der kommenden, seiner Zeit begreift und den Willen und die Kraft in sich entwickelt, diesem Geiste nach zu handeln, sich zur lebendigen Lust und damit auch zur Stärkung dieses Geistes im ganzen — das wäre mir eine herrliche Aufgabe, und es würde mich wenig bekümmern, daß er nicht von meinem Blute ist . . ., da er ja nicht von meinem Blute aus Dir sein kann.

Aber von Hermann sprich mir nicht mehr! . . ."

Frau Hauart vermochte es nicht, diese Gedankengänge sich zu eigen zu machen, sie empfand etwas konstruiertes in ihnen und fühlte wohl, daß die Konstruktion wesentlich auf einer Enttäuschung beruhte. Aber doch auch im Wesen ihres Mannes selbst. Und da sie dieses Wesen liebte und wohl wußte, daß Widerspruch dagegen zu nichts führen konnte, als zu Disharmonie zwischen ihnen beiden, unterließ sie es als gute

und verständige Frau, ihre Meinung der seinen entgegenzusetzen. Doch wandte sich ihr gütiges Herz nun mit verdoppelter Liebe zum Sohn ihres Mannes. Sie empfand jetzt, ohne sich über das Problem des Mitleids kritische Gedanken zu machen, herzliches Mitleid mit dem zwar nicht sehr hübschen, aber grundsympathischen Jungen, und sein schüchternes, weichmütiges, oft wie unter verhehlten Schmerzen bebendes Wesen, das, was ihr Mann als Sentimentalität bezeichnete, brachte ihn ihrem Herzen nur noch näher. Wenn er sie mit seinen blauen Augen, wie es seine Art war, bewundernd innig, beinahe schwärmerisch ansah, fühlte sie tief, daß in dem armen Burschen eine liebevolle und reiche, aber auch eine überleicht empfindliche Seele lebte. Aber sie hatte auch Gelegenheit, zu bemerken, daß diese Seele starker, ja kühner Wallungen fähig war.

Wollte sie ihm etwas besonders Gutes antun, so lud sie ihn ein, sich in einen der großen Lederfauteuils ihres Musikzimmers zu setzen, wenn sie Stücke ihres ehemaligen Repertoires sang. Da nahm er dann erst schüchtern nur ganz auf dem Rande des umfangreichen Gestühles Platz. Hatte sie aber begonnen, so verschwand alle Befangenheit bei ihm, und bald lag er fast wollüstig hingelehnt im Fauteuil, ganz unbekümmert, ob sich das für ihn schickte oder nicht, und folgte den Tönen mit einem Ausdruck so tiefer Hingenommenheit, daß selbst

die Farbe seiner Augen sich zu verändern schien. Ihr sonst blasses und scheinbar leeres Blau wurde tief, und die gesternten Pupillen füllten und weiteten sich. Einmal, als sie das Lied des Pagen gesungen hatte:

Sagt doch, ihr Frauen, die ihr sie kennt,
Ist das die Liebe, was hier so brennt?

sprang er plötzlich auf und rief mit blitzenden Augen, nicht bittend, sondern gebieterisch: „Noch mal! noch mal!" dann aber lief er, indeß die Tränen aus seinen Augen stürzten, weg.

Frau Klara gehörte nicht zu den Frauen, die auch bei ganz jungen Leuten an erotisches Triebleben denken, sobald sich einmal ungewohnte Wallungen bei ihnen zeigen. Der Gedanke hätte bei dem damals dreizehnjährigen Jungen immerhin nahegelegen. Denn dieses Lied ist, will man es grob, also unmozartisch, kennzeichnen, das Liebeslied der Pubertät. Aber Frau Klara empfand mit tieferem Instinkte, wenn sie fühlte, daß es hier noch mehr aufgewühlt hatte, als erotisches Unterbewußtsein. Hermann Honrader hatte bei seinem Anhören ungefähr dasselbe erlebt, was etwa gleichzeitig der junge Felix erlebt hatte, wie er den Duft seiner Mutter über sich wahrnahm. Gleich jenem hat auch er dieses Erlebnis nie vergessen. Wohl aber das Gedicht, das er mit tränenüberströmten Backen damals in seiner Kammer niedergeschrieben hat, sein erstes Gedicht, ein Weinen und Trotzen in Versen.

Zweites Stück: Der geborene Herr

Als Henry Hauart aus London zurückgekehrt war, galt einer seiner ersten Gänge seinem Maler, für den er eine Anzahl alter farbiger Gravüren mitgebracht hatte. Wie er sich der Ateliertüre näherte, hörte er folgendes Gespräch:

Der Maler: Halt di grad, Lausbub, oder i schick di wieder zu deine G'scheerten! (Bauern).

Eine Knabenstimme: Da geh' i nimmer hi'.

Der Maler: So, was tu'st denn nachher?

Die Knabenstimme: Da bleib' i.

Der Maler: So? Und wenn i di net behalt?

Die Knabenstimme: Is mir aa wurscht. Nachher lauf i auf d' Gass'n.

Der Maler: Na, und auf der Gass'n, was tust denn da?

Die Knabenstimme: Ich geh in d' Residenz.

Der Maler: Sakrament! Was tust denn dort'n?

Die Knabenstimme: Zun Kini geh i.

Der Maler: „Zun Kini!" Der wird di anderscht ausifeiern.

Die Knabenstimme: I laß mi net ausifeiern. Ich bin grad so gut a Prinz.

Der Maler: Hui je! Der Prinz Kuckuck. Da legst di nieder! Der Prinz Kuckuck.

In diesem Augenblick erfolgte ein fürchterliches Gebrüll und irgendetwas schlug krachend an die Ateliertüre.

„Teufelsbua!" schrie der Maler, „hat mir

der Fratz den Apolloschädel abergrissen. Wart, dir hilf i!"

Neuerlicher Tumult, Poltern, Kreischen. Dann Stille.

Henry Hauart öffnete die Türe und erblickte den Maler, wie er sich über einen Jungen in oberbayrischer Tracht niederbeugte, der, wie leblos, Schaum vor dem Munde, rücklings auf der Erde lag. Es war Felix.

Der Maler, vergeblich bemüht, ihn zum Bewußtsein zu bringen (er lag wie ein Epileptischer nach dem Anfall), erzählte nun, daß er den Jungen seit einer Woche bei sich habe, um ihn zu malen, daß er aber „net zum ha'm" sei: bald übermütig und lustig aufs höchste, willig und unermüdlich im Stehen, dann wieder launenhaft, verdrossen, widerhaarig, und dann, vor allem: „er will mir gar nimmer wieder zu seine Leit!" Auf die Frage, wer diese seien, erzählte der Maler die Herkunft des Jungen und wie die Mutter „sonst a rechta sauber Weib, — no, da hängt sie!" und er wies auf Saras lebensgroßes Porträt — sich zu ihm stellte.

Henry Hauart sah sich den Jungen, der allmählich wieder Farbe bekam und ruhig zu atmen begann, lange an, betrachtete aufmerksam das Bild Saras und wurde nachdenklich.

— „Erzählen Sie mir alles genau, Meister! Wissen Sie, wer der Vater ist?"

Und nun erfuhr er denn alles, Punkt für

Punkt, — nur eben den Vater nicht: „Dees ist halt das düstere Geheimnis. Er hat sie zum Aussuchen."

— „Hm!"

Herr Hauart machte öfters hm, so oft, daß der Maler scherzend sagte: „Man möcht fast meinen, Sie wären auch dabei gewesen."

Herr Hauart ging auf den Scherz nicht ein, sondern inquirierte weiter.

Dann meinte er: „Auf alle Fälle keine üble Mischung. Von der Mutter her stärkstes Rasse-blut, obwohl möglicherweise schon nuanciert. Hm. Die kreolische Tänzerin ... Der spanische Jude mit romanischer Beeinflussung ... Das Blut allein machts ja nicht ... Erziehung, Klima, Umgebung ... Hm ... Dann germanisches oder slavisches Herrenblut ... Der Musiker ist mir dem Renommee nach wohlbekannt. Etwas toll, aber eine resolute Kraft. Rücksichtslos, streitbar, geistreich, dabei feudal, auch in seiner Treue gegenüber seinem Meister. Genie und Aristokrat. Man könnte ihm wohl einen tüchtigen Jungen zutrauen. Gerade aus einer solchen unsentimental amourösen Frau ... Hm ... Aber auch der andere, der Slave oder Tatar, der Reitergeneral, eröffnet keine schlechten Perspektiven für den Burschen."

Er sah sich Felix wiederum sehr genau an, dann fuhr er fort: „Was für ausgeprägte Züge der Junge schon hat. Nase, Stirne, Kinn: alles Energie. Auch der Körper scheint ganz

tadellos. Und wie fein gegliedert die Hände sind. Ein Prachtstück von einem Knaben."

„Aber a Viech!" meinte der Maler und fügte hinzu, daß ihm noch nie eine solche Wildheit und Verschlagenheit bei einem Kinde vorgekommen sei. Der Junge könne bestrickend liebenswürdig sein, wenn es ihm in den Kram passe, aber auch niederträchtig und bös „wie r a Aff. Gemüt hat er, mein' i, net für an Kreuzer."

„Um so besser für ihn," meinte Herr Hauart. Das Gemüt ist von uns Deutschen durch lange Zeit so abstrapaziert worden, daß man es wie einen durch Raubbau ausgesogenen Acker jetzt eine Weile ruhen lassen muß. Wir brauchen jetzt gerade das, was Sie Verschlagenheit und Bösheit nennen. Jede Zeit hat ihre besonderen Tugenden nötig. Gemüt ist heute gut für Leute und Völker, die Ursache haben, die Konkurrenz zu scheuen. Sie können sich damit trösten. Schön. Der Starke aber braucht so wenig Trost, wie der Gesunde Medizin braucht . . . Glauben Sie vielleicht, daß es das deutsche Gemüt ist, was jetzt Schlachten gewinnt und das politische Fazit daraus zieht? Glauben Sie, daß die Zeit sehr gemütlich sein wird, die jetzt kommt? Gott bewahre unsere Nachkommen vor einem zu baldigen Rückfall in die deutsche Gemütskrankheit, sonst ist dieser wundervolle Krieg, den wir jetzt erleben, nur ein Intermezzo. Auf die Wacht am Rhein darf nicht wieder die Lorelei

folgen, — überhaupt keine Lyrik mehr, sondern Drama, keine Gefühle, sondern Handlung. Energie brauchen wir, scharfes Rechnen und kühnes Einsetzen der Kraft, nicht Romantik und Philosophie. Das Volk der Dichter und Denker muß zum Volke der Techniker und Handelsherren werden. Haben wir bis jetzt die Welt übersponnen mit Phantasien und Theorien, so müssen wir jetzt die Erde mit Werken der Ingenieurkunst überziehen und Schiffahrtslinien gründen, die Deutschland reich machen, — reich, Meister, nicht beliebt. Oderint dum metuant! Die Römer sind auch nicht gerade beliebt gewesen."

Dem Maler war nicht ganz geheuer bei diesem ungewohnt temperamentvollen Ergusse seines Gönners. Denn damals war man sich der logischen Schlüsse aus den gewaltigen Ereignissen, die man mit erregtem Staunen erlebte, im allgemeinen nicht so bewußt, wie Herr Hauart, der Deutsche von englischer Abstammung. Auch war der Maler, wie die meisten seiner Kunstgenossen, überhaupt kein Freund von allgemeinen Erörterungen. Und so bog er das Gespräch schnell zu dem Jungen hinüber, der eben die Augen aufmachte und den ihm fremden Mann mit ungeheurem Erstaunen, aber keineswegs scheu fixierte.

„Von dir ist die Red', Lix," sagte der Maler. „Du sollst a Ingeniör werd'n oder a reicher Handelsherr. Was ist dir das liebere!?"

„Nix mag i werd'n!" sagte Felix und richtete sich auf. „Reich schon, aber sonst nix."

„Halt a Prinz, net wahr?" lachte der Maler.

„Spott'n S' net allewei'!" rief der Junge und blitzte ihn an, indem er die Fäuste in die Taschen seiner Lederhose bohrte und breitbeinig dastand, wie ein Bauernbursch, der mit den Worten zum Raufen herausgefordert hat: Host ebbar an Zweifi?

Aber zu Herrn Hauart wurde Felix im weiteren Verlauf überaus liebenswürdig und anschmiegsam, jedoch ohne jeden liebedienerischen Zug . . . Sein Instinkt sagte ihm auf der Stelle, daß der vornehme Herr Gefallen an ihm fand, und er selbst fühlte sich unbewußt zu ihm hingezogen.

Herr Hauart verabschiedete sich aufs freundlichste von ihm, indem er ihn einlud, ihn am folgenden Tage zu besuchen.

*

Es dauerte nicht lange, und Felix war täglich zu Besuche im Hauartschen Hause. Sein frisches, kindlich munteres Wesen, das er aber wohl abzudämpfen wußte, so daß er durch keinen Lärm die vornehme Ruhe dieser gobelinverhangenen Räume störte, gewann ihm schnell auch Frau Klaras Zuneigung, die ihm überdies schon deshalb sicher war, weil er ihres Mannes Neigung deutlich besaß. Es war aber auch wirklich, als wenn erst jetzt Leben in der stillen Villa herrschte,

seitdem der dunkeläugige Bursche in ihr wie zu Hause war. Sein bäurisches Oberbayrisch klang neben dem scharfen Norddeutsch der beiden Ehegatten wie die Stimme der Natur selbst neben bloßer sprachlicher Konvention. Und was er sagte, offenbarte gleichfalls eine Ursprünglichkeit des Denkens und Fühlens, die für das Ehepaar überaus reizvoll war. Ein Kind im Hause und noch dazu ein Naturkind ohne alle Verbildung: das war viel für Leute, die zwar alles besaßen, was dem Leben ruhigen Halt und harmonische Bewegung gewähren konnte, aber doch des Zusammenhangs mit allem eigentlich und ungebrochen Natürlichen entbehrten. Auf ihren Wanderungen im Gebirge, die der Sehnsucht danach ihre Häufigkeit verdankten, und auch auf ihrem Landsitze in Mittenwald hatten sie das nur wie ein Schauspiel genossen. Norddeutsch durch und durch, war es ihnen nicht gegeben, aus ihrer Reserve herauszutreten, wenn sie mit Gebirglern in Berührung kamen. Es war ihnen das Wesen dieses kräftigen deutschen Schlages immer wie eine Art Kuriosität erschienen. Jetzt hatten sie diese Natur im Hause und in der denkbar günstigsten Gestalt. Denn Felix hatte alles Frische, Muntere, auch alles drollig Ungebildete und Derbe des richtigen oberbayrischen Bauernjungen, aber gleichzeitig war etwas in ihm, das seine bäuerliche Art hier nicht als etwas durchaus fremdes, als Kuriosität erscheinen ließ.

Es war, als sei er das Kind des Hauses, das man eben nur im Gebirge unter Bauern hatte aufwachsen lassen. Kaum, daß sich auch nur im Anfang etwas Befangenheit bemerklich gemacht hatte. Von der plumpen Störrischkeit des Bauernjungen, den man in ungewohnt prächtige Räume zu Leuten mit städtischen Manieren und Redewendungen geführt hat, war nichts vorhanden. Überhaupt keine Plumpheit und kein Widerstreben. Er ging in seinen genagelten Schuhen auf den Teppichen und auf dem Parkett der Villa Hauart, als hätte er Wiesengrund oder Stallstreu unter sich. So auch in Rede und Gegenrede. Verstand er etwas nicht gleich, so sagte er kecklich: „Dös mußt no amal sagn" und, hatte er's erfaßt, erfolgte prompt ein zufriedenes: „Aaso". Übrigens legte er merkwürdig schnell das Rohe seiner Sprache ab und machte sich hochdeutsche Redewendungen zu eigen, ohne daß sie geziert erschienen.

Darüber, daß er aufgeweckten Geistes war, waren sich die Gatten bald einig. Sein Verstand und seine Auffassungsgabe waren sogar frühreif. Etwas wie Heimweh nach dem Lande und seinen Eltern machte sich nicht bemerklich. Fragte man ihn, ob er nicht wieder einmal nach Hause wollte, dann antwortete er: „Ja, mei' Sach hol i". Unter seiner Sach verstand er lediglich den reitenden Kosaken (den „Wildn") und den seidenen Schlafrock („mei schens G'wand").

Wegen seines Charakters bestand bei Herrn Hauart die günstige Voreingenommenheit von vorneherein, und diese teilte sich auch Frau Klara mit. Da man ihm nie anders als freundlich entgegenkam und alles Dargebotene für ihn reizvoll, neu und angenehm war, hatte er weder Ursache noch Gelegenheit, irgendein Mehr durch Trotz und Wildheit erzwingen oder durch List und Verstellung ergattern zu wollen. Er nahm alles fröhlich entgegen, wie wenn es ihm nur nach Gebühr geboten würde. Besonders günstig aber legte der Herr des Hauses den Umstand aus, daß Felix, der jüngere und ungebildete, Hermann gegenüber fast mit Überlegenheit auftrat: „Setz di do gscheidt in Sessel eini," rief er den Schüchternen an, wenn der nach seiner Art nur den Rand seines Stuhles in Anspruch nahm. Oder: „Was schaugst denn allweil in Boden," wenn Hermann in Hauarts Gegenwart scheu die Augen niederschlug.

„Da hast du den geborenen Herrn und den geborenen Dienstboten," pflegte nach derartigen Bemerkungen der alte Hauart zu seiner Frau zu sagen, die dann Hermann zwar in Schutz nahm, aber doch zugeben mußte, daß auch ihr das Benehmen des Jüngeren hier gesünder, natürlicher und dadurch erfreulicher erschien.

So stimmte sie denn gerne und überzeugt bei, als ihr Mann ihr seine Absicht eröffnete, Felix zu adoptieren.

Auf Schwierigkeiten bei der Mutter stieß

er nicht, auch als er die Bedingung stellte, daß sie sich ihrem Sohne niemals als seine Mutter nähern dürfe. Denn es war seine Absicht, daß Felix ihn als seinen rechten Vater und Frau Klara als seine rechte Mutter ansehen sollte. Die Schirmers wurden ihm als Pflegeeltern hingestellt. Sie waren sehr vergnügt, an dem Jungen nochmals eine hübsche Summe zu verdienen, und nahmen es ihm nicht weiter übel, wie er, bereits in städtischer Tracht, nicht sehr gefühlvoll, vielmehr eher gönnerhaft von ihnen Abschied nahm, als er mit seinen „rechten Eltern" zu ihnen gekommen war, seine „Sach" abzuholen.

Drittes Stück: Die Lehrmethode

Der ehemalige Felix Schirmer erhielt durch die Adoption den Namen Henry Felix Hauart und wurde unter Zusammenziehung seiner beiden Vornamen fortan Henfel genannt. Da es zu den besonderen Überzeugungen seines neuen Vaters gehörte, katholisch mache weich, mystisch, färbe jedenfalls irgendwie seelisch ab, während der Protestantismus aus einem kräftigen Geiste einmal von selbst abbröckle und schließlich nur eine Art Etikette bleibe, die für das Leben in einer formell christlichen Zeit bequem, ja nötig sei, wurde Henfel zum Protestanten umgetauft. Er kam sich dabei recht wichtig und als was besonderes vor, konnte es sich aber doch noch

eine gute Weile nicht abgewöhnen, seinen Hut vor offenen Kirchentüren und vor Christusbildern zu ziehen, und zumal das Schlagen des Kreuzes wollte er nicht leicht aufgeben, denn alles formelhafte gefiel ihm gut. Auch machte sein neuer Vater keine Einwendungen dagegen.

— „Du wirst noch allerhand weitere Götter in deinem Leben kennen lernen, Henfel, und an allen ist etwas gutes und brauchbares. Nimm nur getrost von jedem, was dir gefällt, und mache daraus deinen lieben Gott!"

Verstand Henfel solche Worte? Gewiß nicht. Aber — er nahm sich auch aus ihnen, was ihm gefiel, und irgend etwas daraus haftete immer bei ihm.

Er erhielt einen Privatlehrer, der den Unterricht stets in Gegenwart des alten Hauart und nach dessen Plan zu erteilen hatte. Die Lücken in der elementaren Bildung waren bald ausgefüllt, und schon nach einem Jahre täglichen Unterrichts von nur zwei Stunden, zu denen freilich ein fast ununterbrochener Unterricht im ständigen Verkehr mit Herrn und Frau Hauart hinzukam, war Henfel so weit, daß ein Unterricht nach Art der Mittelschulen beginnen konnte.

Einem regelrechten Gymnasiallehrer hätten sich, falls er deren besaß, die Haare gesträubt, wäre er gezwungen gewesen, einer Lektion Henfels beizuwohnen.

Das Latein begann mit Cäsars de bello gallico und leitete gleichzeitig den Geschichts-

unterricht im Anschluß an den deutsch-französischen Krieg ein. Der unglückliche Lehramtskandidat, der dieses Kunststück zu leisten hatte, mußte vorher immer eine Privatstunde bei Herrn Hauart nehmen und konnte sicher sein, nach jeder Lektion auch noch nachsitzen zu müssen, denn der alte Hauart schien sich vorgenommen zu haben, ihn um alle Resultate seines Fleißes sowohl auf dem Gymnasium wie auf der Universität zu bringen.

„Sie müssen ihren Zögling nicht „Lehrstoff beibringen" wollen, Herr Doktor. Dagegen lehnt sich ein gesunder Junge auf. Sie müssen ihm Rätsel aufgeben. Sie müssen seinen Erkenntnistrieb wachrufen. Sie müssen ihn vor allem unzufrieden machen mit seinem Zustand der Unbildung, das heißt Hilflosigkeit. — Da ist ein Buch mit fremden Worten. Die lassen Sie ihn lesen. Und Sie fragen: klingt das nicht wunderbar? —: Gallia est divisa in partes tres... Was mag alles an Geheimnissen hinter diesen stolzen Lauten stecken!? Weißt du, wovon es handelt? Von einem Kriege mit den Franzosen. „Den kenne ich schon", wird er antworten. Darauf Sie: „Nun gut, erzähle mir, was du davon weißt!" Und nun erklären Sie ihm den Unterschied. Sprechen Sie von den Römern, in deren Sprache das Buch geschrieben ist, von ihrer Macht und Herrlichkeit, und dann von Cäsar, der der mächtigste unter ihnen war. Stellen Sie ihm

vor, was es bedeutet, Worte dieses Mannes zu verstehen, hineinzusehen in den Geist dieses Mannes, zu lernen, wie dieser Mann Krieg geführt hat. Das wird seine Phantasie erregen, seinen Willen anfachen, seinen Ehrgeiz aufstacheln. Und nun übersetzen Sie ihm den ersten Satz und lassen Sie ihn fragen. So wird er auf die Grammatik kommen als auf ein Gebiet wundervoller Geheimnisse, und sie wird ihm von Anbeginn etwas seltsam lebendiges sein, ein fremdes Land voller Rätsel. Legen Sie ihm dann Regeln vor, so muß es sein, als wenn Sie ihm ein kostbares Mittel verraten wollten, hinter diese Geheimnisse zu kommen. So soll er sich Wort für Wort die Grammatik erfragen, erobern, bis er Herr über sie ist und sie liebt als etwas, das nicht in ihn hinein gestopft worden ist, wie ein gehackter gemeiner Brei, sondern das er sich aus eigenem Drange erkämpft, dessen versteckte Geheimnisse er entdeckt hat. Abenteuerlich muß ihn die Grammatik dünken, Herr Doktor, abenteuerlich. Mit aufeinandergebissenen Zähnen muß er Ihnen von Schwierigkeit zu Schwierigkeit folgen, gleichsam wie von Dickicht zu Dickicht in einem Urwalde voller Überraschungen. So wird er, ehe Sie sichs versehen, nicht blos die Regeln der lateinischen Sprache, sondern römischen Geist in sich aufgenommen haben. — Sein Mystagoge sollen Sie sein, sein Geheimnisdeuter und Führer in

unbekannte Länder, nicht sein philologischer Nudelmeister."

Der junge Doktor wagte einige Einwendungen: von solider Grundlage, Geisteszucht, Gymnastik des Gedächtnisses und so fort.

„Sie meinen", antwortete ihm darauf Herr Hauart, „daß ich es ihm zu leicht machen wolle. Aber Sie irren sich. Ich will ihn vielmehr vor geistiger Faulheit bewahren. Er soll alles seiner eigenen Initiative verdanken, nichts vorgeschnitten, nichts vorgekaut bekommen. Die solideste Grundlage jeder Bildung ist der betätigte Wille dazu. Jedes Lernen soll mit Handeln verbunden sein, kein bloßes, ob auch mühsäliges Aufnehmen, sondern Aneignen durch Forschung. Mühsal soll gerade nicht dabei sein, nämlich kein Zwang. Trotzdem ist dieser Weg der schwierigere. Aber seine Schwierigkeiten müssen aus freier Lust an der Überwindung überwunden werden. Vergessen Sie nicht, daß Sie einen jungen Herrn vor sich haben, einen jungen Menschen, der nicht darauf hin erzogen zu werden braucht, daß er lernt, Zwang zu ertragen. Alle die Mühsäligkeiten, die in unseren Schulen kultiviert werden, sind gut für Leute, die irgendwie für Zwangsarbeiten bestimmt sind. Ich bedaure, daß diese Perspektive fast allgemein ist, aber ich kann nicht einsehen, warum mein Sohn, dem eine freiere Aussicht winkt, erzogen werden soll, wie ein Zwangsarbeiter. Er soll arbeiten lernen; ja,

es soll der Trieb zur Arbeit ihm so eingesenkt werden, daß er sich schließlich wie ein Elementartrieb äußert. Aber eben darum muß dieser Trieb nichts mühsäliges an sich haben. Kraftanspannung — ja! Aber aus Lust an ihr, aus Freude am Sichbewähren, Sichsteigern. — Geisteszucht, sagen Sie, aber, was Sie meinen, ist Drill, ist Geisteszüchtigung. Vor dieser Art Disziplinierung soll mein Sohn bewahrt bleiben, denn er soll einmal nicht dienen, sondern herrschen. Natürlich auch über sich, das heißt über etwaige gemeine Instinkte in sich. Ein solcher Instinkt ist die Trägheit, der Trieb, sich alles leicht zu machen: zum Beispiel durch bequeme Methoden, die man ein für allemal annimmt; der Trieb zum Verharren statt zur Bewegung: zum Beispiel in allem, was glauben und in verba magistri schwören heißt; — und auch der Trieb zur Zufriedenheit. Ein Herr darf nie zufrieden sein, er muß immer mehr haben wollen. Eure „Geisteszucht" jedoch macht zufrieden, selbstzufrieden, und noch dazu auf eine gemeinbillige Weise. Was mühsälig, widerwillig erobert wurde, gilt als preislich der aufgewandten Mühe, der Selbstüberwindung halber. Aber sein Herrengefühl soll mein Sohn nicht überwinden, er soll es sich nur um so souveräner gestalten, indem er alle Sklavenneigungen in sich überwindet, vor allem die Trägheit und was damit zusammenhängt, möge es der Menge auch als Ideal vorschweben. Seine Geistes-

zucht soll freie Willenszucht sein — der Wille ausschließlich gerichtet auf Dinge, die ein Herr braucht. — Auch Gedächtnis gehört dazu, denn Gedächtnis ist innerer Reichtum und die Kraft, sich dieses Reichtums jederzeit deutlich bewußt zu sein. Diese Art Gedächtnis aber wird nicht gestärkt durch Auswendiglernen von Regeln. Sie wird dadurch vielmehr verkümmert, verkleinlicht. Sie meinen, das sei eine Art Gymnastik, angefangen mit kleinen Hanteln. Was kommt aber dabei heraus? Daß schließlich ein Gymnasialprofessor die ganze Grammatik zu stemmen vermag, oder daß ein junger Mensch, der als Gymnasiast sein Gedächtnis damit geübt hat, später als Student der Jurisprudenz seine Paragraphen leichter auswendig lernt. Sehr probat. Aber mein Sohn wird auch später weder Regeln noch Paragraphen auswendig zu lernen haben. Sein Gedächtnis soll größere Dinge umfassen, bei denen es auf Einzelheiten nicht ankommt, und die man überhaupt nicht erlernen, sondern nur durch eigene Willenskraftanspannung Stück für Stück und darum als Ganzes fest und dauernd erwerben kann. Er soll nicht eine einzige Regel der Grammatik auswendig lernen und schließlich doch den Geist der römischen Sprache und damit römischen Geist überhaupt zu dauerndem Besitze erworben haben. Wenn er dann einmal Tacitus mit demselben müheloſen Verständnis wie die letzte große Rede Bismarcks im Reichstage liest, so

ist auch das eine Gedächtnisleistung und zwar großen Stils, obgleich er sich keiner einzigen grammatikalischen Einzelheit bewußt wird. Aber seinem Gedächtnis hat sich, dank seiner fortwährenden Geistesanstrengung bei früheren Lektüren, das Ganze der römischen Denk- und Schreibart so eingeprägt, daß es ihm gehört. — Willensgymnastik, Herr Doktor, und, ich sage es noch einmal: nicht aus Zwang, sondern aus eigenem Trieb, durch seine Phantasie und Ihre Leitung angespornt: darauf kommt es an; nicht auf Hanteln mit Regeln, die in sich tot und nur im Gefüge des Ganzen lebendig sind."

Viertes Stück: Resultate

Der Erfolg dieser Lehrmethode, die den beklagenswerten Schulamtskandidaten dauernd für jedes Schulamt unbrauchbar machte, war anscheinend ganz erfreulich.

Henfel lernte spielend leicht, und es war eine Lust, zu sehen, wie lebhaft sein Interesse sich allen Gegenständen des Lehrplanes zuwandte. Nur in der Mathematik wollte es nicht recht vor sich gehen, weil diese in ihren höchsten Höhen zwar sehr poetische, in den Anfangsstadien aber sehr nüchterne Wissenschaft in das System der Anregung des Willens durch die Phantasie nicht recht paßte. Offenbar wenigstens nicht gegenüber einem Schüler wie Henfel, dessen Gesichtsausdruck einen Zug tötlicher

Langenweile und vollkommener Leere annahm, wenn sein Auge auf Zahlenkolumnen und mathematische Formeln fiel.

Sonst aber — brillant. Der zwölfjährige Henfel las bereits die lateinischen, griechischen und deutschen Klassiker, zwar vielleicht nicht mit tiefem, aber doch mit glattem Verständnis. Wenigstens sah es so aus, und wenn er darüber sprach, so klang es nicht viel anders, als wenn der Sprecher Herr Hauart selber wäre, nur etwas hurtiger. Der Junge hatte sich instinktiv so auf den Mann eingestellt, der ihm als Vater galt, daß er eigentlich alles über diesen Mann weg, durch das Medium des „Papas“ empfand. Mit niemand verkehrend als mit ihm und Frau Klara, mit jenem aber viel intensiver, als mit dieser, wurde er, dessen Persönlichkeitsentfaltung das Hauptziel aller Bestrebungen war, eigentlich ein völlig unpersönlicher Abklatsch des Mannes, der in seinem pädagogischen Dilettantismus völlig aufging und in viel höherem Grade das Geschäft des geistigen Nudelns betrieb, als je irgend einer der von ihm so heftig perhorreszierten Gymnasialprofessoren.

Frau Klara merkte sehr bald, und mit großem Bedauern, das ganz äußerliche und im bösesten Sinne oberflächliche dieser Art Bildung, und sie ließ es an Versuchen nicht fehlen, ihrem Manne die Augen darüber zu öffnen. Der aber war wie mit Blindheit geschlagen und sah durchaus das Unerquickliche der Karri=

katur seiner selbst nicht, das er aus dem Jungen machte.

Es war ein Unglück, daß der Maler, dessen gerade Art einen gewissen Einfluß auf Herrn Hauart hatte, Studien halber nach Italien gereist war, eben als das Hauartsche Lehrsystem begann, deutliche Unkrautwucherungen zu zeitigen.

„Aber Ihr Mann macht ja an Protzaffen aus dem Buam, anstatt an Menschen" hatte er gesagt, als er zum ersten Male Zeuge eines Gespräches zwischen Vater und Sohn gewesen war. „Der Lausbua hat ja koa Spur mehr von sich selber, oder er versteckts vor lauter Hanswurschterei. Er redt daher wie a rechter Gescheidter und is doch so hirndumm um und um, wie er draußt bei seine Gscherten gar nie net gwesen is. 'Dees is alles hohl und aufblas'n und grundausgschämt. — Ja mein Gott, was soll denn aus dem amal werden, wenn der Alt ihm nix mehr einblas'n kann!? Dem nützt g'wiß sei Lebtag sei Geld nix. Ich wollt, ich wär net dran Schuld, daß er daher kommen is."

Frau Klara fühlte, wie recht der Maler hatte, aber wenn sie sah, wie zufrieden ihr Mann in seiner Betätigung als Erzieher war, und wie glücklich es ihn machte, endlich einmal, wie er sagte, als eine Art Künstler ein Abbild seiner selbst zu schaffen, so brachte sie es nicht übers Herz, ihn darin andauernd zu stören.

Auch hatte sie das Gefühl, daß schließlich doch die Natur des Jungen einmal Herr über all das Angeflogene werden müsse, gerade, weil es ja nicht tief gegangen war, oder daß er es mit zunehmender wirklicher Reife selber in sich vertiefen werde. Vor allem aber bemühte sie sich nun, auch ihrerseits mehr Einfluß auf ihn zu gewinnen, indem sie sein Gefühlsleben stärkte.

Leicht war das nicht, denn die von ihrem Manne betriebene „Abhärtung des Gefühl" hatte schon weite Fortschritte gemacht. Was sie erreichte war eigentlich nur dies: Der Junge gab sich mit wohligem Gefühle ihrer Zärtlichkeit hin und lernte es, sich ihr gegenüber zutraulich und warm zu zeigen. Leider war es Frau Klara nicht gegeben, mit Kindern kindlich zu sein. Sie war fürsorglich, innig, wußte mit Worten zu streicheln, aber sie konnte nicht spielen und spaßen. Der reizende mütterliche Unsinn fehlte ihr, diese köstliche Gabe mancher jungen Mütter, der beste Spielkamerad ihrer Kinder zu sein. Und gerade das hätte Henfel gebraucht, dem prinzipiell Spielkameraden ferngehalten wurden, weil Herr Hauart der Ansicht war, daß, wer in einer nichtspielerischen Zeit einmal an führender Stelle sich betätigen wolle, schon als Kind ohne Spiel auskommen und überdies einsam erzogen werden müsse.

„Du bringst ihn um seine Kindheit, Henry" wagte Frau Klara einmal zu bemerken, „und ich glaube, ein rechter Mann kann nur der

werden, der einmal auch ein rechtes Kind gewesen ist. Auch fehlt es ihm ja ganz an Erholung."

Aber auch das hatte Herr Hauart natürlich längst bedacht, sodaß seine Antwort mit großer Sicherheit zu Tage kam: „Kindheit! Was heißt das? Es heißt etwas anderes für das Kind des Proletariers und etwas anderes für das Kind des Fürsten. So heißt es auch etwas anderes für unseren Sohn. Er ist weder ein zukünftiger Lohnsklave, noch ein zukünftiger Kronenträger. Weder wird er es einmal nötig haben, um seine Existenz zu kämpfen, noch wird der ganze Apparat einer Dynastie ihm seine Existenz zwar sichern, zugleich aber einschränken. Er wird das Glück haben, wirklich frei zu sein, gleichzeitig aber das andere Glück, immer selbst über seine Freiheit wachen zu müssen. Danach bestimmt sich die Art seiner Kindheit. Es ist nötig, seine Freuden von früh an anders zu gestalten, als die von Kindern, denen ein Durchschnittsschicksal bevorsteht, vom Zwangsarbeiter im Kittel bis zum Zwangsarbeiter im Hermelin. Der freie Herr ist heutzutage die größte Seltenheit, selbst in Kreisen, wo er gedeihen könnte. Warum? Eben weil die Kindheitseinflüsse seiner Entfaltung entgegenstehen. Auch hier ist es vornehmlich die Sentimentalität, die schwach macht, die Gewöhnung an Kameradschaften, die Einprägung des Gleichheitswahnes, die mangelnde Erziehung zur Einsamkeit. –

Du könntest sagen: es wäre gut, wenn Hensel schon als Kind sich Menschenkenntnis und die Kunst, Menschen zu beeinflussen, aneignete. Darin erblicke ich jedoch eine Gefahr. Noch ist er zu weich, noch wäre es möglich, daß er sich beeinflussen ließe. Was von der Menschheit zu halten ist, wie sie sich im allgemeinen heute präsentiert, das soll er von mir lernen. Meine ganze Erziehung zielt darauf ab, ihm klar zu machen, daß die Menschheit als Ganzes ein verpfuschtes Produkt ist, nur gut zur Unterlage und Folie des höheren Lebens weniger Einzelner, die nur um Gotteswillen nicht versuchen sollen, das Produkt als solches zu verbessern, während sie allerdings darauf bedacht sein müssen, die wirklichen Kräfte, die immer aus der Masse emporsteigen, zu fördern. Das ist es ja, was ich an ihm tun will, weil mir das Glück ihn in die Hand gegeben hat, der durch die Geburt bevorzugt ist, wie wenige. Aus solchen Kindern des seltensten Zufalls, entstanden aus dem Zusammenkommen ohne jede Konvention von Menschen verschiedenen aber starken Rasseblutes, kann am ehesten das gezüchtet werden, was unsere Zeit am nötigsten braucht: eine neue Aristokratie, adlig von Geblüt in rein natürlichem Sinne und adlig von Gesinnung infolge der denkbar exklusivsten Erziehung. — Diesem Ziele muß zum Opfer gebracht werden, was Du wohl als den Reiz der Kindheit empfindest. Hensel wird dafür

noch vieles andere zum Opfer bringen müssen, was dem Durchschnittsmenschen als Lebensreiz erscheint, aber gerade darum wird er zu diesen Opfern befähigt sein, weil ich von früh an sein ganzes Leben auf andere, höhere Lebensreize anlege. — Ich weiß wohl, daß du im Innersten diesen Gedankengängen widerstrebst, weil du sie für unnatürlich hältst. Ich verarge es dir nicht, schon deshalb nicht, weil ich mir bewußt bin, daß ich selbst sie nicht bis zum Grunde gedacht habe. Es ist vieles in ihnen nur Ahnung, aber das weiß ich bestimmt, daß diese Ahnung gerade aus dem eigentlich Natürlichen kommt, das uns nur verschüttet worden ist. — Erst, seitdem wir den Jungen bei uns haben, sind sie ganz mächtig in mir geworden. Es ist, als zöge seine Anwesenheit sie aus mir empor. Ich gestalte sie in ihm, tue dabei aber doch eigentlich nichts, als daß ich in ihm alles das sich entfalten lasse, was seine elementare Natur ist, die Natur eines durch keine geschwächte Vorfahrenschaft in seinem Triebleben beeinträchtigten Ausnahmemenschen. Du verfolgst seine Entwicklung nicht so wie ich, und darum kannst du nicht gleich mir ergriffen sein von diesem Schauspiele völlig ungebrochener Triebentfaltung. Ich für meinen Teil bin fest überzeugt, daß wir in Henfel einen der ganz seltenen Menschen großziehen, die zu einem Leben höchsten einheitlichen Stiles bestimmt sind. — Du mußt mich nicht falsch verstehen! Ich halte

ihn nicht etwa für ein Genie. Das Genie ist immer disharmonisch, weil es aus Hypertrophie irgend einer Begabung resultiert. Henfels Wesen aber ist von der reinsten Harmonie aller Triebe und Kräfte. Es ist, als sei er von jedem Niederschlag all der Irrtümer in der Entwicklung der Menschheit verschont geblieben, die wir der ungesunden Vermischung allgemeiner Herdentriebe mit genialen Verstiegenheiten verdanken. — Ich gebe zu, daß ich vielleicht nicht ganz unbestochenen Blickes urteile. Denn seine Entwicklung ist ja durch mich beeinflußt. Auch übertrage ich vielleicht das fertige Bild, das ich mir von ihm mache, bereits auf seinen jetzigen Zustand. Im wesentlichen aber ist jeder Irrtum ausgeschlossen. Schon der Umstand spricht dafür, daß ich, dessen Menschenkenntnis durchaus darauf vorbereitet, ja geneigt ist, Fehler zu entdecken, in diesem Falle wie vor einer Offenbarung stehe, der gegenüber ich nur bekennen kann: alle Enttäuschungen meines Lebens sinken in nichts zusammen vor dieser einen Erfüllung meiner Sehnsucht nach einem Menschenkinde von völlig unverkümmerter Anlage."

Was sollte Frau Klara gegenüber einer solchen fast ekstatischen Überzeugung ihres sonst so nüchternen Mannes tun? Sie war gewöhnt, von seinem Verstande sehr hoch zu denken, und wußte, daß er sich nicht von bloßen Gefühlen der Sympathie hinreißen ließ. Also war sie geneigt, seiner Auffassung beizupflichten. Ander-

seits aber sträubte sich ihr Innerstes gegen das Ganze dieser Pläne und Meinungen. – Sie konnte sich des Glücks, das ihren Gatten offenbar erfüllte, nicht recht freuen, ja es überkam sie eine Art Schwermut dabei: zum ersten Mal in ihrer Ehe war etwas Unausgeglichenes zwischen ihrem Manne und ihr. Schon, daß sie sich seiner Freude nicht ganz mitfreuen konnte, tat ihr weh. Mehr und mehr machte sich aber auch ein Gefühl geltend, das schlimmer war.

Je weiter die Erziehung Henfels vorschritt, umso deutlicher fühlte sie, daß ihr Mann sich in einem verhängnisvollen Irrtum befand, und daß er sich immer mehr in ihn verrannte.

Der Junge wurde hochfahrend, unangenehm herrisch gegen jedermann, der außer seinen Eltern mit ihm in Berührung kam. Hermann, der jetzt das Gymnasium hinter sich hatte, mied das Haus deswegen nach einer frechen Szene, die ihm der nun vierzehnjährige Junge gemacht hatte. Frau Klara hatte sie durch die offene Tür vernommen, und es war, als täte sich ein Abgrund vor ihr auf, wie sie aus Henfels Redewendungen erkannte, wie fratzenhaft sich in ihm die Weltanschauung ihres Mannes widerspiegelte. Hermann hatte gesagt, er wolle erst zwei Semester Philosophie absolvieren. „Philosophie?" höhnte Henfel, „was soll denn das Gedenke? Ich habe jetzt ein bischen Schopenhauer gelesen. Jedes Kochbuch ist wertvoller!"

„Na", antwortete ganz gelassen Hermann,

„darüber steht dir wohl ein Urteil noch nicht zu."

Hensel, schon ganz wild, in einem häßlichen Tone voll Bosheit: „Du meinst, weil du ein paar Jahre älter bist als ich, mußt du auch klüger sein, was? Weil du jetzt Student wirst? Ich bin schon seit sieben Jahren Student und weiß zehnmal mehr, als du je lernen wirst. Du könntest mir leid tun, wenn mir überhaupt etwas leid täte, du trauriger Philosoph!"

Hermann: „Ich will ja gar nicht, daß ich dir leid tue, aber wenn du so redest, tust du mir leid."

Hensel, gell auflachend: „Ich? Dir? Bist du verrückt? Das ist eine Unverschämtheit! Und eine Lüge! Du beneidest mich, weil ich nicht zu büffeln brauche, weil ich der Sohn reicher Eltern bin, und weil ich einmal selber reich sein werde, ohne nur einen Finger zu rühren!"

Hermann: „Ich beneide dich gar nicht und am wenigsten deshalb."

Hensel: „Doch! Und du sollst mich auch beneiden! Du sollst noch blässer werden vor Neid, als du schon vor Studieren bist. Das gehört zum Reichtum, daß man beneidet wird; das ist ein Hauptvergnügen dabei."

Hermann: „Das Vergnügen kann ich dir nicht bereiten. Ich beneide den Reichtum nicht. Ich verachte ihn, wenn er solche Gedanken zur Folge hat, wie deine."

Henfel: „So! Aber einladen läßt du dich von meinen Eltern, was? Füttern läßt du dich vom reichen Herrn Hauart, nicht?"

Hermann, bebend: „Du bist gemein Henfel, jämmerlich gemein bist du."

Henfel, knirschend: „Nimmst du das Wort zurück, du Hungerleider? Ich verlange, daß du mich um Verzeihung bittest oder . . ."

Hermann: „Was: oder!?

Henfel, schäumend: „oder ich schlage dir das Buch hier in deine Proletarierfratze."

Fünftes Stück: Der geborene Dienstbote

Frau Klara hatte der Szene ein Ende gemacht, indem sie eintrat und sich mit den Worten an Hermann wandte: „Komm hinunter Hermann! Wenn Henfel sich beruhigt haben wird, wird er nachkommen und dich um Verzeihung bitten."

Noch in ihrem Zimmer unten hörte sie, wie Henfel tobte und schrie.

Hermann, totenbleich, stand vor ihr und murmelte: „Er soll es mir büßen! Es kommt der Tag, wo ich es ihm zeigen werde!" . . . Dann: „Ich danke Ihnen für alles, Frau Hauart, aber ich werde nie mehr dieses Haus betreten."

„Er ist noch ein halbes Kind", begütigte Frau Klara, „verzeihe ihm seine Beleidigungen, auch wenn er dich nicht darum bittet!"

„Nein!", stieß Hermann hervor, „das nicht!

Nicht das! Ich weiß, daß ich vieles werde ausstehen müssen im Leben, aber eines werde ich nie ertragen und will ich nie ertragen: daß jemand, der mir nicht überlegen ist an innerer Bedeutung, an eingeborenem Edelsinn und an Geisteskräften, sich frech über mich erhebt, weil ihn der Zufall mit anderen Gütern ausgezeichnet hat. Das ist so gemein und nichtswürdig in meinen Augen, und jede Beleidigung von so einem Menschen erscheint mir so infam und empörend, daß alles in mir sich dagegen auflehnt!"

Frau Klara nötigte ihn in einen Stuhl und streichelte seine eiskalt gewordenen Hände. Dann sagte sie: „Du hast ganz Recht Hermann, und ich freue mich, daß du so stolz empfinden kannst, daß du nicht bloß weich und schüchtern bist. Ich wollte, mein Mann hörte dich so sprechen. Auch er würde dir Recht geben, so sehr er Henfel liebt."

„Nein", rief Hermann aus, indem er aufsprang, „nie würde er mir Recht geben! Für mich hat er weder Liebe noch Verständnis. Für mich hat er nur Wohltaten. Gott weiß, wie sehr ich darunter gelitten habe von Anfang an. Wenn Sie nicht gewesen wären, Frau Hauart, mit ihrer wirklichen Freundlichkeit, nichts hätte mich dazu gebracht, mich jede Woche einmal in diesem Hause füttern zu lassen. Wahrhaftig nichts, denn ich habe es immer empfunden, daß ich für Herrn Hauart nichts bin, als ein

lästiges Versuchsobjekt für Wohltaten. Zehnmal lieber hätte ich an diesen Tagen Hunger gelitten, als am Tische dieses Wohltäters zu sitzen, der am Unglücke meiner Mutter schuld ist."

„Hermann!", schrie Frau Klara auf, „wer hat dir das gesagt?!"

„Niemand", antwortete der junge Mann und warf sich in den Stuhl, „aber ich weiß es! Ich weiß, daß ich den Namen meiner Mutter führe und nicht den meines Vaters, und ich weiß, was es bedeutet, daß ich ein kleines Vermögen besitze, das nicht von meiner Mutter herrührt. Aber ich weiß auch, daß ich dem Manne, von dem es herrührt, keinen Dank schulde, sondern ..."

Frau Klara schnitt ihm das Wort ab: „Hermann, versündige dich nicht! Es ist an dir gefehlt worden, aber das kann noch gut gemacht werden, und es wird gut gemacht werden, denn es ist aus einem Irrtum geschehen. Sprich einmal mit ... mit Herrn Hauart, wie du jetzt mit mir gesprochen hast! Zeige, daß du nicht bloß stumm dulden, sondern fordern kannst. Es ist dein Recht, und es kommt nur auf dich an, es zu erhalten."

Hermann warf den Kopf zurück und sagte sehr ruhig und bestimmt: „Nein, Frau Hauart. Ich habe hier kein Recht, und ich werde hier kein Recht haben. Meine Mutter, die nur noch der Schatten eines Menschen ist, seitdem

ich lebe, würde es mir nie verzeihen, wollt ich hier ein Recht verlangen, das ihr versagt worden ist. Ich gehöre zu ihr und zu allen den anderen, die entrechtet sind. Für alle diese will ich ein Rechtsanwalt werden. Dazu will ich mit dem Gelde studieren, das mir als ein Geschenk, als eine Wohltat hingeworfen worden ist. Sonst aber keinen Pfennig! Das Erbteil des Legitimen soll ungeschmälert bleiben — von Rechts wegen!"

Er lächelte höhnisch, und das stand ihm schlecht. Plötzlich aber warf er sich schluchzend vor Frau Klara nieder und verbarg seinen Kopf in ihrem Schoß. „Seien Sie mir nicht böse! Hensel ist ja Ihr Kind, und es ist sehr schlecht von mir, daß ich so geredet habe zu Ihnen. Denn Sie sind so gut und haben mir so viel Liebes getan, daß es mich immer getröstet und wieder in die Höhe gerichtet hat, und bloß von Ihnen ist etwas Schönes in mein Leben gekommen. Meine Mutter ist so verdüstert, mein Pflegevater so verärgert, und ich selbst bin so schwach und halb. Ich trage etwas Schweres und Dunkles in mir herum. Ich keuche, seitdem ich denke. Wenn nicht Ihre Worte gewesen wären und Ihre Musik, so hätte ich nicht einmal die Sehnsucht nach dem Lichte und nach der Freiheit, und ich wäre dem Neide verfallen. Ja, dem Neide, der der Schatten des Elends ist. Ich habe ihn oft kommen spüren wie ein Gespenst. Aber Sie haben ihn verscheucht, Sie und Mozart!"

Frau Klara, tief ergriffen und bewegt, strich

über sein blondes weiches Haar, während ihr die Tränen flossen, und sie sprach: „Hättest du doch früher zu mir gesprochen, Hermann! Hättest du dich doch gleich an mich gewandt, als du zu fühlen begannst, wie die Dinge liegen! Warum hast du denn das nicht getan?"

„Ich hätte es auch heute, und ich hätte es nie getan", entgegnete Hermann, „wenn Hensel mein Blut nicht in Wallung gebracht hätte. Denn es liegt nicht in meinem Wesen, mich auszusprechen. Ich bin scheu gegen jedermann, auch gegen meine Mutter, und ich schrecke vor allem Aussprechen dessen zurück, was in mir ist. Ich ... aber Sie müssen mich nicht auslachen, ... ich kann das bloß zu mir selbst sagen in ... in Versen. Ach, ich weiß ja, sie taugen nichts, und sie können auch keinen Menschen interessieren, denn sie handeln ja bloß von mir und sind bloß an mich gerichtet. Und dennoch sind sie mein einziges Glück, und wenn ich sie mache, nein, nicht mache, denn sie steigen auf in mir und sind mit einem Male da, und ich schreibe sie dann nur nieder, und im Niederschreiben kommen andere hinzu, und manchmal gerate ich ins Feuer und schreibe halbe Nächte lang und zerreiße das Geschriebene wieder und lasse es nochmals kommen und gieße es um und bastle daran und suche eine neue Form des Ganzen und steigere mein eigenes Gefühl durch die Form und vergesse mit einem Male, daß ich es bin, worum es sich handelt, und

dann steht ein Gedicht da, wie eine fremde Gestalt, und ich bin hingerissen davon und komme mir wie etwas Großes vor, wie ein Starker, der alles Häßliche überwinden kann und etwas Schönes daraus machen und . . . ja . . . dann bin ich wirklich unaussprechlich glücklich und kann nie in bloßen Worten zu jemand von diesen Dingen sprechen."

— „Willst du sie mir nicht einmal zeigen, deine Verse?"

— „Nein . . . ich bitte! Nein!"

— „Warum denn nicht?"

— „Ich schäme mich."

In diesem Augenblicke erschien Henfel in der offen gebliebenen Tür. Er hatte ein feierliches Gesicht aufgesteckt und bewegte sich gemessen auf Hermann zu, der sofort aufsprang und ihn mit gerunzelter Stirne ansah.

Henfel streckte ihm seine schöne schmale Hand hin, an der ein großer Rubin glänzte, den er vorhin nicht am Finger gehabt hatte, und sprach, indem er seiner Stimme einen sehr milden Ton verlieh, mit gedämpfter Würde: „Ich habe dich beleidigt, Hermann, dich und mich. Denn mehr noch als dich habe ich mich selbst vor mir herabgesetzt. Du müßtest gering von mir denken, wenn ich nicht aus freien Stücken zu dir käme und dich um Verzeihung bäte."

Hermann hatte während dieser allzu wohl gesetzten und allzu gut vorgetragenen Ansprache den Blick gesenkt gehabt, denn sehr gegen seinen

Willen war plötzlich seine Scheuheit über ihn gekommen, und bei den ersten Worten Henfels hatte ihn sogar weichmütiges Bedauern ergriffen. Wie aber der Spruch vorüber war, sah er den Jungen erst groß an und ließ seinen Blick auf der schönen Hand mit dem funkelnden Steine ruhen. Es war, als vergäße er über diesem Anblick die Sache völlig, um die es sich handelte. Sein Auge, das Auge eines Dichters, sah, ihm selber unbewußt, nicht bloß die Schönheit dieser Erscheinung, sondern in ihr ein Symbol, ein Bild alles dessen, was zwischen ihm und dem Menschen mit dieser schönen, kostbar geschmückten und sorgsam gepflegten Hand stand. Er schwieg und nahm seinen Hut, der auf einer Fauteuillehne lag.

„Du nimmst meine Hand nicht?!" sagte Henfel, indem sich seine starken schwarzen Augenbrauen näherten.

„Nein, ich nehme deine schöne Hand nicht" antwortete Hermann. „Die meine ist eine Proletarierhand, obwohl sie noch nicht hart gearbeitet hat. Denn sie gehört zu mir, wie mein Gesicht, das du vorhin eine Proletarierfratze genannt hast."

„Deswegen bin ich gekommen, dich um Verzeihung zu bitten," entgegnete Henfel kühl.

„O nein, deshalb ist der reiche Jüngling nicht gekommen," rief Hermann fast laut, denn er fühlte die Absicht einer Zurechtweisung und damit die Absicht einer neuen Beleidigung.

„Du bist gekommen, um dich wieder über mich zu erheben. Du wolltest den Überlegenen spielen, nachdem du eingesehen hattest, daß dein Benehmen dich unter mich gestellt hat. Du spielst schlecht, Henfel. Man merkt, daß du spielst. Und ich spiele nicht mit."

Henfel, die Lippen aufeinander pressend, ballte die schöne Hand und ließ sie sinken. „Du siehst, Mama," wandte er sich an Frau Klara, „ich habe vergeblich versucht, mein Unrecht gut zu machen, und dafür will er mich nochmals reizen. Aber es soll ihm nicht gelingen. Ich weiß, was ich mir schuldig bin."

Und er ging sporenklirrend hinaus, denn er hatte sich zum Reiten umgezogen.

Frau Klara sah ihm tief unzufrieden nach. Dann richtete sie das Wort an Hermann, der seinen weichen Hut zusammenpreßte: „Hättest du nicht doch seine Hand nehmen sollen? Es war doch eine Überwindung bei ihm — vielleicht seine erste."

— „Gerade darum nicht! Das vorhin oben war wenigstens nicht vorsätzlich, war im Zorn geschehen. Ich hätte es verzeihen können, obwohl es mich heftiger getroffen hat. Aber das jetzt, — nein! Das war Berechnung, war tückisch. — Lassen Sie mich gehen, Frau Hauart, und zürnen Sie mir nicht, wenn ich nun nicht mehr komme. Wenn Sie es mir erlauben, will ich Ihnen schreiben, sobald von mir etwas zu berichten ist."

— „Willst du nicht auch von .... von Herrn Hauart Abschied nehmen?"

— „Nein. Ich bitte Sie, ihm nur zu sagen, daß sein Erbe vor meinem Neide sicher ist."

Er gab Frau Klara die Hand. Die mütterliche Freundin legte ihre Linke darauf und küßte ihn auf die Stirne.

„Du hast mir," sprach sie, „heute zum ersten Male weh getan, aber nicht so, daß ich dir deshalb böse sein könnte. Denn du hast Recht gehabt, so Recht, als wir Menschen nur eben Recht haben können. Später wirst du von selbst lernen, wie Unrecht man immer auch im Rechte hat. Ich glaube, Hermann, daß du dahin kommen wirst. Es ist ja sonst nicht die Art der Männer, weil sie zum Kämpfen geboren sind und siegen wollen, das heißt: ihr Recht durchsetzen. Auch du hast ja so ein Recht im Auge, für das du der Anwalt sein willst. Aber du wirst, glaube ich, einen anderen Beruf finden, in dem es sich um alle diese Rechte nicht handelt, überhaupt um kein Recht, sondern um Liebe, die über allen Rechten ist. Du wirst einmal erst fühlen, was ich dir jetzt auch bloß gefühlt sage, aber einmal wirst du es vielleicht auch erkennen. Es ist vielleicht erkennbar nur für ganz wenige und auch für diese bloß im höchsten, seltensten Zustande der Ergriffenheit, aus dem die Werke der großen Kunst hervorgehen. Du weißt, an wen ich jetzt denke: Mozart. Wir andern emfinden es als einen

schönen Traum. Aber als einen Trost im Traum, der auch unser Leben verklärt, wenigstens für Augenblicke. Wer, wie ich, es vermag, diesen Trost zu vermitteln, der hat schon eine glückliche Gabe, aber eine wirkliche Gnade ist denen geschenkt, die aus sich selbst heraus solche Träume lebendig gestalten können, Trost spenden aus ihrem tiefsten Leben können an alle anderen, sich selbst weggeben können und doch für sich selbst bleiben. — Vielleicht bist du so einer, Hermann. Und dann ist es wohl gut, daß du nicht an Henfels Stelle bist. Denn solche müssen gewiß leiden, um in die Tiefe zu kommen. — Darum sollst du nie mit deinem Schicksal hadern, sondern dich recht darein verlieben, mit einer ingrimmigen Liebe, die sich durch kein Unglück von dem Glauben abwendig machen läßt: Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen. Denn, ob du es nun Gott oder dein Schicksal nennst, bleibt sich gleich. Ich, siehst du, bin von Kindheit an gewöhnt, es Gott zu nennen, als etwas Persönliches, mit dem man sprechen, zu dem man beten kann. Du sprichst mit dir, wie du mir vorhin gesagt hast. Das mag dir sagen, daß dein Gott, dein Schicksal, in dir ist. — Du willst mir nicht zeigen, was du mit Dem in dir gesprochen hast, und das ist gut so, denn es beweist, daß du nicht mit ihm spielst, aber eines Tages wirst du es aller Welt zeigen müssen, denn es wird dich drängen, dich vor aller Welt zu deinem Gott

zu bekennen, indem du ihn, deinen Genius, der dein Schicksal ist, vor aller Welt aufstellst als ein Bild deiner selbst, aber doch auch als mehr: als ein Bild deiner Welt, als deinen Welttraum, in dem es nicht Recht und Unrecht gibt, nicht Arm und Reich, nicht herrschen und dienen, sondern nur ein tiefes Gefühl der Verbindung mit allen in einen. — Fühlst du was ich meine?"

— „Ja. Es ist dasselbe, was ich fühle, wenn Sie Mozart singen, und wenn ich ... Aber nein ... Später! Später! Vielleicht! ... Ich .. Ja, Frau Hauart, ich fühle, was Sie meinen, und ich habe schon manchmal so gefühlt, und ich habe mir manchmal auch eingebildet, ich könnte so einer, ich könnte ein Dichter werden. Aber es wird doch nicht sein. Und wenn ich's auch könnte, — ich dürfte nicht. Denn ich kenne die Armut, das Elend, die Schmach des Volkes, zu dem ich gehöre, ich, der Sohn des reichen Mannes, der ich, meinem Schicksal sei Dank, ein Proletarier geworden bin. Brauchen wir Dichter? Dürfen wir Dichter sein? Nein! Erst unser Recht, zu leben wie Menschen und nicht wie Maschinen, dann, später, Gott weiß wann, auch das Schöne. Sie wissen ja nicht, wie es in den Hinterhäusern, in den Keller- und Dachwohnungen aussieht, Frau Hauart. Aber ich weiß es, und ich weiß auch, was einzig helfen kann, dieser Not und Schande ein Ende zu machen. Es ist ein neues Evangelium ver-

kündet worden, aber nicht aus den Gefühlen der Liebe, und nicht für das Jenseits, sondern aus dem Willen zur Tat und für das Jetzt und Hier. Diesem Evangelium hänge ich an und will sein Jünger sein. Nicht zufrieden will ich die Armen machen durch Vertröstung mit Träumen, sondern unzufrieden durch die grellste und grausamste Darstellung ihres trostlosen Zustandes. Faule Tröster und Verschleierer haben wir genug, und weil sie sich Dichter nennen, sind uns die Dichter verächtlich geworden. Die Welt des Elends braucht Empörer. Wenn irgend einer dazu geboren ist, so bin ich es. Ich habe meine Mutter an meinem Vater zu rächen, die mißbrauchte Armut am frevelhaften Reichtum. Und wenn das Beste in mir dabei zugrunde geht, so will ich es gerne hinnehmen."

Frau Klara nickte mit dem Kopfe: „Es ist dein Weg. Gehe ihn! Ich glaube doch, daß du dorthin kommst, wohin dich dein Innerstes drängen wird. — Ich habe dich erst heute kennen gelernt, Hermann. Vielleicht ist das auch gut, denn ich hätte dich sonst doch wohl irre gemacht. Du bist stärker, als ich geglaubt habe. Du bist viel stärker, als Hensel es jemals sein wird. Daher bitte ich dich: Vergiß dennoch alles. Nein, ich brauche dich nicht zu bitten. Du wirst es selbst vergessen und wirst Böses mit Gutem vergelten. Nimm dich seiner an, wenn er allein sein wird. Ich fürchte, er wird sich keine Freunde im Leben gewinnen. Der

Reichtum ist kein Segen für Menschen seiner Art. Er ist überhaupt vielleicht kein Segen. Dein Evangelium, das ihn ausrotten will, ist am Ende auch ein Evangelium für die Reichen. Eine reiche Frau sagt dir das. Behalte das im Gedächtnis. Denke überhaupt manchmal an das, was wir heute zusammen gesprochen haben. Ich glaube, es wird gut für dich sein, es nicht zu vergessen. Wir Menschen sagen einander so selten wesentliches von uns. Geschieht es einmal, so ist es ein Erlebnis. Ich hoffe für dich freilich, daß du mehr erleben wirst, als Gespräche: Aber dennoch: laß es in dir weiter leben!"

Sie hatte in ihrer milden innigen Art leise und eindringlich gesprochen, und Hermann war ergriffen davon, wie nur je von ihrem Gesange.

Er schied mit dem Gefühl, etwas schönes erlebt zu haben, und dachte nur an dieses, nicht an seine Szene mit dem Jungen.

Sechstes Stück: Rhythmische Zerknirschung

Als Henry vom Reiten nach Hause kam, überraschte er Frau Klara durch etwas, was sie durchaus nicht erwartet hatte: durch leidenschaftliche Reue, die offenbar ernst war.

Er warf sich ihr an den Hals und schluchzte mehr, als daß er sprach: „Ich habe mich erbärmlich betragen. Ich bin gemein gewesen. Ich bin nicht wert, daß du mich ansiehst.

Hermann hat ein Recht, mich zu verachten. Ich bewundere ihn und weiß jetzt, wie tief ich unter ihm stehe. Ich bin ein Nichts neben ihm. O, wie froh bin ich, daß ich das fühle! Wie froh bin ich, daß ich zu mir gekommen bin! Ich möchte zu ihm rennen und ihm sagen, daß er mein Meister ist, mein Besieger, und daß er mich ins Gesicht schlagen soll."

Frau Klara schwieg erstaunt. Sie sah ihm in die Augen, ob etwas fälsches darin wäre. Nein: es war nichts in ihrem Ausdruck, als leidenschaftliche Ergriffenheit. Scham, Schmerz.

„Wie ist dir das gekommen, Hensel?" fragte sie ihn.

Er antwortete: „Ich weiß nicht. Ich sprang aufs Pferd, wütend beleidigt, auf Rache sinnend. Ich war so niederträchtig gemein, mir auszudenken, wie ich die Sache Papa beibringen und ihn bitten wollte, seine Hand von Hermann abzuziehen. Hungern soll er, verrecken! — verzeih Mama, — verzeih —, aber ich muß dir alles sagen: verrecken, wie ein räudiger Hund, knirschte ich vor mir hin, während ich durch den Englischen Garten galoppierte. Ich stellte ihn mir vor, wie er bettelnd ankäme und nach meiner Hand haschte, um Verzeihung winselnd. Und ich malte mir aus, wie ich vor ihm ausspucken würde. Und ich suchte die scheußlichsten, höhnischsten Beleidigungen zusammen, mit denen ich ihn fortjagen würde. Eine Geldbörse wollte ich hinter ihm herwerfen und dazu rufen, wie

man einen Hund zum Apportieren bringt: Allez! Such! – Da, mit einem Male, scheute der Braune und blieb wie in die Erde gerammt stehen, so daß ich beinahe über seinen Kopf weg einen Salto geschlagen hätte. Aber na, du weißt ja, reiten kann ich: ich saß gleich wieder fest. Was wars? Ein weißes Truthahnkücken, – wir waren schon im wilden Teil des Gartens – lag blutend und zappelnd mitten auf der Straße, offenbar von einem Fuchs angegriffen, der nun die Flucht ergriffen hatte. Du kennst mich. Ein solcher Anblick erregt mich sonst nicht weiter. Aber, ich weiß nicht, wie es kam, kurz: Ich empfand fast schreckhaft ein furchtbares Mitleid mit dem zerrissenen Tiere. Ich sprang vom Pferd und gab ihm den Gnadenstoß. Nicht einmal die Augen offen behalten konnte ich, wie ich zustieß. Aber ich stieß gut zu. Das kleine Tier regte sich nicht mehr. Jetzt lauert der Fuchs irgendwo im Gebüsch, dachte ich mir, und, wenn ich weg bin, schleicht er her und holt sich seinen Fraß. Soll ich ihn hindern? Nein, denn gewiß, ihn hungert. Und nun hatt' ich mit *ihm* Mitleid. Ich stieg ganz sachte aufs Pferd und ritt im Trabe weiter. Hermann hatte ich völlig vergessen. Ich fragte mich nur immerzu: Wie kam es, daß der Anblick des leidenden Tieres mir wehe getan hat? Ich weiß doch, daß Mitleid Schwäche und Unvernunft ist, und daß der Starke seinen Blick über fremdes Leid wegrichten muß. War das nicht

vielmehr eine Gelegenheit, mein Gefühl abzuhärten? Hätte ich nicht lieber ein Stück fort reiten sollen und das Schauspiel abwarten, wie der Fuchs das kleine Tier weiter bei lebendigem Leib auffraß? Aber ich hatte in Wahrheit nicht eine Sekunde nachgedacht, sondern war, ohne nur zu überlegen, angetrieben von dem Gefühl, die Qual des Tieres abzukürzen, vom Pferde gesprungen. – Was wird Papa dazu sagen, dacht ich mir, wenn ich ihm davon berichte? Wird er mich nicht verachten? Denn, schließlich, wenn ich nicht einmal einen jungen Truthahn leiden sehen kann, wie soll ich mich dann über größeres Leid von Wesen, die mir näher stehen, hinwegsetzen? Bin ich nicht am Ende ebenso sentimental, wie Hermann? Hermann! Es gab mir einen Ruck, und ich war wieder bei der Sache. Aber aller Groll, alle Wut war weg. – Ich glaube nicht, daß das im direkten Zusammenhange mit dem kleinen Erlebnis stand. Jedenfalls ist mir kein Zusammenhang bewußt. Denn ich empfand nicht etwa Mitleid mit *Hermann*, sondern mit *mir*. Ganz unvermittelt fühlte ich mich schauderhaft klein und elend. Erst gab ich mich diesem Gefühle wütend hin. Ich war wie geschüttelt. Dann regte sich in mir der Gedanke: das ist die Strafe für die Weichheit! Papa hat recht: Mitleid ist eine Schwäche, die noch schwächer macht, ist Abzehrung des Gefühls für alles Starke. – Aber dieser Gedanke verfing nicht.

Das Gefühl meiner Kleinheit und Jämmerlichkeit begann mir wohlzutun. Ich stellte mir alles, was geschehen war, vor und erkannte nur immer deutlicher, wie gemein ich gewesen war, und wie hoch Hermann über mir steht. Und, je klarer ich das erkannte, mit dem Gefühl, weißt du, und deshalb so unbestreitbar sicher, um so wohler wurde mir. – Ich ging wieder in Galopp über und schrie, querfeldein über die Stoppeln da draußen jagend, vor mich hin: Du Elender du, du Nichtswürdiger du, freue dich, du hast deinen Meister gefunden. Der soll dein Freund und Führer werden, wenn du seiner einmal würdig sein wirst. So sei es! So sei es! Hurrah! Hurrah! So sei es!"

„Ja, Henfel, so soll es sein!" rief Frau Klara aus und küßte ihn auf den Mund. Wie bin ich froh, daß du so zurückgekommen bist! Wie würde sich Hermann freuen, wenn er dich so sprechen hörte!"

– „Soll ich jetzt gleich zu ihm rennen?"

– „Es wäre vielleicht gut, Henfel, aber nein, – es geht nicht. Du weißt, Papa wünscht es nicht, daß du ... Aber schreib ihm! Schreib ihm gleich! Ganz, wie dirs ums Herz ist, schreib ihm! Vielleicht kommt er dann auch wieder zu uns."

– „O, Mama, ganz gewiß kommt er! Du sollst sehen, wie ich ihm schreibe!"

Henfel rannte, ganz Kind, mit mutwilligen

Sätzen in sein Studierzimmer hinauf, warf Reitpeitsche, Hut und Handschuhe in eine Ecke und setzte sich an den Schreibtisch. Aus dem Stoße seiner schönsten, größten und dicksten Briefbogen zog er einen hervor und schrieb mit großen Zügen darauf:

An meinen Meister Hermann!

Nein! rief er aus, wie er das geschrieben hatte, und zerriß den Bogen.

Und er schrieb:

Meinem herzlich geliebten Freunde und Meister Hermann!

Aber auch das war noch nicht genug. Auch dieser Bogen flog in den Papierkorb. Eine Pause. Dann schrieb er, gewaltig dick und dreimal unterstrichen:

Meinem Freunde, Meister und Herzog!

Er stand auf und ging an den Spiegel, lachte und grimmassierte hinein, steckte sich die Zunge heraus und rief: Aff!

Setzte sich wieder in den Schreibstuhl und las laut und zufrieden vor, sehr betont und feierlich: Meinem Freunde, Meister und Herzog! — Und setzte die Feder zu einem schwungvoll ausgemalten H an und schrieb weiter (den Namen aus lauter Initialien):

Hermann, den ich beleidigt, mein Freund und Meister und Herzog!
Tief erfüllt es mein Herz: ich habe schmachvoll gefehlet,
Denn mit geiferndem Zahne verwundete das edelste Herz ich.

Pause. Hensel klopfte mit dem Finger den letzten Hexameter ab und überzeugte sich, daß er einen Fuß zuviel hatte.

Weg mit dem Bogen! Nochmals abgeschrieben und aus dem „verwundete" ein „zerriß" gemacht. „Zerriß ist auch bedeutend besser", dachte er bei sich, „denn ich habe sein Herz nicht bloß verwundet, sondern zerrissen".

Und fuhr fort zu schreiben:

Deins! – Doch dein edles Herz verzeiht die Bosheit des Jungen.

„Jungen?" . . Hensel runzelte die Stirne. „Nicht lieber: Knappen? Ja, Knappen ist edler!"

Den Bogen zerrissen, weggeworfen und abgeschrieben.

Also:

Deins! – doch dein edeles Herz vergißt die Bosheit des Knappen,
Der von nun an stets in deinem Gefolge will reiten,
Stolz auf dich, seinen Freund (wenn du willst) und Meister und Herzog!"

Wieder an den Spiegel und das ganze rezitiert (er wußt' es schon auswendig).

„Eigentlich wär's genug", meinte er bei sich selber. „Es hat antike Kürze. Aber nein! Nicht genug! Ich muß um Verzeihung bitten!"

Und schrieb weiter:

Nimm mich gnädiglich an! Ich beuge die Kniee und flehe:

Nimm mich gnädiglich an zum Zeichen deiner
 Verzeihung,
Die ich gebeugten Haupts aufrichtigen Herzens
 erbitte.

Das zweimal gnädiglich gefiel ihm so sehr, daß er die drei Verse sich immer wieder vorlesen mußte. Aber, je öfter er sie sich vorlas, um so weniger schienen sie ihm geeignet, den Schluß zu bilden. Und er fügte in einem Zuge hinzu:

Denn ich könnte fortan nicht leben ohne die Liebe
Meines Meisters und Freunds und erhabenen
 Herzogs Hermann!!!

„Ja: drei Ausrufezeichen! Und 'Meisters' und 'Freunds' und 'Herzogs' doppelt unterstrichen!"

Hensel setzte noch seinen oft geübten, genial unleserlich wie hingebürsteten Namenszug „Henry Felix Hauart" darunter und sprang mit seinem Werke die Treppe hinab zu Frau Klara.

Diese wunderte sich zwar nicht wenig über die rhythmische Form und die überschwängliche Ausdrucksweise des „Briefes", und es erschien ihr das Ganze im ersten Augenblicke in seiner Vermummung des Gefühls etwas bedenklich, so daß sie den Blick prüfend von dem Bogen zu Hensels Gesicht erhob. Aber ihre Augen überzeugten sich, daß der junge Versifex hier eine durchaus unbewußte Gefühlsmaskerade getrieben hatte, und sie sagte sich, so kindisch sie sich ausnahm, daß doch auch gerade in ihr

etwas Liebenswürdiges lag: das Bestreben, den Gefühlsausdruck durch eine Art von Leistung zu steigern. Die Gedichte Hermanns, dachte sie bei sich, würden wohl von anderer Art sein, keine Verkleidungen des Gefühls, sondern Gestaltungen, aber immerhin: auch in dem Henselschen Opus war wohl ein gewisser, wenn nicht dichterischer, so doch künstlerischer Trieb am Werke gewesen. Und sie freute sich dessen. Vielleicht, dachte sie weiter, muß ich hier ansetzen, um Hensel mehr zu sich selbst zu leiten. Und sie strich ihm die Backen und sagte: „Sieh mal an! Ein kleiner Poet! Das freut mich, Hensel! Hast du sonst schon Verse geschrieben?"

Hensel wurde rot. „Ach ja, Mama, aber das da sind entschieden meine besten . . Findest du sie gut genug, daß ich sie Hermann schicken kann?"

— „Ich glaube, daß sie gut und ehrlich gemeint sind, Hensel . . Das ist in diesem Falle die Hauptsache."

„Wird er nicht womöglich darüber lachen?" meinte Hensel und nahm schon wieder einen bedenklichen Ausdruck an.

— „Ach Unsinn! Wie kannst du so was denken? Höchstens wird er in seiner Bescheidenheit finden, daß du des guten zu viel getan hast bei seinem Preise."

„Er soll nicht so bescheiden sein! Deshalb habe ich ja gerade die Ausdrücke so gewählt!" sagte Hensel und log sich dabei etwas vor.

Aber seine Empfindung dabei war ganz echt. Sein Herzog sollte in der Tat stolz sein und nicht bescheiden. Übrigens war er mit dem Maße der Anerkennung nicht ganz zufrieden und zeigte bald die Merkmale einer deutlichen Abkühlung.

Siebentes Stück: Das Kunstwerk des Dilettanten

Frau Klara verstand ihn doch wohl noch nicht recht. Wer Henfel leiten wollte, mußte ihn bei seiner Eitelkeit nehmen. Diese war sein Hauptcharakterzug. Wer seiner Eitelkeit genug tat, wer ihm den Hof machte, der konnte ihn nach Gefallen führen und modeln.

Daher der unbedingte Einfluß des alten Hauart auf ihn. Henfel ließ sich die Prinzenerziehung, die ihn doch viel genug zu entbehren zwang, wonach sich am Ende jeder Junge sehnt, gerne gefallen, denn er empfand deutlich, wie wichtig sie ihn nahm, wie sehr sie ihn als Ausnahmsmenschen behandelte. Er bekam nicht eine einzige Schmeichelei von seinem väterlichen Erzieher zu hören, aber seine Eigenliebe, seine ins phantastische gehende Einbildung fühlte sich unablässig geschmeichelt. Hätte sich ihm öfter Gelegenheit geboten, wie in dem Streitfalle mit Hermann, seinen Wert an dem anderer junger Leute abzumessen, so wäre zweifellos auch öfter das heilsame innere Aus-

balancieren zustande gekommen, das schließlich ein reelles Selbstgefühl herbeigeführt hätte. So aber entwickelte sich nur ein ungeheurer Dünkel.

Herr Hauart glaubte, an Hensel die Künstlerschaft auszuüben, die ihm im Bereiche der Kunst versagt war. In Wahrheit vergriff er sich dilettantisch am wertvollsten Materiale: an einem Kinde. Es leiteten ihn die besten Absichten, und er dachte über sein Werk so bohrend und peinlich nach, wie nur ein Dilettant über seine Kunstausübung nachdenken kann. Aber auch diesem Dilettantismus fehlte das eigentliche: das instinktive Grundverhältnis zur betriebenen Sache, der intuitive Blick für die Möglichkeiten seines Stoffes und die künstlerische Selbstbeschränkung, die nur das aus ihm herausholen will, was in seinem Wesen liegt.

Herr Hauart wollte seine Sehnsucht gestalten, das heißt, aus Hensel den idealen Menschen bilden, der er selbst nicht geworden war. Sehr viele Väter hegen diesen Wunsch. Indessen erfährt glücklicherweise ihr Wollen zumeist eine heilsame Korrektur durch die Umstände, die es dem Kinde erlauben, auch *die* Bestandteile seines Wesens zur Entwicklung zu bringen, die es nicht vom Vater her hat, weil sie oft Vererbungen von Vorfahren sind, von denen die Eltern selbst nicht die mindeste Ahnung haben. Denn unsere Kinder sind ja nicht nur *unsere*

Kinder. Das Schlimme im Falle Henfel war, daß es keine äußeren Einflüsse gab, die den Einfluß des Papas korrigieren konnten, denn Frau Klara kam über Versuche nicht hinaus, und daß im Wesen Henfels Eigenschaften lagen, die den erzieherischen Absichten Hauarts sehr entgegenkamen. So schien es, als ob Henfel wirklich der schlechthin ideale Stoff für seines Bildners exklusive Absichten wäre. Aber es schien nur. In Wahrheit wurden nur einzelne seiner Eigenschaften übertrieben herausgebildet auf Kosten anderer, und das sah nun zwar recht scharf und stark aus, war aber doch Verzerrung. Im Grunde kam es darauf hinaus, daß Henfels Eitelkeit sich immer kolossaler entwickelte. Seine Schlauheit wußte diese seine Eitelkeit seinem Erzieher gegenüber gut zu maskieren. Er nahm im Verkehr mit dem Papa ein ernstes, besonnenes Wesen an, wie ein Mensch von stäter innerer Konzentration. Sprach er, so tat er es in einem entschiedenen Tone ohne Vordringlichkeit. Sein Betragen in Gegenwart seiner Eltern verband die beste äußere Lebensart mit gedämpfter Herzlichkeit. In alle dem aber war nicht seine Natur das maßgebende, sondern nur das Bestreben, Beifall zu gewinnen. Er spielte den konzentrierten, entschiedenen, wohlerzogenen, weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, offenbar den besten Eindruck damit zu machen. Im Verkehr mit der Dienerschaft war er ein ganz anderer, launisch

liebenswürdig bis zur Kordialität und launisch boshaft bis zur Tücke und Wildheit. Eben noch hochnäsig albern, schlug er in Vertraulichkeit um, aber das leiseste Eingehen darauf brachte ihn dann sofort in eine Wut, die auch vor Handgreiflichkeiten nicht Halt machte. Indessen waren derartige Szenen für die Bediensteten im Hause Hauart einträglich. Henfel konnte es nicht ertragen, wenn irgend wer einen schlechten Eindruck von ihm erhalten hatte. Er wollte auch von der Dienerschaft verhätschelt sein, der „junge Herr“, dem man nicht böse sein kann. So leerte er denn seine Börse fleißig aus, wenn er seine Ungnade hatte fühlen lassen. Zumal junge hübsche Dienstmädchen zogen, wenn sie nicht gerade empfindlicher Natur waren, mehr Vorteile als Unannehmlichkeiten von der Launenhaftigkeit des jungen Lords, der übrigens auch schon recht zärtlich werden konnte.

Über alles Geschlechtliche hatte ihn Herr Hauart frühzeitig aufgeklärt, auch hierin von dem Grundsatze ausgehend, nur ja keine Sentimentalität aufkommen zu lassen. Doch wäre auf diesem Gebiete ein Vorbauen bei Henfel am allerwenigsten notwendig gewesen. Eher war es gut, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß der Rosenbusch, hinter dem sich Eros verbirgt, Dornen hat, die zuweilen giftig sind.

Frau Klara war mit dieser Art Aufklärung nicht einverstanden. Sie sagte: „Mir sind

Kinder unheimlich, vor denen es nicht einmal dieses Geheimnis gibt, das sich doch eigentlich von selbst enthüllen soll, wenn die Zeit dazu gekommen ist. Zumal ein Junge, der auf diesem Gebiete schon alles weiß, flößt mir fast Schrecken ein, wenn ich bedenke, wie sehr die Männer hier überhaupt zur Roheit neigen. Ich glaube, daß der Mann am ritterlichsten vom weiblichen Geschlechte denken und sich am ritterlichsten gegen Frauen jeder Art benehmen wird, bei dem sich der Trieb zum weiblichen Geschlechte am längsten als unklar schwärmerischer Drang und Überschwang hat erhalten können. Denn darin liegt die Verklärung der Frau, also auch der Mutter, und das ist gewiß gut. Dir gilt leider auch das als Sentimentalität, aber ich finde gerade, daß es das natürlichste ist, während mir hier das zu frühe Wissen geradezu ruchlos unnatürlich vorkommt. Mädchen bedürfen der Aufklärung eher nach meinem Gefühle, weil wir früher entwickelt sind, dabei aber doch viele unter uns im Übergangsalter zu einer Überempfindsamkeit neigen, die wirklich oft böse Folgen hat. Es entwickelt sich bei mancher eine Furcht vor dem Manne, wie vor etwas schrecklichem, brutalem, oder eine allzu schwärmerisch-ideale Gefühlsrichtung, auf die oft genug später das gerade Gegenteil folgt, das auch nicht erquicklich ist. Meine Meinung ist: ein Mädchen soll durch die Mutter je nach den Umständen ziemlich früh auf ihre zukünftige

Bestimmung hingewiesen werden, und ich glaube nicht, daß es einer rechten Frau besonders schwer fallen kann, das rechte Maß und die rechten Worte zu finden. Dagegen hat die Aufklärung eines Sohnes durch den Vater viel größere Schwierigkeiten, nnd sie ist bei genügender Beaufsichtigung des Jungen und bei ordentlicher körperlicher Erziehung auch eigentlich nicht nötig, während sie schwere Gefahren im Gefolge haben kann."

Herr Hauart lächelte: „Du sprichst immer im allgemeinen. Hier handelt es sich aber um Henfel," und es folgte eine neuerliche Belehrung über die Ausnahmsmaßregeln bei Erziehung eines Ausnahmsmenschen.

Hätte es sich Herr Hauart vorgenommen, künstlich einen Don Juan zu züchten, er hätte nicht anders zu Werke gehen können. Er, der es mit einer einzigen Ausnahme dem weiblichen Geschlechte gegenüber an Initiative hatte fehlen lassen und selbst in seinen südamerikanischen Zeiten jeden Quäker im Punkte der Erotik hätte beschämen können, fand es für gut und vernünftig, einem unreifen Knaben den Begriff der Liebe alles seelischen zu entkleiden und ihm zu predigen, daß die freie Selbstherrlichkeit eines Mannes nur dann völlig unangetastet bleibe, wenn er sich auch auf diesem Gebiete jedes Hineinreden des Gefühls planmäßig versage. „Es handelt sich hier um ein körperliches Geschäft mit dem Hauptzwecke

gesunder und schöner Nachkommenschaft. Von diesem Zwecke soll sich der Mann ausschließlich leiten lassen, und deshalb ist es ihm, im Gegensatze zur Frau, erlaubt, zu suchen, zu wählen, zu probieren, gewissermaßen sich zu üben, bis er die eine, rechte gefunden hat. Die Orientalen sind hierin unsere Meister. Auch unter ihnen üben ja nur die Reichen die Vielehe aus, und der Koran enthält sogar Bestimmungen über das Maß der geschlechtlichen Betätigung bei den verschiedenen Berufsklassen. Es ist ja auch ganz klar, daß dies sich vernünftiger Weise danach bestimmen sollte, wie sehr ein Mann von seinem Berufe absorbiert wird, denn es handelt sich hier um die wichtigste rein männliche Funktion, bei der es nicht gleichgültig (für die Nachkommenschaft) sein kann, mit welchem Krafteinsatze sie ausgeübt wird."

Es fehlte nur, daß er sie ihm vormachte.

Übrigens hatte diese hier bis ins vollkommen komische ausgeartete Theorieenverranntheit des immer wilder dilettierenden Pädagogen doch einen gewissen heilsamen Einfluß auf Hensel. Sie dämpfte dessen erotische Phantasie herab. Das Geschlechtsleben erschien ihm wie eine Art Pensum in seinem Stundenplane und demnach nicht eigentlich verlockend. Wenigstens nicht für den Moment. Aber Geisteskörner dieser Art in einen unreifen Verstand gesät, behalten ihre Keimkraft lange genug, um sofort aufzuquillen, wenn die Stunde kommt, und aus

der einen Ähre fallen dann viele Körner der gleichen Art, und es kann schließlich Felder geben, die ein ganzes Leben überwuchern.

Achtes Stück: Adlige Künste

Bei der Frühreife Henfels auch in körperlicher Hinsicht würde er doch wohl jetzt schon nicht faul gewesen sein, die väterlichen Theorien in die Praxis umzusetzen, wenn die Hauartsche Erziehungsmethode nicht wenigstens das eine Gute gehabt hätte, daß sie ihn körperlich scharf hernahm. Henfel mußte jede Art Leibesübung treiben, für die in München ein guter Lehrer aufzutreiben war.

An erster Stelle stand das Reiten. Darin wurde er ausgebildet, als gälte es, einen künftigen Schul- und Kunstreiter aus ihm zu machen. Seine Begabung hätte dazu vollkommen ausgereicht. Im Sattel und auf ungesatteltem Pferde saß er mit der Sicherheit eines geborenen Reiters. Je wilder ein Pferd war, um so lieber war es ihm. Ein ungesatteltes Pferd ohne Zügel, lediglich durch Schenkeldruck zum Nehmen von Hindernissen aller Art im Galopp zu zwingen, während er eine Art eiserner Balancierstange in den Händen hielt, war ihm nicht Mühe, sondern Lust. Er sah schön dabei aus, und das wußte er auch.

Nach dem Reiten kam das Fahren. Der schwarzhaarige Junge mit dem gebräunten scharf-

zügigen Gesichte und den dunklen Augen, der nichts eigentlich knabenhaftes mehr an sich hatte, war bald eine bekannte Erscheinung in den Münchener Straßen durch die elegante Art, mit der er zu kutschieren verstand. Wenn er bei einer besonderen Gelegenheit vierelang fahren durfte, galt es ihm ein Festtag. Blieben nicht rechts und links die Leute seinetwegen stehen? Nahm nicht der und jener gar den Hut ab, wie wenn ein Prinz vorbeiführe? Bei solchen Ausfahrten fühlte er das reinste Glück, das seiner Kindheit beschieden war. Sein Ausdruck war dabei ernst, stolz, fast verächtlich, aber im Innern hatte er die Empfindung eines stürmischen Jauchzens. Wie gleichgültig er im Grunde allen diesen Gaffern war, wenn er nicht bei den armseligsten unter ihnen schnell vorübergehenden Neid erweckte, und was die boshaften im Spaliere für Bemerkungen hinter ihm her machten, dessen war er sich nicht bewußt. Er sah sich bewundert im Mittelpunkte des Interesses einer Menge; das genügte ihm vollkommen. Und auch, wenn er sich einmal vorstellte, daß dieser Bewunderung Neid beigemischt war, so beeinträchtigte dies sein Vergnügen keineswegs, würzte es vielmehr auf eine angenehm kitzelnde Manier. Das Klappern von sechzehn Hufen, deren Rhythmus von einem Druck seiner Hände bestimmt wurde, war ihm die köstlichste Musik, und sie regte mehr Phantasien in ihm an, als es die schönsten

Mozartlieder aus Frau Klaras Munde vermochten. Auf dem Bocke fühlte er sich noch intensiver Herr, Prinz, Gebieter, als auf dem Pferde, denn der Apparat war reicher, größer, aufsehenerregender. Am liebsten hätte er von dem Diener auf dem Hintersitze Geld unter die Menge werfen lassen und, wenn es nach dem Wunsche seiner Phantasie gegangen wäre, so hätten Paukenschläger und Trompeter voranreiten müssen.

Auch das Fechten wurde nicht vernachlässigt. Den Stoßdegen handhabte er mit Geschick und Eleganz, doch tadelte sein Fechtmeister, daß er mehr auf schöne Stellungen bedacht sei, als auf energischen Angriff, und daß er sich andrerseits zuweilen von einer plötzlichen Wut hinreißen lasse, die im Ernstfalle gefährlich sein würde. Diese Wut stellte sich mit Sicherheit dann ein, wenn Henfel aus einer eleganten Pose durch einen festen Stoß gerissen wurde, den ihm der alte Dinglmeier, kein Freund vom Tanzen beim Fechten, rücksichtslos auf die Magengegend applizierte. Dann drang Henfel wütend und schnaubend auf den Alten ein, der ihm aber regelmäßig zum Schluß den Degen aus der Hand drehte, indem er dazu bemerkte: „Schaugns, da liegt er. Ich sags dem jungen Herrn ja alleweil: net so hupfn, dös bringt gar nix ein". Der Säbel war Henfels Sache weniger – und Dinglmeier predigte vergeblich. „Mehr Schneid, junger Herr, net lauern! Däs ist bei die Herren

Studenten sogar verboten!" – „Ach was!" pflegte darauf Henfel zu erwidern, „lassen Sie mich mit Ihren Studenten zufrieden. Ich fechte Dessin!" – „Na," dachte sich denn der alte Mensureneinpauker, – „Du solltest mal zu die Schwab'n kommen oder zu die Pfälzer, die würden dir dei Dehsengk fei' austrei'm." Und ließ es sich trotz aller wütenden Verbote Henfels nicht abgewöhnen, diese heimlichen Bemerkungen in gute feste Fechtmeisterhiebe zu übersetzen, die seinem lauernden Gegner recht fühlbar über die Drahtmaske wegrasselten. Es waren leider die einzigen Hiebe, die dem Knabenalter Henfels beschieden waren.

Turnunterricht erhielt Henfel nicht, denn Herr Hauart hatte, vielleicht von seinem englischen Blute her, eine Abneigung gegen die „Gymnastik der Demokratie". Dafür mußte sich Henfel im römisch-griechischen Ringkampf unterweisen lassen. Er tat es gerne, weil sein Lehrer, mit schnellem Blick für die sicherste Voraussetzung zur Erlangung von Trinkgeldern begabt, die Klugheit besaß, sich leicht von ihm werfen zu lassen und seiner Bewunderung von Henfels Akt häufig und deutlich Ausdruck zu geben. Er brauchte dabei nicht einmal zu lügen, denn der vierzehnjährige Junge besaß wirklich einen Körper von ungewöhnlich schönem und kräftigem Ebenmaße.

Lanzen- und Diskuswerfen wurde gleichfalls, der antiken Herkunft wegen, betrieben, obwohl

es auch zum Programm der „Graujacken“ gehörte, wie Herr Hauart die deutschen „Turnbolde“ nannte. Vom Fußball nahm er Abstand, weil dazu Kameraden nötig gewesen wären. Um so eifriger wurde das Schwimmen betrieben, nicht ohne Hinweis auf Lord Byron, wie denn Herr Hauart immer bestrebt war, seinen Zögling auf große Vorbilder hinzuweisen.

Natürlich fehlte auch das Schießen und im Anschluß daran die Jagd nicht. Das Tanzen aber schloß Herr Hauart aus. Denn, so belehrte er Hensel, „es ist als aristokratische Kunst untergegangen und zu einer Art Drehkrankheit geworden. Nur das Volk versteht noch, zu tanzen, aber, natürlich, seiner Art entsprechend mehr grotesk als schön. — Soweit es als konventionelle Notwendigkeit im Gesellschaftsleben nicht zu umgehen ist, wirst du es dir später leicht aneignen.“ Demnach beschränkte sich die Tätigkeit des engagierten königlichen Ballettmeisters auf Unterweisungen in den Komplimenten und ähnlichem. Er fand in Hensel einen sehr gelehrigen und begabten Schüler, der nur eine Neigung hatte, des Guten etwas zu viel zu tuen. Selbst Herr Josef Trittl, der sich als Künstler mit dem Wohllauter Giuseppe Trattolini behaftet hatte, konnte nicht umhin, ihm im Innern den Namen „Storch im Salat“ zu verleihen.

Wenn Hensel, was sich nur selten ereignete,

dazu kam, sein Komplimentenwesen nicht vor Stühlen oder Staffeleien, sondern vor Menschen zu produzieren, etwa im Foyer des Hoftheaters vor einer der wenigen Damen der Gesellschaft, mit denen Herr und Frau Hauart im Verkehr standen, so machte das auf die umher wandelnden Münchner einen erstaunlicheren Eindruck, als irgend eine Szene, die sie soeben auf der Bühne hatten vor sich gehen sehen. Einmal geschah es, daß eine mit dicken Goldketten umwundene Hofcharkutiersehegattin in einen sie völlig aus der Ballance bringenden Hofknix zurücksank, als Hensel an ihr vorüberstelzte und mit plötzlichem Vorfallen des Oberkörpers zu fast wagerechter Lage einer Dame die Hand küßte. Die gute Hofwurstlieferantin war felsenfest davon überzeugt, daß sie einem spanischen Prinzen ihre Devotion bekundet hatte. Andere freilich konnten bei ähnlichen Gelegenheiten nur schwer ein Lächeln verbergen, und die also begrüßten Damen fühlten sich durch die Huldigungen der Henselschen Komplimentierkunst mehr geniert, als erhoben. Eine russische Staatsrätin, die aus Hamburg stammte und daher mit Hauarts bekannt war, eine der nicht gerade zahlreichen Damen, die sich inmitten des Gesellschaftslebens natürliches Empfinden zu bewahren vermocht haben und aus diesem Empfinden heraus geradezu urteilen und unumwunden ihr Urteil äußern, zog sich des Jungen grimmige Ungnade zu, indem sie ihm, während er ihre Rechte auf so zeremonielle

Weise küßte, höchst unzeremoniell mit der Linken einen Patsch auf die Backe gab und dabei sprach: „Junge, Junge, was machst du für Faxen!“ Derlei vertrug Henfel gar nicht. Als sein Kopf wieder auftauchte, war er puterrot vor kaum verbergbarer Wut, und seine Augen rollten, wie die eines schlechten Theaterbösewichts. Die Dame aber hieß von jetzt ab das Pöbelweib bei ihm, und als er sie wieder einmal begrüßen mußte, tat er es mit dem Air eines Prinzen, der Ungnade markiert. „Diesmal bist du ungezogen, mein Junge,“ bemerkte lächelnd die Staatsrätin, „aber das gefällt mir immerhin besser, als wenn du überartig tust.“ Er hätte sie erdolchen mögen und verfolgte den Rest der Meistersingervorstellung mit düsterem Antlitz. Denn wo er Überlegenheit spürte, schäumte es in ihm auf. Wenn sein Erzieher im Stande gewesen wäre, bei solchen Zuständen einen Blick in sein Inneres zu tun, er hätte einen tötlichen Schreck erfahren angesichts dieser bestialischen Ungezügeltheit einer Seele, auf die alle erzieherischen Beeinflussungsanstrengungen keinerlei reelle Wirkung gehabt hatten.

Neuntes Stück: Zuckungen

Henfel war innerlich roh geblieben, so blank poliert er in allen seinen Äußerungen zu erscheinen wußte. All sein Gebaren war im Grunde Verstellung, und dieser fortwährende

Zwang, sich gegen seine Natur zu benehmen, etwas anderes vorzustellen, als was er war, verbitterte schließlich sein ganzes Wesen. Selbst seine Freuden, die aber immer nur auf Genugtuung seiner Eitelkeit beruhten, wurden mehr und mehr durch das Untergrundsgefühl vergällt: Es ist ja alles nicht wahr; alles das bin ja gar nicht ich.

Es begann sich eine Art Haß gegen den Papa in ihm zu regen, ein Drang zur Auflehnung, ein wilder Trieb, sich plötzlich zu enthüllen. Dann kamen wieder Weichheiten, Selbstanklagen, Weinkrämpfe. Er stürzte vor Frau Klara nieder und beschuldigte sich der häßlichsten Dinge, der schmutzigsten Gedanken.

„Werft mich doch vor die Türe," rief er schluchzend aus, „ich gehöre nicht zu euch. Ich belüge und bestehle euch immer zu. Ich habe böse Gedanken gegen euch. Ich bin eure Liebe gar nicht wert, und ich mag sie auch gar nicht, eure Liebe. Ich möchte fort, weit fort. Und wenn ihr mich nicht wegschickt, so laufe ich davon."

Er ging ernstlich mit dem Gedanken um, einmal nachts zum Fenster hinaus und über die Parkmauer zu klettern, und weg, nur weg, gleichviel wohin. Natürlich würde er sich die Taschen voll Geld stecken, damit er sich ein Billett erster Klasse lösen könne, um nach . . . nun, egal: vielleicht nach Hamburg zu fahren und dann zu Schiff weiter, nach . . . ja: nach

Amerika, nach Südamerika, wovon ihm der Alte erzählt hatte ... Aber was denn dort? Ah: Pferdehirt in den Pampas. Reiten, jagen, in den Krieg. Irgend so etwas. Wild, wild!"

Das waren die Gedanken in der Nacht. Tags aber schien er, wenn auch verdüstert, im Grunde der gleiche, zumal Herrn Hauart gegenüber.

Frau Klara fand es nun aber doch für nötig, ihrem Manne von Henfels Ausbrüchen Kunde zu geben.

Seine Diagnose war schnell da: „Pubertät! Wir müssen ihn ablenken. Eine Reise etwa. Doch die muß vorbereitet sein. Gehen wir mit ihm fürs erste auf ein paar Wochen ins Gebirge. Jetzt können wir ihn ja dort hin führen, denn alle Erinnerung an seine frühesten Jahre wird nun geschwunden sein, und wir brauchen nicht mehr zu befürchten, daß der Aufenthalt zwischen Bauern Gefühle in ihm wach werden läßt, die ihn verwirren könnten."

Denn das war immer eine Angst des alten Herrn gewesen: Henfel könnte sich einmal auf seine früheste Jugend besinnen und von dem überfallen werden, was er das „Heimweh nach dem Stalle" nannte ... Aus diesem Grunde hatte er sich selbst seit dem Eintritt Henfels in sein Haus die Befriedigung seiner Bergsteigerleidenschaft versagt.

Das war ein wirkliches Opfer gewesen, aber

kein vergebliches nach seinem Gefühle, weil Henfel in der Tat jede Erinnerung an sein Leben bei den Schirmers verloren zu haben schien. Anfangs hatte er wohl manchmal den Wunsch geäußert, die beiden Gegenstände wieder zu sehen, die für ihn mit jenem Leben verbunden waren, als dessen Lichtblicke gewissermaßen: den reitenden Kosaken und den seidenen Schlafrock. Die aber waren in einen Schrank geschlossen und so seinen Blicken entzogen worden. Bald hatte er auch aufgehört, nach ihnen zu fragen, und als er das erstemal wieder von ihnen gesprochen hatte, war daraus hervorgegangen, daß er selbst an sie keine bewußte Erinnerung mehr hatte. Er hatte von einem kleinen Reiter geträumt, ganz braun und glänzend, mit einer Lanze, groß wie ein Federhalter, aber aus Gold und dann war ein Priester gekommen in langem Mantel aus gelber Seide mit bunten Sternen darauf, nein, es war eine Frau gewesen, eine Frau mit großen schwarzen Augen, und, wie die den Mantel über ihn, Henfel, gelegt hatte, der im Sande schlief neben einem großen Wasser, ganz nackt im warmen Sande schlief, wo es nach Fischen roch und Muscheln herumlagen, da war aus dem Mantel eine Wolke von wunderbaren Gerüchen gekommen, und auch diese Wolke oder dieser Wind war warm gewesen, warm wie die Luft im Pferdestalle unten, aber doch wieder anders. Es war ein wunderschöner Traum

gewesen. Ja, richtig, und dann war auch der König vorbeigefahren. Mitten in der Nacht mit Fackeln. Doch das mit der Frau und mit dem Mantel war die Hauptsache gewesen.

Nach dieser Traumerinnerung war nie mehr eine Andeutung aus seinem Munde gekommen, die auf eine, wenn auch noch so schwache Verknüpfung mit den Kindheitsjahren schließen ließ. Nur eines, das offenbar damit zusammenhing, war noch längere Zeit bemerkbar geblieben: ein gewisses respektvolles Interesse für Gegenstände des katholischen Kultus. So hatte er noch vor kurzem von einem Spaziergange eine ganz schlechte, kunstlose Madonnenfigur aus glasiertem Ton mit heimgebracht, die er bei einem Trödler gekauft hatte. Es war eine von denen, wie man sie in den Glaskästen oberbayrischer Bauernhäuser findet. Sie nahm sich nun recht wunderlich zwischen den schönen Renaissancebronzen aus, mit denen Herr Hauart das prächtig ausgestattete Studierzimmer des jungen Herrn geschmückt hatte, aber Henfel bat ausdrücklich darum, sie dort stehen lassen zu dürfen.

„Natürlich ist sie nichts wert," hatte er gesagt, „aber ich weiß nicht, sie hat so etwas nettes, nein, so etwas ruhiges. Ich sehe sie gern an."

Wenn Herrn Hauarts Psychologie weniger auf theoretischen Voreingenommenheiten begründet gewesen wäre, als auf ruhiges Ab-

wägen wirklicher Empfindungsvorgänge, so hätte er daraus wohl Schlüsse von pädagogischem Werte ziehen können. Er würde eingesehen haben, daß er jene kostbaren Werke der Kleinkunst zu leeren Puppen degradiert hatte, indem er einen Jungen damit umgab, den er dadurch frühzeitig ästhetisch blasierte, weil er ihm das Schöne gemein machte und nicht Zeit ließ, sich rechtschaffen darnach zu sehnen, sein Gefühl darnach auszusenden wie nach etwas Fernem, Seltenem. Die Wirkung der kunstlosen Tonfigur hätte ihn darüber belehren können, wie heillos er sich in der Erziehung eines Kindes auf dem Holzwege befand mit seinem System der Vorwegnahme aller höheren Genüsse, die ein reifes Alter zur Voraussetzung haben. – Aber dann wäre der treffliche alte Herr freilich sehr unglücklich gewesen. Er hätte sein Steckenpferd zerbrechen und in den Ofen werfen müssen, und er war nicht mehr in dem Alter, wo der Mensch sich leicht von seinem Spielzeug zu trennen vermag, weil er sicher ist, bald ein neues zu erhalten oder sich zu erfinden. Aus Hensel ganz einfach das zu machen, was aus Hensel wirklich zu machen war, das hätte den theoretischen Schwärmer nicht glücklich gemacht, denn Ideenkonstrukteure und Dilettanten dieser Art bedürfen zu ihrem Glücke einer guten Dosis Narrheit. Fast immer aber zerstören sie dabei ahnungslos ein anderes Glück.

Zehntes Stück: Vom Reisen

Hensel freute sich beinahe kindlich über den Ausflug ins Gebirge, zumal Herr Hauart seinem Wunsche stattgab und einwilligte, daß man bis Mittenwald, von wo aus die Kletterpartien unternommen werden sollten, die alte vierspännige Hauartsche Reisekutsche benutzte. Das war ein ziemliches Ungetüm. Vorn ein Bock mit Verschlag, dann, viersitzig, das Coupé für die Herrschaften, dann zwei Dienersitze und schließlich noch ein weitauslaufendes Stahlgestänge zum Aufschnallen der Koffer.

Auch dieses ehrwürdige Gefährte gab Herrn Hauart Anlaß zu prinzipiellen Erörterungen. „Ich hoffe," sprach er, „daß du diese alte Kutsche, die ich einmal auf einer Versteigerung in London erworben habe, und die jetzt vielleicht die einzige ihrer Art auf dem Kontinente ist, noch oft benutzen wirst, indem du es vorziehst, in ihr, statt mit der Eisenbahn, zu reisen. Hüte dich überhaupt, ständig von den Verkehrsmitteln Gebrauch zu machen, die der Allgemeinheit dienen und daher im Grunde auf den Pöbel zugeschnitten sind, weshalb sie, neben der Volksschule und der allgemeinen Dienstpflicht, die Hauptmittel zur Demokratisierung der Gegenwart bilden. Sich gegen diese Tendenz direkt aufzulehnen hat keinen Zweck, denn sie ist augenblicklich so im Anschwellen begriffen, daß der einzelne, der sich ihr entgegenstemmen

wollte, nur den zweifelhaften Ruhm eines Don Quixote erringen würde. Selbst Bismarck hat diese Tendenz nicht ignorieren können, war vielmehr gezwungen, sich ihrer zur Erreichung seiner zunächst liegenden Ziele zu bedienen. Ob er freilich wirklich glaubt, daß das allgemeine Stimmrecht dauernd dazu berufen ist, an der Lösung der ungeheuren Aufgaben mitzuhelfen, die dem deutschen Reiche bevorstehen, wird sich erst noch zeigen. Ich hoffe, du hast nicht vergessen, was ich dir voriges Jahr in jener Geschichtsstunde gesagt habe, als uns das Extrablatt das zweite Attentat auf den Kaiser meldete, und was ich dir dann später im Zusammenhange mit der römischen Kaisergeschichte weiter ausführte, als das Sozialistengesetz durchgegangen war. Ich durfte mich damals über dein Verständnis für die zwar unumstößliche, aber heutigentages wie von Nebeln verschleierte Logik der Tatsachen freuen, und habe dich immer wieder darauf hingewiesen. Ist sie dir noch gegenwärtig?"

Hensel, ganz im Anblick des großen Wagens und in der Vorstellung versunken, wie er vom Bock aus die vier Rappen bergauf, bergab zügeln werde, hatte nur mit halbem Ohre hingehört, war aber mit einem starken Gedankensatze mitten in der gewünschten Antwort, die er schon oft genug prompt zutage gefördert hatte, und er sprach mit ernster Miene gleich, als ob er sich dabei etwas dächte: „In der

Politik führt nur rücksichtslose Ausübung der Gewalt zum Ziele. Wer nicht die Herrschaft der Masse will, muß die Masse unterdrücken. Dies ist nicht als Ungerechtigkeit anzusehen, denn die Gerechtigkeit will es, daß nur die besten, die starken herrschen. Die Masse der Schwachen soll aber in einem Zustande materieller Zufriedenheit erhalten werden, und es muß die Möglichkeit bestehen, daß die starken Elemente in ihr zu den Herrschenden emporsteigen. Doch darf diese Möglichkeit nicht zu leicht gemacht werden, damit nur eine Auslese der ganz Starken die Schwierigkeit überwinde."

Herr Hauart hörte seinen Sohn mit Befriedigung an, nickte mit dem Haupte und sprach: „Ob du einmal als Staatsmann für die Durchsetzung dieser dir jetzt schon als Wahrheiten ins Bewußtsein gedrungenen Prinzipien tätig sein willst, steht bei dir. Du weißt, ich rate ab, es sei denn, du fühlst einen unüberwindlichen Drang dazu. Hoffen will ich es nicht. Das Anschwellen der demokratischen Flut könnte heute doch nur in dem günstigsten Falle unterbrochen werden, den Bismarck durch das Sozialistengesetz herbeiführen zu wollen scheint, daß nämlich die revolutionären Elemente, durch ihre Unterdrückung gereizt, sich zu einem Aufstande verleiten lassen. Gleichzeitig mit diesem wäre dann das verhängnisvolle allgemeine Stimmrecht leicht zu unterdrücken. Doch das wird kaum eintreten. Wahrscheinlich ist, daß

die demokratischen und kommunistischen Tendenzen nur immer mächtiger werden, so mächtig, daß sie schließlich das allgemeine Leben beherrschen, mag auch die Staatsform noch so antidemokratisch aussehen. In einer solchen Zeit kann der aristokratische Mensch nichts besseres tun, als sich nur immer abzusondern, — wenn es sein muß, bis zur vollkommenen Einsamkeit und absoluten Indifferenz gegen alles öffentliche Leben. Vielleicht wird er dann sein Leben nur um so intensiver genießen, denn keine Pflicht gegen einen auf den Kopf gestellten Staat hält ihn ab, auf eigene Faust eine nur sich selbst pflegende Idealexistenz zu realisieren. Je mehr solcher Existenzen sich heimlich und abseits bilden, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß, wenn der Grundunsinn der Demokratie wieder, wie es nicht anders sein kann, an sich selbst zugrunde geht, die Elemente zur Bildung einer neuen Aristokratie in so genügender Menge vorhanden sind, daß ein kommender Cäsar sich auf sie stützen kann."

Henfel machte sich am Wagen zu schaffen und warf ein: „Verzeihung, Papa, ich glaube, du mußt die Federn nachsehen lassen. Auch die Polster sind ganz eingedrückt und die Scharniere verrostet."

„Das alles sei dir übergeben, Henfel, denn es handelt sich ja um d e i n e Reise," entgegnete Herr Hauart, „aber du bringst mich da auf das zurück, wovon ich ausgegangen bin. Ich

meine: selbst in solchen Dingen des äußeren Lebensgenusses, wie etwa einer Reise, sollst du bestrebt sein, dich von öffentlichen Bequemlichkeitsmitteln möglichst unabhängig zu machen, auch wenn es den Anschein hat, als ob du damit Vorteile aufgäbest. Sie sind nur scheinbar und jedenfalls unwesentlicher Natur. So kannst du zum Beispiel ruhig auf die Schnelligkeit der Eisenbahn verzichten, denn du hast es nicht nötig, wie ein commis voyageur schnell von Ort zu Ort zu gelangen und dich deswegen mit jedem Beliebigen in ein Coupé einsperren zu lassen. Wenn du reisest, so sei es auf die einzig vornehme Art: mit Pferd und Wagen. Welche Genüsse eine solche Reise en grand seigneur bietet, wirst du schon bei deinem kleinen ersten Ausflug spüren. Allerdings wirst du bei solchen Reisen mehr zu tun haben, als wenn du dich auf der Eisenbahn spedieren läßt. Du bist genötigt, zu disponieren, dich um die Pferde und Diener zu kümmern, es kann Zwischenfälle durch die Gäule, die Wagen, die Wege, die Gasthäuser in kleinen Orten geben, aber alles dies ist gerade gut, denn der Reiz einer wirklichen Reise liegt im Außerordentlichen einer besonders freien und nicht ins einzelne berechenbaren Tätigkeit und in der größeren Möglichkeit von Zufällen. Wenn irgend etwas beweist, daß unsere Zeit bis in die höchsten Schichten hinauf durch den demokratischen Wirbelgeist um alle vornehmen In-

stinkte gekommen ist, so ist es die Frequenz der Eisenbahnen auch durch Leute, die über genügende Mittel an Geld und Zeit verfügen, um anständig, das heißt wirklich zu reisen, während sie sich nun gedanken- und würdelos gleich Gepäckstücken transportieren lassen."

Wenn Henfel darauf antwortete: „Dazu liebe ich Wagen und Pferde viel zu sehr, Papa" so war das einmal recht und nicht bloß als Echo geantwortet. Eben gerade darum aber war Herr Hauart mit dieser Antwort nicht ganz zufrieden.

„Ich hoffe: auch deine Freiheit und Selbstbestimmung, Henfel. Nicht?" sagte er.

– „Aber natürlich, Papa. Ich habe dich sehr wohl verstanden. Es ist auch eine Art Demonstration gegen das Gemeine."

So schloß auch diese Schulstunde in der Wagenremise zur vollkommenen Genugtuung des unermüdlichen Einbläsers, der sich für einen Pädagogen hielt.

Elftes Stück: Die kurze Wichs

Welches Glück für Henfel, daß er während der Fahrt nicht neben seinem väterlichen Lehrmeister, sondern auf dem Bock neben Christoph saß, der nicht das Recht hatte, immerzu den Mund aufzutun und sich nur ab und zu erlaubte, eine elegante Wendung oder ähnliche Beweise

von Henfels Kutschierkunst mit einem Tone von Bewunderung klug beflissen anzuerkennen.

Es war eine köstliche, frische, lustige Fahrt, und Henfel hatte das Gefühl, als bliese sie alles aus ihm hinaus, was ihn in der letzten Zeit beengt hatte. Es ging an der dicken Bavaria vorbei, in deren Lorbeerkranze als nicht übles Symbol Hunderte von Spatzen nisteten, und dann auf dem Höhenweg über und entlang der Isar durch Wälder, Wälder, Wälder: immer den Bergen zu, die im Lichte eines wolkenlosen Maitages klargezackt als Ziel winkten, eine herrliche Linie voll Kraft und Schwung und Ausdruck. Wenn Henfel, müde geworden, die Zügel an Christoph abgegeben hatte, saß er, die Arme übereinandergeschlagen, da und bestaunte diesen versteinerten Wellenwurf mit einsaugenden Augen. Das mußte eine herrliche wilde Welt sein, da oben in Schnee und Eis. Aber auch schon die Wälder, die herrlichen wilden Wälder! Wie mußte es dort brausen und krachen im Sturm, und dann wieder, wenn's stille war –, wie stille mußte es dort sein! Sie erschienen ihm unheimlich und verlockend. Seine Phantasie, immer zurückgehalten und bedrängt von einer unausgesetzten Zuflut fremder, einfiltrierter Gedanken, schließlich wie mit einer dicken faulen Laubmasse bedeckt durch eine Last zwar flachen, doch Schicht auf Schicht gehäuften Halbwissens, schoß Keim auf Keim zu berauschenden Einbildungen empor Er, dem nie das

Glück beschieden gewesen war, an Märchen zu glauben, schuf sich an diesem himmlischen Tage selber welche. Aber ach, es war ihm das kindliche Sichselbstvergessen versagt, das sich an uralte Gestalten aus der sagenzeugenden Kindheit des Volkes hingeben kann: immer war er in diesen erfabelten Darstellungen die Hauptperson. Es waren Übersetzungen seiner Selbstbespiegelung ins Phantastische, und schließlich liefen sie darauf hinaus, daß er als Waldkönig durch die Wälder ritt, mit einem Wink seines Armes die dicksten Baumstämme fällte, mit einem Blitz seines Auges Gletscher zum Schmelzen brachte, mit einem Hauch seines Mundes Wolken zerriß.

Der Abend dämmerte schon, als sie in Kochel einfuhren. So müde seine Arme und Hände waren, ließ es sich Hensel nicht nehmen, die Zügel selbst zu führen, denn, wenn es auch bloß Bauern waren, denen er damit imponieren konnte, es war doch Publikum. Kurz vor dem Bären, wo die Zimmer bestellt waren, traf man auch auf einen Trupp zwar einfach, jedoch städtisch gekleideter junger Leute, die Arm in Arm, Efeu an den Schlapphüten, singend einherzogen. Hensel klatschte herrisch mit der Peitsche, daß sie Platz machten. Der Trupp teilte sich, blieb aber nicht bewundernd an den Seiten stehen, sondern zog singend weiter, ohne dem Viergespann mehr als einen kurzen Blick zu schenken. Nur einer blickte erstaunt musternd auf und zog seinen Hut. Es war Hermann.

Henfel hatte wohl seine pathetischen Distichen längst vergessen, denn er bedachte seinen Freund und Meister und Herzog nur mit einem leichten Nicken des Kopfes. Frau Klara aber winkte ihm mit beiden Händen herzlich zu und freute sich innig, wie munter und kräftig der junge Student ausschritt, den Rucksack auf dem Rücken und einen derben Stock in der Hand. Auch Herr Hauart hob den Hut, aber mit fast abgewandtem Gesicht. Es war, als wollte diese Begegnung seine Laune verderben. Seit dem Berichte, den ihm damals Frau Klara von Hermanns Abschied hatte geben müssen, war auf seinen Wunsch der Name seines Sohnes nicht mehr genannt worden. Die Mitteilungen seiner Frau hatten ihn fatal berührt. Es wäre ihm erwünschter gewesen, wenn Hermann seine Herkunft nicht geahnt hätte. Henfels wegen hätte er das gewünscht, der nach seiner Absicht gerade Hermanns Beziehungen zu ihm nicht erfahren sollte. Denn er befürchtete, es möchte sich dadurch ein Verhältnis zwischen den beiden bilden, wodurch Henfels beziehungsloses Selbstherrlichkeitsgefühl beeinträchtigt werden könnte.

Daher wirkte diese Begegnung wie ein Stoß auf den alten Herrn, wie eine unerfreuliche plötzliche Mahnung an eine unangenehme Notwendigkeit. Er nahm sich vor, am folgenden Tage Henfel selbst aufzuklären, damit die Aufklärung nicht etwa eines Tages von Hermann

käme und, nach Herrn Hauarts Meinung, dann um so verhängnisvoller wirkte.

Für diesen folgenden Tag war eine Besteigung des Herzogstandes durch Vater und Sohn angesetzt, während Frau Klara am Kochelsee Spaziergänge unternehmen wollte.

Mit großem Wohlgefühl tat Hensel die „Kurze Wichs" an, die gemsledernen schwarzen Kniehosen über den Wadenstrümpfen aus derber Wolle, unter denen aber doch, vorsichtshalber, Trikotstrümpfe ihren Platz gefunden hatten, die die Kniee schützten. Diese Stilwidrigkeit beeinträchtigte die Kostümwirkung erheblich, doch war Hensel weit davon entfernt, sich dessen bewußt zu werden. Er empfand es vielmehr als auszeichnende Nuance und erblickte auch in der allzudeutlichen glänzenden Neuheit seines Anzugs keinen Grund, ihn darum weniger schneidig zu finden. In Wahrheit sah der Junge ziemlich theaterhaft aus, und die echten Gebirgler, die es da oben so gut verstehen, mit dem Zusammenkneifen eines Auges eine stumme aber vernichtende Kritik an kostümierten „Stadtfrackn" zu üben, konnten nicht umhin, bei seinem Anblick sogar noch eine Schulter zu heben, womit Hensels Erscheinung vollkommen gerichtet erschien, ohne daß zur Begründung des Urteils auch nur eine Silbe nötig gewesen wäre.

Der alte Hauart, der selbst freilich genug Geschmack besessen hatte, sich nicht zu kostümieren, fand sein Idol auch in dieser Maskerade schön,

und Frau Klara unterdrückte nach ihrer gütigen Art jede Kritik, weil sie dem Jungen sein offenbares Vergnügen an seinem ungewohnten Exterieur nicht beeinträchtigen wollte. Im Innern aber bestätigte sich ihr wiederum das Gefühl: Wie vieles wird dem Jungen genommen, weil ihm immer zu viel gegeben wird! Und wenn sie dann seine Erscheinung mit der Hermanns gestern verglich, kam, wie so oft in den letzten Jahren, eine Art Groll über sie. Mochte sie es sich auch hundertmal sagen, daß es das Schicksal mit Hermann, dem Enterbten, Verkannten besser meinte, als mit Henfel, dem Überschütteten und Überschätzten – ihr gerader Sinn bäumte sich immer wieder gegen das Unsinnige dieses Verhältnisses auf, bei dem der eine durch Entbehrungen doch immerhin in die Gefahr gebracht werden konnte, aufgerieben zu werden, während der andere durch Überlastung mit allen Gaben des Reichtums Gefahr lief, erdrückt, um seine Natur gebracht zu werden.

Zwölftes Stück: Der junge Sozialist

Gleich nachdem Herr Hauart und Henfel abgezogen waren, dieser mit einer wahren Lanze von Bergstock ausgerüstet und von vornherein das Bergsteigetempo langschrittig markierend, erkundigte sie sich, wo der Trupp junger Studenten Herberge genommen habe, und sie schickte eine Karte für Hermann dorthin. Die jungen Leute

waren aber schon frühzeitig über den See gerudert. Gegen Mittag jedoch kam ein Strauß Frühjahrsblumen und ein Brief von Hermann, der sein Erscheinen für Nachmittag ankündigte. Es lag auch ein Gedicht dabei, das lautete so:

Aus junger Erde frisch und rein,
Sind wir geschossen zu seligem Sein,
Denn wir sind Seelen ohne Bedenken,
Wollen uns geben, wollen uns schenken;
Geben euch mehr als Schönheit bloß:
Deuten des Lebens Sinn und Los,
Die ihrs vergaßet,
Raubt und raset:
Arme Menschen voll Gier und Pein.

Frau Klara lächelte nicht über das Kindliche dieser Verse, die allzu lyrisch leicht mit dem Sinn des Lebens fertig werden wollten. Vielmehr freute sie sich dieser Kindlichkeit und ihres auf keine Originalität bedachten Ausdruckes, und sie freute sich nun doppelt auf Hermanns Kommen.

Hübscher war er nicht geworden. In der Nähe gesehen hatten seine Züge unter dem Rot der Anstrengung des Wanderns in der frischen Luft etwas Abgespanntes. Ein flaumiger blonder Backenbart gab ihm den Anschein eines jungen Mannes Mitte der Zwanziger und zugleich etwas von einem jugendlichen Handwerksmeister. Seine Augen hatten aber noch an Ausdruck gewonnen. Viel Versonnenheit war darin, aber sie konnten im Affekt auch recht energisch aufblitzen.

Er begrüßte Frau Klara mit offener Herzlichkeit, nicht burschikos selbstbewußt, aber auch

nicht scheu. Was er sagte, hatte einen ruhigen, bestimmten Ton und war schlicht und klar. Er erzählte von seinem Studium: daß er an der Philosophie hängen geblieben sei, sich aber auch stark mit Naturwissenschaft, Soziologie und Literaturgeschichte beschäftigte. Den Plan, Jurist zu werden, um sich der Laufbahn eines Advokaten zu widmen, habe er aufgegeben, zurückgestoßen vom Geiste der Jurisprudenz, die nichts sei, als eine Dienerin der Macht. Ein Brotstudium betreibe er nicht, denn er denke nicht daran, in der gegenwärtigen Gesellschaft ein öffentliches Amt zu bekleiden. Sein Ziel sei, Schriftsteller zu werden, Publizist, Agitator mit der Feder. Alle die jungen Leute, mit denen er eben auf einem Ausfluge begriffen sei, verfolgten das gleiche Ziel. Sie wüßten wohl, was ihnen bevorstünde, sobald sie einmal begonnen hätten, mit ihren Ideen vor die Öffentlichkeit zu treten: Verfolgung und Schikane durch den Staat, der ja jetzt die Knebelung des Gedankens gesetzlich fixiert habe. Das sei ihnen aber nur recht, denn es gebe ihnen die erwünschte Gelegenheit, zu beweisen, daß es ihnen Ernst sei mit ihren Idealen. Geächtete Gedanken seien die mächtigsten. Unterdrückung politischer Bestrebungen durch rohe Gewalt verdichte sie, presse sie zusammen, mache sie kompakt. Das Sozialisten-Gesetz habe den besten Einfluß auf die gebrandmarkte Partei, der er mit Enthusiasmus angehöre. Es habe sie gereinigt

von allen unsicheren Elementen, und den echten Anhängern habe es das Pflichtgefühl verschärft und die Energie gesteigert: „Wir sind wie die Urchristen in den Katakomben. Aus der Partei ist eine Familie geworden. Wir wachsen zu einem Organismus zusammen, der unzerstörbar sein und eines Tages wie ein Ungeheuer vor der schlotternden Welt des egoistischen Frevels dastehen wird. Ausschweifende Wüstlinge des revolutionären Gedankens, wie es die Hödel und Nobiling waren, gibt es unter uns nicht. Wir denken nicht an den törichten Kleinkram von Attentaten auf Einzelne, sondern richten unsern Sinn auf eine planmäßige Durchdringung des Proletariats mit revolutionärem Geiste. Tausende unter uns hätten den Mut zu Gewalttaten, und es fehlt nicht an gefährlichen Temperamenten, die gezügelt werden müssen, aber es ist fast wunderbar zu sehen, welche Gewalt selbst über die Wildesten unsere Lehre hat. Sie entwickelt sich zur Wissenschaft. Das ist es, was uns von den Christen der ersten Zeit unterscheidet, die die Wahrheit nur inbrünstig fühlten. Wir umfassen sie mit einem System von Beweisen, wir richten sie zu einem unumstößlichen Lehrsystem auf mit den Naturwissenschaften als Grundlage und der Entwicklungsgeschichte der Menschheit als Klammern. – An diesem Werke mitschaffen zu dürfen, ist Wollust, ist höchstes Lebensglück. Ich glaube, es hat nie eine höhere Begeisterung gegeben, als die unter uns, ob-

wohl wir im Grunde nur mit nüchternen, logischen und exakten Werten hantieren. Denn das Ziel ist von einer unbeschreiblichen Herrlichkeit. Wer es einmal erkannt hat, mit dem Kopfe und dem Herzen, der fühlt sein Leben verklärt."

Frau Klara dachte daran, wie sie vorhin mit ihrer Kritik Henfel gegenüber zurückgehalten hatte, um ihm nicht die Freude an einem Extraanzug zu verderben, und sie erschrak bei der Empfindung, daß sie jetzt Hermann gegenüber im Grunde dieselbe Rücksicht nahm. Sie erschrak vor ihrer Nüchternheit. Welcher Abgrund zwischen den Menschen! dachte sie bei sich. Nicht bloß zwischen Menschen wie Henfel und Hermann, sondern auch zwischen ihr und diesem. Es graute ihr vor ihrer abweisenden Klarheit.

„Habe ich Sie beleidigt?" fragte Hermann, als sie vor sich hinschwieg.

„Nein, Hermann," antwortete sie; „wenn ich schwieg, so war es, weil ich dich nicht verletzen wollte, denn, siehst du, ich bin eine Ungläubige, und du bist jetzt ein Apostel. Gott weiß, wie gerne ich glauben möchte. Wer aber hilft meinem Unglauben? Du weißt ja, wie schwer Reiche in das Himmelreich eingehen. Ihr habt eins, Hermann; wir haben keins, und ich müßte keine Frau sein, wenn ich nicht wünschte, mit daran teilhaben zu dürfen. Aber es bleibt mir verschlossen, und ich fürchte sogar, daß auch du ihm eines Tages den Rücken wenden wirst."

„Nie!" rief Hermannn aus, „und ich glaube

sogar, ich könnte es Ihnen auftun, denn Sie sind ja gut und gerecht!"

— „Du irrst dich, Hermann, ich bin nur schwach, fühle mich aber ganz zu denen gehörig, die für dich frevelhafte Egoisten sind."

— „Nein, Frau Klara, Herzen wie die Ihren gehören zu uns. Sie sind nur nicht frei. Sie sind eine Gefangene von Verhältnissen und Anschauungen, die Ihrem Wesen widersprechen."

— „Ich bin nicht mehr und nicht weniger unfrei, als jeder Mensch des Durchschnitts. Wir alle, die wir keine Auserwählten des großen Schicksals sind, werden wie Schachfiguren von den Mächten geschoben, unter deren Einfluß wir leben, da wir selber nicht die Bedeutung von Mächten haben, ob wir nun als Bauern oder Könige aus der Schnitzbank hervorgegangen sind. Solche Menschen, lieber Hermann, solche Figuren müssen sich bescheiden, ihre Stelle auszufüllen und sich nach den Gesetzen zu bewegen, die sie schrittweise regeln. Ich war zur Künstlerin geboren, zur Sängerin. Meine Stimme war nicht groß, aber biegsam, und ich begriff sie als eine Art Instrument der Meister, bestimmt und begabt, das Schöne zu vermitteln, aber nicht, ehe es durch meine Seele gegangen war. Dieses mein Schicksal ist mir sehr schön vorgekommen. Ich glaube ihm rechtschaffen gehorsam gewesen zu sein, deshalb war ich glücklich . . . Aber ich war keine große Sängerin, Hermann, und ich war auch nicht

Sängerin mit der ganzen Hingabe des Herzens. Ich litt an gewissen Häßlichkeiten des Berufs mehr, als ein ganzer Künstler darunter leiden darf. Ich gab ihn ohne vieles Zögern auf und entzog meine Kunst der Öffentlichkeit, um sie für mich und meinen Mann zu behalten. Das war Egoismus und war doch recht, denn nach dem Maße, das mir verliehen ist, bin ich dadurch erst recht zur Künstlerin geworden, und ich habe damit gleichzeitig wenigstens einem Menschen ganz wohlgetan. Nur die ganz Großen haben die Bestimmung und das Recht, ihr persönliches Glück dem allgemeinen aufzuopfern, d. h. ihr Glück der Allgemeinheit zu überantworten, das Glück der Vielen auf das ihre zu stimmen. Auch das ist Egoismus, wenn auch gewiß ein bewunderungswürdiger. Nur glaube ich nicht, daß das Glück der Menge immer zu dem Glück der wenigen Starken paßt, und mir scheint, daß nur die Glücksgefühle der großen schöpferischen Künstler der Menge wirklich etwas gegeben haben: nämlich Schönheit. Die großen Gedankenempörer dagegen haben immer nur Umwälzungen hervorgerufen, in denen bloß sie selbst ihre Art von Glück fanden. Die Menge taumelt eine Weile mit, fortgerissen von den Gedankenstürmen weniger, und es kommen wohl auch einzelne, die unten waren, in die Höhe, aber schließlich ergibt sich, wenn wieder Ruhe eingetreten ist, im ganzen dasselbe Bild, ohne daß die Menschheit an

Glück reicher geworden wäre. Alles das muß wohl so sein, obwohl es eigentlich jammervoll ist, aber es ist weder das darin, was du Güte, noch was du Gerechtigkeit nennst. Nicht einmal Christus ..."

Sie schwieg erschrocken. Ihre Gedanken, innerlich immer verkettet mit Beobachtungen ihres täglichen Lebens, die sie nicht andeuten wollte, trieben sie weiter, als ihr lieb war. So ruhig sie sprach, war sie doch innerlich heftig erregt. Plötzlich, unvermittelt, als Hermann etwas erwidern wollte, stand sie auf und ergriff die Hand des jungen Mannes: „Nein! höre nicht auf mich, glaube mir nicht! Du hast recht, tausendmal recht! Und wenn all eure Gedanken Irrtümer wären, und alles, was ihr glaubt, nicht wahr, ihr müßt, ihr sollt dafür kämpfen! Zeigt der Welt eure Seele und eure Liebe, euren Zorn, euren Haß, eure Kraft! Reißt mit, was Leben und Glauben und Hoffnung hat! Auch das ist Kunst und Schönheit! Nur aus solchen Stürmen des Lebens kann wieder eine lebendige Kunst und Schönheit kommen. Denn alle Kunst und Schönheit wird Fratze ohne einen starken, treibenden Glauben an neue Ideale."

Hermann war erschüttert und betroffen. Er fühlte, daß hier ein Schmerz sprach, aber er begriff ihn nicht. Der junge Revolutionär stand angesichts der Revolution der Gefühle, die sich hier vor ihm vollzogen hatte, vor einem Rätsel, dem seine Logik nicht gewachsen war. Er schwieg.

Die Zofe brachte den Tee. Frau Klara schenkte ihm aus der silbernen Kanne in die papierblattdünnen chinesischen Porzellanschalen. Wie flüssiges Gold rann das aromatische Getränk aus dem matten Silber in das glänzende Porzellan. Hermann verfolgte mit ästhetischem Genusse die gemessen graziösen Bewegungen von Frau Klaras Arm und wurde beim Anblick ihrer schönen blassen Hände von der Erinnerung zurückgeführt in die Tage seiner früheren Jugend, als er sie auf den Tasten bewundert hatte. Und es wurde ihm heimlich zumute. Wie sehr ihn auch die Gedankenwelt des Gesellschaftsumsturzes durchdrungen hatte: wenn er etwas Schönes sah, und war es auch Schönheit aus dem Reichtum, so war er ganz Auge, ganz Genießer, so völlig, daß sein Ausdruck innerstes Entzücken verriet.

„Du solltest doch wieder manchmal zu uns kommen," nahm Frau Klara das Gespräch auf. „Tu's meinetwegen, Hermann! Deine Gegenwart tut mir wohl. Ich habe jetzt gar niemand mehr, für den ich singen kann, denn mein Mann ist so mit der Erziehung Hensels beschäftigt, daß er selbst während meines Gesanges mehr zu grübeln als zuzuhören scheint, und Hensel selbst versteht das Lauschen auch noch nicht recht. Mozart ist ihm kein Fest, wie dir, sondern etwas Alltägliches; die Musik regt in ihm nichts auf, sondern zerstreut ihn höchstens. Und, du weißt es ja, für mich bedeutet die Musik mehr."

„Ich möcht es so gerne," antwortete Hermann, „aber ich darf es nicht. Ich weiß noch sehr wohl, was Sie mir bei meinem Abschied gesagt haben: Kunst, und von den Künsten am meisten Musik, ist Traum. Und ich habe die Neigung, mich dem Träumen hinzugeben. Aber meine Aufgabe verbietet es mir. Wir müssen ganz wach bleiben und alles Liebliche vermeiden, bis die Stunde der Freiheit für Alle gekommen ist."

— „Und deine Verse?"

— „Ich mache keine mehr."

— „Sind das keine?" Sie wies auf den Brief.

— „Die ersten, seit ich die von Hensel erhalten habe."

— „Haben sie dir so mißfallen?"

— „Nicht die Verse; nein. Sie waren ja gut gemeint. Aber ich fühlte: auch das ist ein Spiel für die Müßigen geworden. Mir fiel damals zum ersten Male auf, daß Muße und Muse gleichklingt. — Nein, es ist jetzt keine Zeit für Verse. Die Stunde der Schönheit ist noch nicht wieder da. Wer heute Dichter ist, muß es für die sein, die jetzt noch nicht nach Schönheit, sondern nach Wahrheit begehren. Im Norden: bei den Skandinaviern, im Osten: bei den Russen, und auch im Westen: bei den neuen Franzosen, ist diese neue Aufgabe der Dichtung erkannt und auch schon in gewaltige Werke umgesetzt worden. Nur bei uns herrscht

der alte Klimperklang noch. Wir Jungen verabscheuen ihn und wollen lieber die Häßlichkeit, die wahr ist, als eine verlogene Schönheit. Noch haben wir nichts vermocht als Dichter, weil wir Deutsche den Beruf haben, den Völkern nicht die neue Ästhetik, sondern die neue Gesellschaftslehre zu schaffen. Aber wir dürfen auf die Dauer die Pflege der Dichtung als eines Mittels zur Empörung der Massen nicht vernachlässigen, und es gibt Talente unter uns, die den fremden nicht nachstehen. Aber unsere Romane und Novellen liegen in den Schubläden. Wer sollte sie drucken? wer würde sie lesen? Wieder nur die, die sie schreiben. So betrachten wir sie denn als Übungsstücke. Um so sicherer werden sich dann die Werke der Reife durchsetzen."

Jetzt hatte er die schönen Hände seiner mütterlichen Freundin, die silberne Kanne und die mattblickenden Schalen wieder vergessen und sprach fast dozierend kühl.

Frau Klara sah ihn kopfschüttelnd an. Beraubte sich dieser da nicht schließlich auch seiner Jugend, wie der andere durch fremden Einfluß um sie gebracht wurde? Wurde nicht *hier* wie *dort* alles Natürliche durch Konstruktionen verschüttet? War denn für die *Kunst* kein Platz mehr?

Die Schwermut, die sie schon manchmal in den letzten Jahren überfallen hatte, kam wieder über sie. Sie entließ Hermann mit kaum ver-

hehlter Trauer, und, wie sie ihn die Dorfgasse hinuntergehen sah, etwas gebückt, wie ihr schien, und gar nicht mehr so jugendlich ausschreitend wie gestern, da hatte sie die bestimmte Empfindung, daß sie ihn nie wieder sehen werde. Und sie erschauerte unter einem Gefühle von eisiger Kälte.

Bin ich denn so alt? dachte sie sich. Was macht mich denn so müde? Warum kann ich Hermann nicht helfen? Warum weise ich ihn im Grunde ab und bringe es höchstens zu einer schnellen Aufwallung, die ihm unbegreiflich bleiben muß? – Und nun gar Hensel. Ich sehe doch, wie er ins Falsche, Unheilvolle getrieben wird. Weshalb stemme ich mich nicht dagegen? – Henry! Die Rücksicht auf ihn! Ja ... Aber, gehe ich nicht selbst dabei mit zugrunde? ... War mein ganzes Leben nicht überhaupt ein willenloses Zugrundegehen? Nein, nein ... Nicht das ... Ich war ja glücklich, oder wenigstens – nicht unglücklich. Aber nun werde ich's! Ja, nun werde ich's bestimmt, denn ich fühle ja: alles um mich muß es werden ... Nein, nein, nein! Ich muß mich aufraffen! Ich muß helfen! Es ist meine Pflicht, und sie wird mich wieder wach machen, lebendig machen ... Denn ich bin ja ein Schatten im Hause ...

Sie ließ sich Tisch und Lehnstuhl auf den Balkon bringen und wartete dort auf die Zurückkunft der beiden, sich immer mehr in dem Vor-

satz kräftigend, von nun an tätig in Henfels Erziehung einzugreifen. Hermanns Strauß und seinen Brief hatte sie vor sich liegen.

Dreizehntes Stück: Wund gelaufen

Es war schon gegen Abend, als die Bergbesteiger zurückkehrten. Der alte Hauart war offenbar erfrischt, Henfel dagegen sichtlich ermüdet und etwas verdrossen. Immerhin konnte er bei der Begrüßung der Mama die Hacken hörbar zusammenschlagen und die Frage, wie es denn gewesen wäre, mit einem entschieden vorgebrachten „Großartig" beantworten. Dann aber erbat er sich sofort Urlaub zum Wechsel der Garderobe und verschwand. Vom Gange her hörte sie ihn zornig rufen: „Was? kein Bad?! Ich muß aber ein Bad haben! Ich klebe ja! Ist wenigstens genug Eau de Cologne da?"

„Henfel scheint nicht sehr munter," meinte Frau Klara.

— „Nun ja, der erste Berg. Außerdem hat er sich aufgelaufen. Im ganzen hat er sich wacker gehalten. Wir müssen ihn langsam trainieren."

— „Aber, Henry, er ist doch kein Pferd!"

— „Das verstehst du nicht. Ich habe einen genauen Plan gemacht. Er soll nicht systemlos in den Bergen herumrennen, sondern sie Schritt für Schritt unter meiner Führung bewußt erobern."

— „Willst du ihm nicht lieber ein bißchen Freiheit gönnen, Henry? Ich fürchte, du ziehst ihn von der Natur ab, statt daß du ihm Gelegenheit gibst, sie lieb zu gewinnen."

Herr Hauart sah seine Frau mit erstaunten Augen groß an: „Ich verstehe dich nicht, Klara. Du solltest doch wissen, daß ich mir mein System bis ins einzelne genau durchdacht habe. Die großen Eindrücke der Natur sollen nicht an Bedeutung dadurch einbüßen, daß ich ihn dazu anleite, sie in ihrer Verknüpfung mit den Zielen eines groß angelegten Lebens zu begreifen. Wenn du mir einen Vorwurf machen kannst, so ist es der, daß ich mich habe hinreißen lassen, bei unserer ersten Bergbesteigung mehr an mich und meine lange unterdrückte Sehnsucht nach einem hohen weiten Blick zu denken, als an ihn und den Umstand, daß er weder körperlich noch seelisch gehörig vorbereitet war."

— „Ich mach' dir keinen Vorwurf, Henry. Aber du mußt mir doch nicht die Möglichkeit nehmen, auch meinerseits Vorschläge zu machen, wenn es sich nicht um direkten Unterricht handelt."

Herr Henry erstaunte aufs neue: „Unterricht? Hensel wird nie unterrichtet. Er wird nur fortgesetzt angeleitet, sich selbst zu unterrichten, dies aber in jedem Augenblicke meiner Gegenwart. Also auch, wenn ich ihm die Berge erschließe."

Frau Klara schwieg verletzt.

Herr Hauart streichelte ihr die Hand: „Ver-

zeihe, Klara, verzeihe, ich wollte dich nicht zurückweisen. Du meinst es ja herzlich gut, aber, sieh, ich habe Henfel nun einmal in meine Hand genommen. Ich gehe ganz darin auf. Deshalb muß ich dich wirklich bitten, mir völlig freie Hand zu lassen."

Frau Klara neigte den Kopf. Was sollte sie sagen? — Nein, so ging es nicht. Sie mußte über ihren Mann weg, heimlich, gegen ihn, arbeiten. Es war kein anderer Weg.

Herr Hauart ging, sich umzuziehen. Indessen erschien Henfel wieder, frisch gewaschen und stark nach Kölnischem Wasser duftend. Auf seine gewöhnliche Art, wie ein junger englischer Gentleman gekleidet, sah er tadellos vornehm aus. Doch hinkte er ein bißchen.

— „Hast du wehe Füße, Henfel?"

— „Nicht der Rede wert, Mama. Das Lederzeug hat mich ein bischen aufgescheuert, und die Schuhe waren zu schwer und viel zu groß. Überhaupt war's ein bißchen zu viel fürs erstemal. Papa hat sich selbst Vorwürfe gemacht, obwohl ich mir natürlich nichts habe merken lassen."

— „Er hat's doch gemerkt."

— „So? Na, ich glaube, ein anderer wäre überhaupt nicht hinaufgekommen."

— „Ach? Hermann hat mir vorhin erzählt, daß er in deinem Alter schon dreimal oben gewesen ist."

Henfel bekam einen roten Kopf: „Hermann?"

Er biß die Zähne zusammen, dann lächelte er höhnisch. „Nun ja, er ist ja gewissermaßen mein Bruder."

Frau Klara war betroffen vom Sinn dieser Bemerkung, aber mehr noch empört über ihren Ton und Henfels häßlichen Ausdruck dabei.

— „Das sagst du mit so einem Gesicht?" Sie sprach fast drohend.

— „Wie soll ich's denn sagen? — Aber ja, Pardon, ich hätte vielleicht überhaupt nicht davon reden sollen. Aber schließlich, was ist denn dabei? Diese ‚Verwandtschaft' hat ja doch keine Bedeutung."

Es war wohl Übermüdung, die ihn unfähig machte, sich zu verstellen. Er fuhr unvermittelt fort: „Er soll nur ja nicht versuchen, sich deshalb an mich ran zu machen. Papa hat es mir ausdrücklich verboten, je wieder mit ihm zu verkehren. Und ich täte es auch von selbst nicht. Nun erst recht nicht! Er soll bleiben wo er ist!"

Frau Klara bebte vor innerem Zorn „Schweig! Wenn jemand Ursache hat, ihn aufzusuchen, so bist du es. Und wenn jemand zu dem Stolze berechtigt ist, dich zu meiden, so ist er es!"

Henfel duckte sich zusammen. So hatte Frau Klara noch nie zu ihm gesprochen. Er begriff nicht, wie das sein konnte. Da sah er Hermanns Schrift; er fiel mit den Augen darüber her und brach in ein Gelächter aus: „Gott, wie schön! Hahaha!"

Frau Klara erhob sich, sah ihn funkelnd an und wies ihm die Türe: „Geh auf dein Zimmer! Du wirst allein speisen und mir vor morgen nicht unter die Augen treten. Auch Papa wirst du nicht sprechen!"

Hensel würgte seine Wut hinunter, drehte sich auf den Hacken um und lief davon, die Tür schmetternd hinter sich ins Schloß werfend. Das ganze Haus hallte von dem Toben wider, das er in seinem Zimmer vollführte.

Vierzehntes Stück: Spaltung

Zwischen Frau Klara und ihrem Manne gab es in dieser Nacht die erste ernste Auseinandersetzung in ihrer Ehe. Nur mit Mühe vermochte sie Herrn Hauart dazu zu bewegen, nicht nach München zurückzureisen. Im übrigen blieb sie bei aller Ruhe fest auf dem Wunsche bestehen, sich künftighin an der Erziehung Hensels zu beteiligen, und gewann überdies ihrem Manne das Versprechen ab, für Hermann so ausgiebig zu sorgen, als es das Erbrecht nur irgend zuließe.

Es war eine böse Nacht für Herrn Hauart. Auch als die Auseinandersetzung vorüber war. Er schloß wohl die Augen, aber er schlief nicht. Wie ein Ungetüm stand der Zweifel vor ihm: Wenn alles das ein Irrtum gewesen wäre, alles Verschwendung an einen Unwürdigen, alles Raub an einem Wertvollen!

Henry Hauart hatte als Kaufmann vor Krisen gestanden, die sein ganzes Vermögen in Frage stellten; — da hatte er wohl auch Nächte peinigender Ungewißheit durchwacht, in Erwägungen, Berechnungen und Angst. Aber nie hatte ihn ein böse Möglichkeit so erschüttert und überschattet, wie diese, die das einzige mit Leidenschaft betriebene Werk seines kühlen Lebens bedrohte. Er, der nie in seinem Leben an etwas geglaubt, nie ein Ideal verfolgt hatte, war schließlich dazu gelangt, aus sich heraus ein Ideal zu bilden: Den kommenden Menschen großen gebietenden Stils. Damit war er aus einem Ungläubigen ein Gläubiger geworden, ja ein Fanatiker seines Glaubens und hatte sich als solcher in Henfel ein Idol geschaffen. Im Grunde hatte er, ohne sich dessen bewußt zu sein, Götzendienst mit sich *selbst* getrieben. Dieses Idol in Frage gestellt zu sehen, mußte für ihn eine Erschütterung seines ganzen Wesens bedeuten, gerade weil er sich des inneren Herganges der Sache nicht bewußt war. Denn eben das war ja seine Manier, daß er alles aufs Denken gründete, aber immer ungründlich, immer spekulativ auf vorgefaßte Ziele losdachte. Daher auch seine Ratlosigkeit jetzt. Es war eigentlich nur *eine* Rettung für ihn: wenn er seinen Glauben trotzig fanatisch neu aufsteifte. Dies war auch seine unbewußte Tendenz im inneren Ringen dieser Nacht. Aber er fühlte wohl: das Verhältnis zu seiner Frau stand auf dem Spiele dabei.

Schon als der Morgen dämmerte erhob er sich.

Es war noch nicht sieben Uhr, als der Frühstückstisch die drei vereinigte. Henfel trug Reue und Niedergeschlagenheit zur Schau und bat Frau Klara mit dem Ausdrucke aufrichtiger Innigkeit um Verzeihung. Weder am Tone noch am Inhalte des Vorgebrachten schien etwas auszusetzen zu sein, und doch konnte sich Frau Klara des Eindrucks nicht erwehren, daß der Junge nur halb ehrlich dabei war. — Sie antwortete ihm daher, entgegen ihrer sonstigen Art, zurückhaltend und kühl. Ebenso verhielt sich Herr Hauart.

Dies hatte Henfel nicht erwartet. Er fühlte: es ist etwas vorgegangen, es steht etwas auf dem Spiele. Und nun entfaltete er im Laufe des Tages, während sie ihre Fahrt fortsetzten, mehr und mehr eine so natürliche und reizende Liebenswürdigkeit rein knabenhafter Art, daß sich Frau Klara ihm bald wieder mit Herzlichkeit zuwandte. Denn das fühlte sie mit Sicherheit: dieses Gutmachenwollen ohne direktes Schmeicheln und Schöntun, nur durch heitere Aufmerksamkeit und zutunliches kindliches Anschmiegen war keine Komödie, war ein gutes Stück seiner wirklichen Natur. Und sie sagte sich, besser beobachtend als ihr Mann: zuerst versucht er es mit der Pose, mit niedergeschlagenen Augen, reuevollen Mundwinkeln, innig vorgebrachten, aber offenbar einstudierten

Worten. Geht man schnell darauf ein, so ist im Hui alles vergessen, und er fühlt sich wohl gar als verfluchter Kerl, dem es ein leichtes ist, mit geschickter Mimik und Redekunst alles ins reine zu bringen. Gibt man sich aber damit nicht zufrieden, läßt man es ihn merken, daß er so leichten Kaufs nicht davon kommt, so zwingt man ihn zur Verinnerlichung, weil er sich nun sagt: Ich muß etwas Verlorenes wiedergewinnen, und das geht nur mit dem Aufgebote meiner echten Art. Mag das immerhin also nicht von unmittelbarem Herzensbedürfnis, sondern von einer Absicht eingegeben sein: in der schließlichen Art, wie es sich äußert, ist es Natur. Und es ist liebenswürdig angenehme, begabte Natur. Man muß ihn also möglichst oft darauf hinlenken, sich so zu geben, indem man sich nie mit dem Surrogate zufrieden gibt.

Herr Hauart nickte zu alledem nur mit dem Kopfe. Ihm gefiel es ja auch, wie sich Henfel jetzt betrug. Aber schließlich: was war besonderes daran? Konnte man derlei nicht ungefähr an allen Jungen finden? Ein liebenswürdiger Bursche, wie tausend andere, — das war wahrhaftig nicht sein Ziel. — Er begann aufs neue, sich in seine Spekulation zu verbohren, und kam dabei zu dem Resultate, daß ihm an Henfel die Verstellung sympathischer war, als die Natur. — Hatte er sie ihm nicht immer gepredigt? Hatte er ihn nicht immer darauf

hingewiesen, daß alle Herrschernaturen eine große Dosis Verschlagenheit besessen hatten? Hatte er ihm nicht eingeflößt, daß alle die Ideale, die in den Büchern und heutzutage vor allem in den Zeitungen beteuert und verherrlicht wurden, im Grunde nur Sand in die Augen der Menge seien? Daß man sie in der Tat der Masse immer aufs neue als unverbrüchliche Gesetze der Moral vorstellen und aufdringen müsse, sich selbst ihrer aber nur als einer Art Theaterstaat bedienen dürfe? Hatte er ihm nicht geradezu gesagt, daß alle Macht auf dem Gegenteile der Massenideale beruhe, daß die Macht logischerweise mit allen moralischen Fiktionen in Widerspruch stehe, die eigentlich nur dazu dasein, die Menge machtlos zu erhalten? — Nein, die Verstellungsgabe Henfels, so unerfreulich es erscheinen mochte, daß er sie auch seinen nächsten gegenüber anwandte, durfte ihm, dem Prediger all dieser Wahrheiten, wahrhaftig nicht unlieb sein. War Henfel vielleicht dazu da, ihn oder Frau Klara durch knabenhafte Unbefangenheit zu entzücken? Hätte er derlei gewünscht, so hätte er ja auch Hermann ins Haus nehmen können. — Er kam mehr und mehr in eine böse Stimmung gegen seine Frau und schämte sich seiner Schwäche ihr gegenüber. Was wußte denn sie von den hohen Dingen, die ihm vorschwebten? Wie kam sie dazu, plötzlich seine Kreise zu stören? Sie mit ihrer kleinen, weiblichen Anschauung von „Natur“. Als

ob nicht die Natur selbst die Meisterin aller Verstellung wäre! — Aber natürlich, die Frauen! In ihnen hängt sich jeder Widersinn fest, da sie ganz durchsponnen sind von flachen „Gefühlen". — Nein, man darf nicht auf sie hören —, außer wenn sie singen. Kunst, ja, das ist ihr Feld. Mag man sich bei ihnen ausruhen, aber wer Großes vor hat, darf sich von ihnen nicht in sein Inneres sehen lassen. Schon aus Schonung. Denn sie vertragen den Anblick der Wahrheit nicht.

Herr Hauart hatte also glücklich sein Gleichgewicht wieder gewonnen und schoß auf den notdürftig verklammerten Stämmen seines Gedankenfloßes über alle Strudel und Gefälle der Spekulation weg, die er für das wahre Wesen der Menschennatur hielt. Die Frau, die bei ihm saß, seine Frau, die seinem Leben, dem wirklichen, nicht bloß vorgestellten, Harmonie und milden Glanz beschert hatte, bis, wie er gerne zu sagen pflegte, mit Henfels Eintritt in ihren Kreis die Sonne über seinem Hause aufgegangen war — diese Frau befand sich nicht mit auf dem Floße.

Fünfzehntes Stück: Frau Klaras Ruhe

Herr Hauart besaß in Mittenwald einen Sommersitz und nahebei, die Berge hinauf, ein ausgedehntes Jagdrevier. Beides, Haus und Revier, waren nun jahrelang unbenutzt der Ob-

sorge von Hausmeistern und Jagdpflegern überlassen geblieben.

Ein eigentlicher Waidmann war Herr Hauart ja nie gewesen, aber es hatte ihm immer eine stille Freude bereitet, auf eigenem Grund und Boden Wald und Wild zu hegen. Wie er jetzt das Haus betrat, das ihm fast fremd geworden war, wunderte er sich selbst, daß er dies alles um Henfels willen so gut wie vergessen hatte, und es kam ihm zum ersten Male zum klaren Bewußtsein, in welchem Maße sein ganzes Leben seit der Adoptierung des Jungen auf diesen eingestellt gewesen war.

Erinnerung auf Erinnerung drängte sich ihm an. Welch friedlich heitere Sommer hatten sie hier erlebt, Klara und er. Hier war es immer gewesen, wo er am innigsten empfunden hatte, was er an dieser stillen feinen Frau besaß, was er ihr verdankte. Was anderes hatte seinem Leben den sicheren Halt gegeben, wenn nicht die sichere Gewißheit, in seiner Frau ein Wesen sich zur Seite zu haben, das im vollkommensten Einklang mit ihm lebte, in ihm aufging?

Sollte ihm nun wirklich diese Gewißheit genommen werden? Und: würde nicht sein ganzes Leben dadurch an Sicherheit und Haltung einbüßen?

Er hatte ja wohl auch schon früher manchmal bemerkt, daß dies und jenes seiner Art zu der ihren nicht völlig stimmte, aber nur um so rührender und wohltuender war es dann für

ihn gewesen, wie sie aus unbeirrbarem Gefühlstrieb sich trotzdem immer seelisch zu ihm hinüberschmiegte mit der holdesten Gabe der Frau: der duldenden Güte, die auch im Erleiden nichts schmerzlich Resigniertes hat, nichts Opfermäßiges oder gar verständig Pflichthaftes, sondern die ganz einfach die besondere Art fraulicher Nachgiebigkeit ist, eine nur dem Weibe gegebene seelische Kraft der Verzichtung, die, wo sie rein aus herzlicher Natur kommt, zugleich Demut und Anmut ist.

Diesmal aber war er auf entschlossenen Widerstand gestoßen. Auf Widerstand bei seiner Frau! Hier, in diesem Hause, erschien ihm das als etwas sinnlos Scheußliches. Er konnte es gar nicht ausdenken, wie er im Gegensatz zu Klara auch nur die kleinste Entscheidung treffen sollte, und nun sollte er das, was er für seine Lebensaufgabe hielt, nicht mit ihr, sondern gegen sie durchsetzen!

Aber er war so verstrickt in seine Konstruktionen, daß er auch aus diesem Konflikt seines Innern vor allem die Überzeugung gewann, wie recht er gehabt hatte, dem Jungen zu lehren, daß er sich vor jedem Gefühlsverhältnis zu einer Frau zu hüten habe. Henfel sollte es einmal nicht nötig haben, in irgendwelchen Entschließungen auf irgendwen Rücksicht zu nehmen. Das Glück der Gemeinsamkeit glaubte er mit einem Male als das schlimmste Hindernis zur Persönlichkeitsentfaltung großen Stils zu erkennen.

Herr Hauart war auf dem öden Gipfel seiner Spekulationen angelangt und im Grunde entschlossen, ihnen auch das Opfer seiner ehelichen Harmonie zu bringen. Der eigentliche furor teutonicus war über ihn gekommen, die Gedankenwut, die bereit ist, für ein „Prinzip" alles zu opfern.

Frau Klara fühlte wohl, daß nichts Gutes in ihm vorging. Sie hatte gehofft, das kleine behagliche Haus mit seinen Erinnerungen an die schönsten Tage ihrer Ehe werde ihn aufheitern. Statt dessen wurde er nur noch düsterer. Auch Henfel gegenüber, der seine Liebenswürdigkeit vergebens spielen ließ.

Daher war es dem Jungen recht angenehm, zu hören, daß er den folgenden Tag in der Gesellschaft des Jagdaufsehers verbringen sollte, der bestellt wurde, mit ihm einen Teil des Reviers abzugehen. Herr Hauart wollte indessen mit Frau Klara einer hochgelegenen Jagdhütte einen Besuch abstatten, in der sie, falls der Aufstieg sie zu sehr ermüdet haben sollte, auch übernachten konnten, wie sie es früher oft genug getan hatten. Henfel erklärte, sie in diesem Falle am folgenden Tage mit dem Jagdhüter von dort abholen zu wollen, aber Herr Hauart bestimmte, daß dies unterbleiben sollte. Vielmehr möge er an diesem Tage das andere Revier begehen.

Herr Hauart wollte offenbar mit Frau Klara längere Zeit allein sein, um ihr das Ganze

seiner Absichten mit Hensel einmal gründlich vorzulegen und sie damit von ihrem Widerstande dagegen abzubringen.

*

In der Nacht hatte es im Tale geregnet, auf den Höhen geschneit. Die Luft war sehr kühl, aber frühlingswürzig. Man brach beiderseits in aller Frühe auf, Hensel höchst munter und unternehmungslustig, Herr Hauart aber noch immer mit verbissener Miene und Frau Klara mit einem Ausdrucke von Bedrücktheit.

„Sieh dich gut um, Hensel," sagte Herr Hauart zum Abschied: „diese Wälder wachsen für dich. Lebendige Bäume als Eigentum zu haben, ist etwas Großes, das tief empfunden sein will. Ich habe es erst spät lernen dürfen. Ich ließ in Mexiko ganze Urwälder niederschlagen, um Geld daraus zu gewinnen. Dafür habe ich dann diese Wälder gehegt; nicht aus Sentimentalität von wegen: „wer hat dich, du schöner Wald," sondern weil der Wald das kräftigste Stück Natur in unsern Kulturländern ist, das zu erhalten eine Pflicht bedeutet für den Vornehmen, der sich hier am stärksten fühlen kann. Der Wald ist eine Welt für sich, ein Stück Urwelt. Toni wird dir sagen, wie er das Bestreben hat, das Land um sich zu erobern und innerhalb seines Bereiches an Stelle der Kultur wieder Wildnis zu errichten. Laß diese Macht immer gewähren! Es ist un-

praktisch, aber schön, und ein Beispiel für den Menschen, den ich dich gelehrt habe."

Hensel hörte das an, wie ein anderer Junge etwa die Ermahnung: „Erhitze dich beim Steigen nicht zu sehr, damit du dich nachher nicht erkältest," erklärte aber nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit, nach Papas Worten handeln zu wollen. Für Frau Klara aber hatte er ein munteres: „Adieu, Mama! Wenn du nachher jemand juchzen hörst: das bin ich!"

Frau Klara küßte ihn lächelnd auf den Mund. Sie freute sich dieser einfachen Worte um so mehr, als ihr sonst seltsam bange zumute war.

Das würde kein Gang werden, wie in früheren Zeiten, wußte sie. Vielmehr der schlimmste Gang ihres Lebens, denn sie durfte und wollte diesmal nicht nachgeben. Und schon dieser Vorsatz kam sie schwer genug an.

Eine Weile gingen die Gatten schweigend nebeneinander her. Hensels Juchzer, nicht eben sehr echt, aber darum um so drolliger, ließen sie ein paarmal stille stehen. Frau Klara lauschte ihnen lächelnd. Herr Hauart lächelte nicht.

Wie sie außer Hörweite der Henselschen Munterkeit waren, begann Herr Hauart, auf seine Frau einzureden. Sie unterbrach ihn anfangs gar nicht und auch im Verlauf seiner späteren Ausführungen nur selten und kurz. Aber er merkte es wohl: seine Worte fielen nicht in ihr Herz. Wie ruhig und milde sie auch widersprach, es war fester Widerspruch.

Eine abscheuliche Bitterkeit stieg in ihm auf, ein heftiges, böses Zorngefühl. Der erbärmliche Geist des Zankes wollte über ihn kommen, die Wut, mit Worten wehe zu tun, die er doch so sehr verachtete als ein Zeichen gemeiner Sinnesart. Diese Anwandlungen erschreckten ihn. Derlei war seinem Wesen durchaus fremd. Er gehörte nicht zu den Temperamenten, die sich entladen müssen. Seine Waffe gegen Widerspruch war sonst Schweigen oder höchstens Ironie, und seiner Frau gegenüber hatte er, wenn Meinungsverschiedenheiten zutage traten, bisher immer das Gefühl gehabt, nur ein wenig warten zu müssen.

Und nun dieses ungeduldige, böse Aufbegehren, dieses heiße, jähe Überwallen geradezu feindseliger Gefühle, die durchaus in gehässigen Worten zutage kommen wollten, tückisch wie herrische Dämonen eines dunklen Untergrundes seines Wesens. – Was enthüllte sich da?

Er beherrschte sich mühsam, und es war gut, daß eben jetzt der Weg steil anzusteigen begann.

Waren sie bisher etwa eine Stunde lang ziemlich schnell gegangen, weil der Weg in Serpentinen sanft hinaufführte, so schritten sie jetzt langsam hintereinander her auf einem schmalen Pfade, der nach einer weiteren Wegstunde bereits ins Felsige gelangte und nun direkt beschwerlich wurde. Da verbot schon die starke Inanspruchnahme von Herz und Lunge

anhaltendes Reden, aber innerlich fuhr Herr Hauart fort, die Gedanken weiter zu spinnen.

So waren zwei Stunden in wortelosem, andauernden Steigen vergangen, und Frau Klara empfand das übermächtige Bedürfnis, sich auszuruhen. Hätte sie es irgendwie vermocht, sie wäre ohne Pause weitergegangen, denn sie fürchtete die Wiederaufnahme des Gespräches, die sicher eintreten würde, wenn sie rasteten. Aber sie konnte jetzt nicht weiter, und hier, wo sich der Weg unter einer Art Felsendach verbreiterte, war auf eine längere und besonders beschwerliche Strecke hinaus die einzige Gelegenheit, sich im Trockenen niederzulassen. Denn, wenn der Schnee auch bereits weggetaut war, so war das Erdreich doch überall feucht, wo es nicht durch überhängendes Gestein von Schnee freigehalten worden war. Übrigens befand sich hier eine von Herrn Hauart aufgestellte Aussichtsbank.

Als sie bei dieser angekommen waren, bot sich ihnen eine kleine Überraschung. Toni, der alte Waldaufseher, hatte sich, als ihm die Ankunft der Herrschaften angezeigt worden war, mit einem Topf voll blauer Ölfarbe heraufgemacht und hatte, weniger dekorativ als gut gemeint, über der Bank an der Felswand die Aufschrift erglänzen lassen: Frau Klaras Ruhe.

„Sieh mal,“ sagte Frau Klara und lächelte dabei belustigt und erfreut, „der alte Toni hat den Galanten gespielt.“

„Narrenhände," brummte Herr Hauart. „Selbst die Bauern haben kein Stilgefühl mehr und verschimpfieren die Natur."

Frau Klara sah ihren Mann betroffen an. Ihr Lächeln war wie weggewischt. „Aber Henry! Der alte Mann hat's gut gemeint und sich Mühe kosten lassen. Das Steigen ist ihm leicht geworden, aber nicht das Malen. Er hat gewiß eine gute Stunde dazu gebraucht, diese rührend unbeholfenen Buchstaben da hinzutünchen. Ich freue mich herzlich darüber und hoffe, du wirst ihn nicht etwa dafür schelten, sondern ihm mit mir dafür danken."

— „Er soll sein Trinkgeld haben!"

— „Henry!"

Frau Klara war empört und stand auf.

„Bleibe bitte sitzen!" sagte Herr Hauart kurz. „Es scheint, jedes Wort von mir ist jetzt deinen Ohren eine Beleidigung. Du wirst mir hoffentlich noch gestatten, mir meine Gedanken über derartige unerbetene Bemühungen zu machen."

Der häßliche Drang, zu zanken, mühsam zurückgedrängt im Zusammenhange ihrer wichtigeren Auseinandersetzung, warf sich begierig auf diese Nebensache. Frau Klara fühlte ihn fast wie etwas Körperliches, einen plumpen Keil, der sich zwischen sie und ihren Mann schob. Sie schüttelte tieftraurig langsam den Kopf und sagte: „Henry! Ich bitte dich! Was soll das alles! Was ist geschehen, daß du dich so verändert hast und mich nicht mehr kennst?"

— „Du hast dich verändert!"

— „Ich? — Henry! — Ich bin die gleiche geblieben. Nur du . . . Aber nein; auch das ist falsch. Gewiß bist auch du noch derselbe. Aber, Henry, du bist krank."

— „Entschuldige, Klara, du befindest dich auf einem falschen Wege. Was jetzt zwischen uns steht, läßt sich nicht durch schonende Begütigung beseitigen. Es muß erledigt werden. Du hast es nicht mit einem Kranken zu tun, sondern mit einem Manne, der sich stark und gesund genug fühlt, die wichtigsten Absichten seines Lebens durchzusetzen — selbst gegen dich."

— „Ich habe mich dir nie widersetzt, Henry, und ich tue es auch in dieser Sache nicht ohne weiteres, aber du kannst es unmöglich verlangen, daß ich meine Überzeugung verhehle und dich belüge. Was wäre es aber anderes als Lüge, wenn ich dir sagte, ich bin einverstanden mit dir, während ich, leider, die bestimmte Überzeugung habe, daß du dich in einem verhängnisvollen Irrtum befindest?"

— „Glaube an mich und opfere diesem Glauben deine ‚Überzeugung'. Die meine ist hier mehr wert, als die deine, denn sie ist das Resultat der tiefsten Überlegungen, ja eigentlich das Resultat meines ganzen Lebens, während das, was du deine Überzeugung nennst, nichts ist, als bloßes Sichgehenlassen nach gewissen mehr überkommenen als natürlich erwachsenen Gefühlen."

— „Ich habe dir mehr als einmal meine Überzeugung geopfert, Henry, und ich rechne mir das gar nicht zum Lobe an. Es liegt in meiner Natur, daß es mir gar nicht darauf ankommt, Recht zu behalten einem Manne gegenüber, den ich nicht bloß liebe, sondern auch als den geistig Stärkeren, und wie gerne, verehre. Ich denke mir überhaupt, es kommt der richtigen Frau nicht so sehr aufs Recht an, als auf die Liebe. Wer Recht haben will muß kämpfen. Aber die Ehe ist nicht zum Kampfe da, und so sollten Frauen die dem Manne gegenüber Recht haben wollen, nicht heiraten. — Als ich dich heiratete, gab ich mehr Selbständigkeit auf, als sonst Frauen aufzugeben haben. Ich tat's gerne, denn ich wußte, daß ich sie nicht nutzlos wegwarf. Ich durfte glauben, daß ich dir, und darum auch mir, ein Glück, eine Harmonie, bereitete, die mehr wert ist, als die fragwürdige Selbständigkeit einer wenig bedeutenden Künstlerin. Sie hätte mir, vielleicht, eine Steigerung meiner Kunst gebracht, aber ich wußte es wohl, auch nicht zu einer wirklichen Höhe, während ich im Zusammenleben mit dir etwas Großes, Seltenes erreichen konnte: ein harmonisches Doppelleben. Ich gab meine Selbständigkeit auf, weil sie doch im höheren Sinne nichts Ganzes war, und, du mußt mir das nicht übel nehmen, weil mir schien, daß auch du einer Ergänzung bedurftest. Erst Mann und Frau zusammen ergeben doch

wohl den ganzen Menschen, und das scheint mir der Sinn der Ehe zu sein."

– „Entschuldige", warf Herr Hauart ein, „das ist ein Irrtum. Der ganze Mensch ist der Mann, und es bedeutet eine Entartung der Ehe, wenn er darin um das Gefühl seiner Ganzheit gebracht wird. Der Sinn der Ehe ist nicht gegenseitige Ergänzung, sondern Herrschaft des Mannes."

– „Aber Henry," rief Frau Klara aus, lächelnd und doch empört „du redest ja gegen dein Gewissen. Niemals hast du daran gedacht, mich zu beherrschen. Du bist immer aufrichtig bestrebt gewesen, in mir das Gefühl wachzuhalten, daß ich, wie oft ich auch meine Meinung dir gegenüber zurücktreten ließ, deine ebenbürtige Genossin sei."

– „Genossin! Das Wort stammt wohl aus deiner Unterredung mit dem Weltverbesserer Hermann."

– „Henry! Tu mir die Liebe und sprich nicht in diesem Tone von deinem Kinde."

– „Hermann ist nicht mein Kind, und ich muß dich auf das bestimmteste ersuchen, ihn mir weder in dieser Eigenschaft, noch sonst irgendwie vorzuhalten. Mein Kind ist Henfel, und von dem wollen wir reden. Alle diese Allgemeinheiten führen zu nichts. Ich will mein Recht, ihn zu erziehen nach meinem Sinne. Liegt dir daran, den Rest meiner Tage mit mir in Harmonie zu ver-

bringen, so versuche es nicht, meinen Plan zu durchkreuzen."

Das war wirklich herrisch gesprochen und klang drohend.

Frau Klara sah ihren Mann groß an, beleidigt und entsetzt. Ihre Stimme bebte, als sie sprach: „Du bist von Sinnen. Nicht zufrieden damit, dein eigen Fleisch und Blut verstoßen zu haben wegen eines Fremden, den niemand so schlecht kennt, wie du, und der nicht wert ist, der Diener deines Sohnes zu sein ..."

— „Schweig!"

— „Nein! Nicht zufrieden mit dieser Sünde, die aber für den armen Hermann vielleicht zum Guten ausschlägt, willst du nun auch noch mich diesem Wahne opfern, mich und dich, Henry! Besinne dich doch! Überlege, wohin das führen muß!"

— „Das kannst du wirklich mir überlassen, Klara, ohne mich dazu aufzufordern. Was ich tue, ist das Resultat von Überlegungen, die du nur leider offenbar nicht zu fassen vermagst. Ich wiederhole: Glaube wenigstens an mich, wenn du mich nicht begreifst!"

— „Nein! Ich glaube jetzt nicht mehr an dich, denn ich habe Augen, zu sehen, und ein Gefühl, das mehr wert ist, als deine verirrten Gedanken. Ich leide seit Jahren darunter, Henry, sehen zu müssen, daß du, an den ich immer geglaubt habe, so fürchterlich irren kannst. Seitdem ist mein Glück vorüber, ja, schrecklich

genug, ich frage mich seitdem, ob mein Glück je echt gewesen ist, und seit deinen Worten vorhin muß ich fast glauben, daß du mich belogen hast und mein ganzes Glück der Glaube an eine Lüge war."

Ihre Gedanken verwirrten sich. Trotzdem fühlte Herr Hauart den Sinn ihrer Worte.

„Was das für Reden sind!" rief er aus, „Belogen! Ich dich belogen! Du warst glücklich, so lange du an mich glaubtest, aber dein Glaube versagt leider gerade beim Wichtigsten, beim einzig Wertvollen, das ich je unternommen habe. Kann ich dafür, daß du kleingläubig bist, daß dein Glaube die große Prüfung nicht besteht? Daß sich triviale Gefühle bei dir melden, sobald mich das Außerordentliche beschäftigt!?"

— „Meine trivialen Gefühle gelten in erster Linie dir, und auch Hensel. Ich will dich vor einer schrecklichen Enttäuschung bewahren und den Jungen vor einem Leben, das aus nichts als Enttäuschungen bestehen muß, wenn du fortfährst, ihn zu dem außerordentlichen Menschen auszurecken, der er ganz und gar nicht ist."

— „Warte das lieber ab!"

— „Nein! Alles in mir bäumt sich dagegen auf, weiterhin ruhig zuzusehen, wie du Unrecht auf Unrecht, Schuld auf Schuld häufst. Ich kann nicht! Ich kann nicht! Mein triviales Rechtsgefühl erträgt es nicht, und ich habe als deine Frau die Pflicht, dich von frevelhaften Irrtümern

zurückzuhalten, die niemand nützen und uns allen schaden."

Herr Henry sprang auf. Er war nicht mehr Herr seiner selbst. Er schrie beinahe: „Deine Pflicht ist, zu schweigen! Kannst du mir nicht folgen, so bleib zurück! Kümmre dich um Hermann! Bring deine trivialen Gefühle an, wo sie am Platze sind. Ich habe mich um besseres zu kümmern und kein Ohr mehr für dich!"

Er wandte sich um und schlug den Weg zum Abstiege ein.

Frau Klara saß wie versteinert und blickte ihm verstört nach.

„Henry!" schrie sie wie flehend auf. Und noch einmal: „Henry!"

Er setzte seinen Weg fort, als habe er ihren Ruf nicht gehört.

Sie griff sich mit beiden Händen an den Kopf. Ihre Schläfenadern schlugen so heftig, daß es um sie dröhnte. Es wurde ihr dunkel vor den Augen. Die Landschaft unter ihr schwamm wie aus Nebeln. Sie mußte sich aufrichten und an die Wand lehnen, beide Arme wagerecht an den Felsen gepreßt. Gerade über ihrem Kopfe leuchtete, parallel zu den Armen, dunkelblau: Frau Klaras Ruhe. Es war wie das Schild über dem Kreuze.

Ihr Herz war so voll Bitterkeit, daß alles Glück ihres Lebens, dieses wirkliche Glück einer gütigen liebevollen Frau ihr wie eine schändliche, höhnische Täuschung erschien. Sie

ließ plötzlich die Hände sinken und tastete nach dem Bergstock.

Sollte sie ihm folgen? Nein! Er brauchte sie ja nicht mehr.

Hatte er sie überhaupt jemals gebraucht?

In ihrem gequälten Gemüte standen wie eingeprägt die Worte von der Herrschaft des Mannes, die ihn der Zorn hatte ausstoßen lassen. Sie hatten keine andere Wahrheit gehabt, als die Momentwahrheit des Zornes. Ihr aber erschienen sie jetzt, peinvoll und fürchterlich, als die erste Wahrheit nach tausend Lügen. Und es kam der gleiche Zorn über sie, ein heißes, aufjagendes Gefühl beleidigten Stolzes und ein Ekelgefühl grausamer Enttäuschung.

Nein! Nicht ihm nach! Fort von ihm! Weg! Nur weg! Hinauf! Ins Einsame! Alleinsein! Allein!

Sie packte den Stock und lief hastig den schmalen Steg hinan, der um den Felsvorsprung herum ins Steinige führte.

Indessen schritt Herr Hauart, den Stock vorstemmend, behutsam systematisch den Weg hinab, äußerlich viel ruhiger, aber im Innern zerwühlt von Groll und Grimm. Nur mit Mühe hatte er sich gezwungen, auf Frau Klaras Ruf den Kopf nicht zu wenden. Aber seine Verbissenheit hatte gesiegt, und nun wiederholte er sich immer die Selbstentschuldigungen: Ich

durfte mich nicht schwach zeigen. Je fester ich jetzt bleibe, um so gewisser wird sich bei ihr die Überzeugung einstellen, daß sie nachgeben muß. Muß!

Und: ... Wenn nicht? Wenn sie wirklich im Widerspruch verharrt? ...

Der Gedanke hielt ihn an; es war, als umklammere er ihn. Im Grunde hatte doch immer die Zuversicht in ihm festgestanden, daß seine Frau schließlich nachgeben werde. Aber in diesem Augenblicke fiel wie eine körperliche Schwere die Gewißheit über ihn: es ist aus; sie wird nicht kommen.

Herr Hauart sah sich scheu um. Der Gedanke war ihm gräßlich: da oben sitzt sie nun, gramvoll allein, und wendet ihr Herz gegen dich. Die Zuflucht, die dir immer sicher war, ist dir verschlossen. Deinem Leben wird die holde Wärme ihres Lebens fehlen. Ihr Händedruck voll umfassender Treue und Güte wird dich nicht mehr beglücken.

Aber stärker, als all dies starke Empfinden, war dennoch in ihm der verbissene Entschluß, seinen „höheren" Willen durchzusetzen. Es fiel ihm das Wort Goethes an Zelter ein: „Über Gräber vorwärts!" und er setzte seinen Weg ingrimmig fort. Da drang ein furchtbarer Laut an sein Ohr: ein Schrei, gedämpft zwar durch die Entfernung, aber in der Phantasie zu einem Tone des fürchterlichsten Entsetzens qualvoll gesteigert.

Herr Hauart drehte sich in voller Wendung um und krampfte, während der Bergstock ihm entfiel, beide Hände um die Riemen seines Rucksacks. Sein Atem keuchte, seine Augen quollen vor. Noch einen Augenblick lauschte er, dann sprang er in großen Sätzen, so schnell es die Steigung nur zuließ, den Weg hinan zu der leeren Bank. Seine Kniee schlotterten; er mußte sich mit beiden Händen an der Felswand weitertasten, während er, laut stöhnend und von Schwindel erfaßt, wankend den Weg um sie herum verfolgte. Er, der oft genug viel gefährlichere Steige sicher und ruhig gegangen war, glitschte bei jedem dritten Schritte aus, denn er sah nicht auf den Weg, sah nur immer den Abhang hinab, der, je mehr sich der Pfad um den Felsen rieb, um so steiler wurde. Da ... es preßte ihn an die Wand ... da, schräg unter sich, etwa fünfzig Meter in der Tiefe, sah er den Körper Frau Klaras, in kauernder Stellung angelehnt an eine schieferige Felsplatte, die hier, wo erst der eigentliche Abhang begann, wie eine Art Schutzwand aufragte.

Das Antlitz des Mannes verzerrte sich bei diesem Anblicke. Seine Lippen bewegten sich, ohne daß ein Wort von ihnen kam. In seinem verstörten Innern jagten sich die Gedanken: sie ist hinunter gesprungen ... sie ist tot ... sie ist abgestürzt ... ist bewußtlos ... ich habe sie hinunter ... getötet ... nein ... sie lebt noch, muß noch leben ...

— „Klara!! Klara!!!!“

Nichts. Keine Bewegung.

Er sah genauer hin. Das Kinn mußte wie in der Brust eingebohrt sein. Er konnte nur einen Schimmer der linken Schläfe sehen. Der linke Arm, von der Wucht des Falles hinübergeworfen, bedeckte den untern Teil des Gesichtes.

Herr Hauart blickte mechanisch hinauf zu der Stelle, von wo der Absturz erfolgt sein mußte. Er nickte mit dem Kopfe, als sei ihm nun alles klar. O gewiß, von da stürzte sich's leicht hinab. Man brauchte nicht einmal ganz zu wollen; dort brauchte man dem Tode nicht in die Arme zu springen, man konnte sich fallen lassen, brauchte sich nur etwas hinüber zu neigen vom Gestein weg ... „Von mir weg!“ stöhnte der unglückselige Mann und schlug beide Hände vors Gesicht.

Er wußte: sie war tot. Er wußte es, obwohl es durchaus nicht so sein mußte. Er wußte den ganzen Hergang. Er sah ihn vor sich, sah seine Frau vor ihm wegfliehen ins Einsame. Sah ihren verdunkelten Blick, wie er dort vom Gesteinfelde weg, das sich öde nach oben dehnte, hinüberirrte ins Leere, Tiefe, fühlte am eigenen Herzen diesen jähen Druck, sah sie plötzlich stehen, wanken, fallen — es war ein Augenblick der Finsternis, kein Wollen, nur ein Schwinden, — Hingabe, wie alles bei dieser wunderbaren Frau.

Und er stand und stand; und sah die Tote

und ihren Tod; und sah ihr gemeinsames Leben und ihr Glück; und sah all ihre Liebe und Güte und Klarheit; und sah, daß sie recht gehabt mit ihrem großen und echten Gefühl einer eingeborenen Mütterlichkeit. Hellseherisch geworden unter dem Schatten eines Geschickes, das sich nun auch an ihm vollziehen würde – er fühlte es als eine gewaltige, strenge und gute Notwendigkeit –, erblickte er vor sich wie im Gewebe eines blaßfarbigen blumendurchwirkten Teppichs die schöne Folgerichtigkeit ihres Gefühlslebens und daneben wie auf einem grauen Gesträhne groben Fadengewirrs mit grellen Lappen überflickt das verworrene Gehaspel seiner verstiegenen Konstruktionen. Er sah, daß er alles verloren hatte, aber dieses Verlorene war nun nicht seine Überzeugung, sondern seine Frau. Von seiner Aufgabe war er befreit. Die Last eines unsinnigen Wollens war von ihm genommen worden, eine Lichtung geschlagen in das Gestrüpp seiner alles Natürliche überwuchernden Gedankenwelt, und da hinein schwoll ein wunderbares Gefühl schmerzlich wonnevoller Gehobenheit. Es war ihm, als hörte er, wie in einen ungeheuren Choral heilig heiterer Inbrunst zusammengefaßt, alles auf einmal, was ihm je der Mund seiner Frau aus den Offenbarungen Mozarts verkündet hatte. Die göttliche Tiefe, Güte, Liebe, Ruhe, Heiterkeit einer innigen und großen Frauennatur und dieselben Gnaden aus dem

genialen Herzen eines weltverklärenden Künstlers ergossen sich in einem brausenden Überschwall zusammen in sein Herz, das nun doch einmal die Wonnen mystischer Ergriffenheit empfinden durfte in einem ungeheueren Augenblick schöpferischer Ahnung. Er erkannte die Notwendigkeit seines Todes für sich und den jungen Menschen, der durch ihn zu einer Fratze geworden war.

Er sprang in die Tiefe, in die sich Frau Klara hatte fallen lassen.

Sechzehntes Stück: Der geborene Herr und der geborene Dienstbote

Als Henfel gegen Abend von seinem Reviergange zurückkehrte und die Eltern nicht zu Hause fand, so war ihm das zwar einen Augenblick fatal, weil er ihnen gerne seine Eindrücke geschildert und damit, wie er glaubte, Beifall gefunden hätte, denn er war voller Munterkeit und wirklich ganz erfüllt von dem, was er alles gesehen hatte, aber schließlich war es ihm auch ganz angenehm, daß er allein bleiben durfte. Die Stimmung der Eltern in den letzten Tagen hatte ihn doch bedrückt, und er sagte sich: Je länger sie wegbleiben, um so mehr ist zu hoffen, daß sie mit besserer Laune zurückkehren. Wie er dann so allein tafelte, herrlich erfrischt von dem langen Gange im Walde und auch wundervoll hungrig davon geworden, überkam ihn

sogar der Gedanke: wie schön wäre es doch, wenn ich öfter einmal so für mich sein könnte, der alleinige Gebieter im Hause, ganz ungezwungen, nicht genötigt, immerzu aufzupassen, zu antworten, zu erwägen. Famos wäre das!

Er scherzte ausgelassen mit der Dienerschaft und verblüffte alle mit seiner Gewandtheit, oberbayerisch zu reden. Wunderte sich auch selbst darüber, wie schnell ihm das angeflogen war. Fidel zumute wurde ihm bei diesen Leuten, und in diesen niedrigen Zimmern war ihm heimisch wohl. All das hier gefiel ihm von Grund aus. Er ließ sich eine Flasche Wein bringen, für die Dienstboten reichlich Bier holen und begab sich, halb mit einem Air von Herablassung noch, halb aber schon wirklich gemütlich, in die Kutscherstube, wo der alte Toni gleichzeitig eine Ziehharmonika und den „Fotzhobel“ (Mundharmonika) mit großer Virtuosität handhabte, während Kaspar, der Jägerbursch, auf der Zither fingerierte und Nandl, das eingeborene Küchenmädl, den rechtschaffen verliebten Text dazu sang. Es dauerte nicht lange, und es drehten sich mit gnädiger Erlaubnis des jungen Herrn die Paare in dem niedrigen, holzgetäfelten Raume, und des Juchzens war kein Ende. Henfel kam sich wie ein König im Kreise seiner Untertanen vor und ließ Huldbeweis auf Huldbeweis so unablässig folgen, daß schließlich Männlein und Weiblein ihren kleinen Rausch weg hatten, Henfel aber einen großen. Die

Gaudi erreichte ihren Höhepunkt, als der junge Herr sich herbeiließ, Unterricht im Schuhplattl'n zu nehmen und sein lederbehostes Hinterteil mit ebenso vehementer wie komischer Ausdauer klopfte.

Die Folge dieser Leibesübung und des überreichlich genossenen Weines war, daß er am nächsten Tage nicht, wie bestimmt gewesen, um acht, sondern erst um elf Uhr aufstand. Er war recht froh, daß die Eltern noch nicht zurück waren, und begab sich nach eingenommenem Frühstück schleunig auf den anbefohlenen Reviergang. Bewegung in freier Luft war ihm recht nötig, denn er fühlte sich (und durfte das im eigentlichsten Sinne) ganz zerschlagen und lernte zum ersten Male Reue und Leid in Gestalt des Katzenjammers kennen.

Der wollte leider auch im Walde nicht vergehen, und so kürzte Henfel den Reviergang ab. Es war noch nicht vier Uhr, als er wieder zu Hause eintraf, eine wohlgesetzte Rede fertig ausgearbeitet im jämmerlich flauen Kopfe, mit der er den Eltern seine kleine Ausschweifung und ihre Folgen in angenehmer Färbung beichten wollte. Daß sie immer noch nicht da waren, paßte ihm wiederum, denn das enthob ihn dieser jetzt wenig verlockenden Übung. Er machte sich keinerlei Gedanken über ihr weiteres Ausbleiben, aß schnell etwas und legte sich auf das einladende alte breite Kanapee schlafen.

Als er erwachte, war es schon dunkel, und

er bemerkte eine gewisse Unruhe im Hause. Es mußte wer vor der Türe auf dem Gange sein. Richtig: der alte Toni und Kaspar, die, entsprechend seiner gemessenen Weisung, nicht gewagt hatten, ihn zu wecken.

— „Was ist denn los?"

— „Ja, junger Herr, die Herrschaft is alleweil no net z'ruck; mir moana halt, ob net am End...?"

— „Was denn? — Sie werden eben noch eine Nacht oben bleiben!"

— „Naa, des glaab i net, junger Herr. Sie ham net so viel Furasch bei eahna."

— „Hm. Ja. Was soll man denn da tun?"

— „Aufisteign muaß ma halt."

— „Jetzt, bei der Finsternis?!"

— „Mit Laterna halt. Am End san's am Weg, und da kunnt ma si scho verlaffa bei der Nacht, oder gar derschtürzen."

— „Was?" — Henfel erschrak, aber nicht eigentlich sehr. — „Ist der Weg denn gefährlich?"

— „Net grad g'fährli, beilei net, aber halt bei der Nacht, und wo's jetzt regnt, da san d' Weg natürli rutschi, und drob'n bei der Bank is net fein gehn bei 'rer solchenen Glättn."

— „Aber natürlich muß dann jemand hinauf! Macht schnell! Ihr zwei kennt ja den Weg."

— „Mir zwoa san net g'nua, da müassn no zwoa her."

— „Also dann nehmt noch zwei mit!"

— „Mir moana halt, ob net der jung Herr selber . . .?"

Hensel runzelte die Stirne; er hörte einen Vorwurf heraus.

— „Ich bin euch dabei nur hinderlich, und dann, ihr wißt es doch, ich bin nicht wohl, kann kaum die Glieder rühren, habe furchtbar Kopfweh und, außerdem, das ganze ist wahrhaftig nicht nötig. Papa und Mama kennen den Weg und wissen so gut wie ihr Bescheid, daß man nicht abends absteigt. Aber ihr müßt natürlich trotzdem gehen. Es gehört sich, wenn es auch Unsinn ist."

Die beiden schüttelten die Köpfe. So sehr ihnen Hensel gestern gefallen hatte, so wenig gefiel er ihnen heute.

„Kopfweh hat er?" sagte draußen Kaspar mit ironischer Betonung. „Koa Schneid hat er."

„Und koa Gmüat aa" meinte Toni. Dann überlegten sie, wen sie noch mitnehmen sollten. Vom Kutscher und dem Diener hielten sie als „halbet'n Stadtfrack" nicht viel. Sie beschlossen also, ins Wirtshaus zu gehen und sich dort ein paar ordentliche Leute zu holen.

In der Post ging's recht lebhaft zu, als sie, natürlich nicht ins Herrenzimmer, sondern in die Kutscherstube, eintraten. Da saßen mit ein paar Knechten und einer Schar Schüler von der Geigenbauschule zusammen Hermann und seine Komilitonen und übten sich im Agitieren.

Als Toni und Kaspar mit den Laternen eintraten, hatte Hermann gerade eine längere Auseinandersetzung über die ungerechte Verteilung der Glücksgüter beendet, und es kämpften etwa zwanzig Stimmen in lebhaftem Für und Wider gegeneinander an. Schließlich gewann die eines alten Knechtes die Oberhand.

„Kruzitürken" rief der und haute auf den Tisch, daß die Krüge tanzten „jatzt seid's amal stad, daß i aa was sag'n ko."

„Jessas, das Summerl!" schrien ein paar; und ein paar andere: „Maul halten! Stad sei!" Und das Summerl sprach: „War scho recht, wenns anderschter war'; war scho recht. Mir kunnts freili recht sei, mir scho'! Af mi is bei dera Verteilung kam so viel kemma, wiar a dreckets Scheit feichtenes Holz."

Allgemeines Gelächter.

Aber Summerl fuhr unbeirrt fort: „I hob mir aa scho denkt: Kruzitürken, hob i mir denkt, dees is a Bschiß, daß i net der Kini in Mingka bi, oder der Grundhuberbauer drent, oder dem Pfarrer sei Köchin."

Stürmische Heiterkeit.

Aber Summerl fuhr ernsthaft fort: „Überhaubts: was i mir scho alles denkt hab'. Akrat so saudumme G'scheidheitn wia der jung Herr da, der Gschtudierte. No! Mei dreckets Scheit feichtenes Holz is kaa Kerschbaam wordn von meine g'scheidn Gedanken. Aber in'd Haxn einighaut hob i mi amal, wiar i so saudumm

daher denkt hab beim Holzklau'm, und seit derer Zeit bin i a hinketer Teifl und laß die gar G'scheitn für mi denkn. Weils do koa Holz net klau'm, kinnas eahna a net in d' Haxn einihau'n."

Hermann hatte eine bündig überzeugende Antwort auf diese lebhaft akklamierte Stimme aus dem Volke sofort in Bereitschaft und hob also gleich an: „Das ist ja gerade der furchtbare Fehler . . ." Aber Summerl winkte ab und rief: „Na, na, nix Fehler und nix furchtbar. Gar net furchtbar is, daß i mei dreckets Hölzl hab und der Grundhuberbauer an Stall voll Ochsen und an schwarn Sack voll Markln. Es is halt a so, weil's halt a so is. Und warum is a so? No, dees kinna mir 'm Himmivater sei Sach sei lassn, moan i. Drob'n bei eahm werd si's ja zoagn, wer das bessere Teil erwählet hat" (das sprach Summerl hochdeutsch) „i, oder der Grundhuberbauer. I möcht net in dem sei'm Pechhafn sitzn, i net! Dans is amal gwieß: aus Dreck sam ma allsamt, und die recht Gaudi geht erscht o, wenns gar is mit dem dreckern Gfrett auf der Erdn. Darum seids fein staad, ihr Gscheiterln nehmt's Enkena dreckete Hölzln auf enk, wia der Herr Jesus sei bitter schwars Kreuz und denkt an ein fröhliches Sterben! Kruzitürken, wanns mi amal einscharrn, will i an Hupfeter doahn mit meine hinketen Boaner und an Juchzer, daß si's der Himmivater scho gspürn

soll: dem altn Summerl bin i's Himmireich schuldi!"

Bis hierher hatte der alte Toni, selber interessiert, zugehört, ohne seine Angelegenheit vorzubringen. Nun aber, wie Hermann nochmals den Versuch wagen wollte, dem alten Evangelium Summerls sein neues entgegenzusetzen, trat er vor und tat Sachlage und Wunsch kund. Kaum, daß er geendet hatte, sprang Hermann auf und rief aus: „Ich gehe mit und alle meine Kameraden mit mir! Ihr kommt doch mit, nicht?"

„Aber natürlich!" riefen alle aus. „Los! Laternen her!"

Ein schwarzhaariger Student mit großen, wilden, dunklen Augen, eine richtige Carbonnaro-Erscheinung, rief mit seltsam schnarrendem Baß: „Auf, lasset uns gehen, den reichen Mann suchen, da er in der Klemme sitzt!"

Aber Hermann verbat sich den Ton der Travestie. „Laß solche Späße, Ludwig! Ich fürchte, der Anlaß ist sehr ernst . . . Frau Klara jetzt, in diesem Wetter, dieser Dunkelheit draußen, womöglich verirrt oder gar abgestürzt! . . . . Schnell! schnell! wir müssen auch Tragbahren mitnehmen, Lebensmittel, Verbandzeug, Wein! . . . Gottlob, daß wir zwei Mediziner unter uns haben. Macht! macht! wir dürfen keine Minute verlieren!"

Seine Worte befeuerten die übrigen. Die Knechte brachten alles nötige herbei, und nach

einer Viertelstunde machte sich der Trupp Studenten unter Tonis und Kaspars Führung auf den Weg.

Der Zug mit den vielen gelbleuchtenden Laternen, die sich an den nassen Häusern und in den Rinnsalen auf der Straße spiegelten, hatte etwas Huschendes, und die zwei Tragbahren gaben ihm ein unheimliches Ansehen. Hermann schritt zwischen Kaspar und Toni voran. Als sie ihm Hensels Verhalten berichteten, blieb er einen Augenblick stehen und murmelte: „Das ist doch . . .“ Aber er behielt seine Gedanken für sich und äußerte nur noch: „Schließlich hat er recht; er hätte nur gestört; das wird kein Spaziergang, sondern eine Arbeit werden.“

„Und schwar!“ bestätigte Toni.

*

Hensel würde den Zug haben sehen können, wenn er nicht eben bei Nandl in der Küche gewesen wäre, das Abendessen zu bestellen, wobei er gleichzeitig eine Bestätigung seiner Meinung zu vernehmen hoffte, daß das Ausbleiben der Eltern nicht so bedenklich sei. Diese Hoffnung täuschte ihn nicht. Nandl redete ihm gerne nach dem Munde, und auch die alte Mittenwalder Köchin pflichtete bei: „Der Toni is allwei a Gschaftlhuber g'we'n. Mei! D'Herrschaft werd net so narrisch sei und bei der Nacht abisteig'n. Dö san ganz g'miatli af der Hütt'n, und morgen in der Fruah sans da, kreuz-

fidel. Gehgn's nur sei bald schlaf'n, junger Herr, und machens eahna durchaus gar koane Gedanken net. I koch eahna an Glühwei, a recht an starkn, mit recht viele Nagerln, des beruhigt 's G'müath."

Hensel nahm diese Absicht leutselig entgegen, bedurfte aber einer Gemütsberuhigung eigentlich schon gar nicht mehr. Nandl und die Köchin waren ihm in dieser Sache Kapazitäten, da sie seiner Meinung waren. Immerhin nahm er von dem wohlschmeckenden heißen Getränk gerne so viel zu sich, daß er vor bleierner Müdigkeit nicht imstande war, sich selbst zu entkleiden und sofort in einen dumpfen, tiefen Schlaf fiel, als der Diener die Bettdecke über ihn gebreitet hatte.

Dieser schwere Schlaf hatte keinen Traum.

Als aber draußen der Morgen graute, war es dem Schlafenden, als schlüge etwas dumpf gegen seine Brust, — einmal . . . zweimal . . . dreimal. Ohne zu erwachen, aber im Schlafe erschreckend, wandte er sich gegen die Wand. — Da, was war das? Was dröhnte denn auch da so hohl und hallend? Dem Schlafenden war, er sei in einem tiefen Keller voll ungeheurer Fässer, in denen Leute verborgen sein mußten, die mit schweren Hämmern gegen die Innenwände schlugen . . . Da! Die Fässer barsten, und prasselnd fielen die Dauben auseinander, und schleifende Schritte gingen hin und wieder, und die unsichtbaren Schreiter stöhnten und stöhnten.

Schweißüberströmt vor Schreck fuhr Henfel entsetzt in die Höhe und riß die Augen auf. Er wachte ... ja ... aber der dumpfe Lärm ... das war doch Traum ... nein! nein! ... es klopfte an der Türe ... er hörte Stimmen ... Schluchzen ... Jammern ...

Henfel brüllte auf: „Was is denn?"

— „Junger Herr!"

— „Laßt mich doch schlafen!"

— „Junger Herr! Aufmachen! O Gott! O Gott!"

— „Was ist denn los?!"

— „Der gnädig Herr . . . die gnädig Frau . . ."

Ein fürchterlicher Schreck riß Henfel aus dem Bette. Er rannte zur Türe und schlug lang gegen sie hin, weil er auf sein Nachthemd getreten war.

Erst dieser Fall machte ihn ganz wach. Er tastete nach dem Riegel und öffnete, am ganzen Leibe zitternd. Draußen stand, totenbleich, Nandl im Unterrock, die immerzu geklopft hatte, und sah ihn mit hervorquellenden ganz starren Augen an.

„Wo?!" keuchte Henfel.

„Drent!" antwortete das Mädchen und wandte den Kopf scheu nach der Treppe. Dann lief sie, wie gehetzt, die Stiege zu ihrer Kammer hinauf, ein Kreuz nach dem andern schlagend.

Henfel stürzte die Treppe hinunter zur Diele, woher ein scharrendes Geräusch drang und ein

Gemurmel, das etwas Entsetzliches hatte in dem halbdunklen Hause. Hensel sah nur einen grauen Streifen Licht von der Haustür her und gelbe schwankende Punkte um etwas Dunkles, Langes.

Hensel warf sich darüber hin. Zwei Arme zogen ihn weg.

– „Nicht aufdecken, Hensel! Komm! Dort hinein!"

Hensel sah Hermann ins Gesicht.

– „Nein! Ich will! Ich muß!"

Aber Hermann hielt ihn fest, indem er sich zu seinen Freunden wandte: „Tragt sie dort hinter. Wartet nicht auf mich. Ich bin hier nötig."

Hensel ließ sich ins Speisezimmer führen, wo noch der unabgedeckte Tisch stand und eine unreine Luft voller Speise- und Weingerüche war. Es wandelte ihn Übelkeit an. Er fiel in einen Stuhl und heulte laut auf.

Plötzlich sprang er in die Höhe und schrie: „Was soll aus mir werden?! Was soll ich jetzt tun? Ich weiß ja gar nicht . . . Ich habe ja niemand . . . O Gott! O Gott!"

Er lief jammernd im Zimmer herum.

Hermann fand keine Möglichkeit, ihm vernünftig zuzureden, und mußte es einstweilen für das Beste halten, ihn sich austoben, sich abmüden zu lassen.

So leid ihm der Bursche tat, im Grunde widerte ihn sein Gebahren an. Denn was er

hier vor sich sah, war nicht die wilde Pein eines tiefen Gefühles, nicht die qualvolle Erschütterung eines liebevollen Herzens, nicht das gewaltige Leiden eines Menschen, der angesichts des Todes zweier geliebter Menschen im intensivsten Schmerze nochmals aufs innigste durchempfand, was er je für die Verlorenen gefühlt hatte, — es war keine letzte und darum tiefste Hinwendung zu den Toten, sondern lediglich ein wüstes, haltloses, schmähliches Bejammern seiner selbst.

Erst, wie sich das ausgetobt hatte, begann er, halb larmoyant, halb pathetisch, aufzuzählen, was alles er mit diesen Eltern verloren habe, und wie unwürdig er alles dessen gewesen sei.

Plötzlich: „Laß mich zu ihnen! Ich muß mich vor ihren Leichen hinwerfen. Abbitte leisten muß ich ihnen, daß ich sie von fremden Händen habe holen lassen. Ich muß ihr Antlitz sehen, ihnen die Augen schließen muß ich! Nur von mir darf ihnen das geschehen!"

Hermann, überanstrengt von den ungewohnten, alle seine körperlichen und seelischen Kräfte angreifenden Mühen und Eindrücken dieser Nacht, war nicht imstande, den Gefühlsuntergrund aus diesen Worten herauszuhören. Er vernahm nur leere, hallende Worte und die Absicht, noch ein letztes Mal zu posieren. Daher antwortete er hart und verächtlich: „Erspar dir den Anblick! Was du jetzt tun willst, ist bereits geschehen. Von fremden Händen, die es wohl

tun durften, weil sie mehr getan haben. Ich habe Frau Klara die Augen zugedrückt. Ich! Auch deinem Vater habe ich diesen letzten Dienst erwiesen. Beklage dich nicht deshalb! Du hättest es sicherlich nicht getan, denn deine Augen sind schreckliche Anblicke nicht gewöhnt, wie die meinen, die sie vom Leben her kennen. Aber ich kann dich nicht hindern, hinzugehen und zu sehen. Vielleicht ist es auch gut für dich. Geh, wenn du dich stark fühlst!"

Er wies auf die Tür zu dem Zimmer, in dem die Bahren standen.

Hensel tat ein paar Schritte dorthin, dann blieb er stehen: „Ist es – furchtbar?"

– „Das kommt auf dich an!"

– „Sind sie sehr – entstellt?"

Hermann zuckte mit den Achseln.

Hensel ging zur Türe und drückte auf die Klinke, ließ sie aber sogleich los. Die Türe öffnete sich weit und schlug dumpf gegen die vorstehende Ecke eines Schrankes. Man sah mitten im Zimmer die zwei Bahren nebeneinander stehen, an jedem Kopf- und Fußende eine Laterne. Unter dem groben dunkelblauen Kotzen hoben sich deutlich die Köpfe und Füße ab.

Hensel taumelte zurück.

„Nein! nein!" schrie er auf. „Mach die Türe zu! Die Türe zu! Ich kann nicht, kann nicht!" Er wandte sich um und fiel in einen Stuhl, die Hände weit von sich auf den Speise-

tisch streckend, daß das Geschirr aufklirrte, und das Gesicht platt auf die Tischdecke legend.

Hermann schloß die Türe.

„Du mußt mich verachten," stöhnte Henfel.

„Laß das!" antwortete kurz Hermann. „Ich bin bereit, dir jetzt zu helfen, wenn du mich nötig hast. Irgend jemand muß dir jetzt zur Seite stehen, denn es ist allerhand zu tun. Hast du jemand, den ich herbeiholen kann, aus München vielleicht, oder Verwandte deiner Eltern, an die zu telegraphieren ist, so will ich es besorgen."

Henfel sprang auf: „Um Gotteswillen, Hermann, geh nicht fort! Bleib bei mir! Ich habe niemand! niemand! Nur dich, nur dich!"

Plötzlich kam es wie eine Erleuchtung über ihn. Er öffnete die Augen weit und ergriff Hermanns Hand: „Du bist ja mein Bruder!"

Hermann trat einen Schritt zurück: „Was soll das heißen?"

Aber Henfel fiel ihm um den Hals und schluchzte. „Stoß mich nicht von dir! Du weißt es so gut wie ich, daß wir Brüder sind. Und wir wollen von jetzt ab als Brüder zusammen leben. Was sollte ich ohne dich auch tun? Niemand gehört zu mir, nur du!"

Hermann nahm Henfels Arme leise von seinen Schultern, ergriff aber seine rechte Hand und drückte sie, indem er sprach: „Nein, Henfel, wir gehören nicht zusammen, obgleich wir Brüder sind. Ich kann darüber jetzt nicht alles

sagen. Nur dies: es wäre gegen den Willen unseres Vaters, wollten wir unseren Weg zusammen gehen. Du trägst seinen Namen, ich nicht. Du gehörst zu den Reichen, ich zu den Armen. Dein Weg wendet sich nach oben, der meine nach unten. Wir müssen uns also notwendig trennen."

„Nein! nein!" rief Hensel aus und hielt Hermanns Hand umklammert fest: „Wüßte Papa, was du jetzt an mir getan hast, er würde es selbst wünschen, daß du bei mir bleibst und mich führst. Ich kann ja noch nicht allein gehen, ich fühl's. Ich bin ja verloren ohne Führung!"

— „Dafür wird gesorgt werden. Du hast in Hamburg ‚richtige' Verwandte, die auch staatlich dafür gelten; die werden dich schon behüten."

— „Aber ich will nicht! Ich will dich! Was gehen mich die Verwandten an, von denen Papa nie ein Wort zu mir gesprochen hat? Sie sollen nur kommen! Ich brauche sie nicht. Ich habe dich!"

Das war schon wieder der trotzige junge Herr.

Hermann schüttelte den Kopf: „Darüber werde ich dich aufklären, wenn du ruhiger bist und wir alles nötige besorgt haben, was jetzt geschehen muß. Bis dahin lasse ich dich nicht im Stich. Aber ich bitte dich: komme nie wieder auf solche Gedanken zurück, wie vorhin. Du wirst sie ohnehin bald vergessen haben."

Henfel schwur, daß dies nie der Fall sein werde, aber Hermann machte seinen Beteuerungen schnell ein Ende, indem er ihm entwickelte, was jetzt zu geschehen habe.

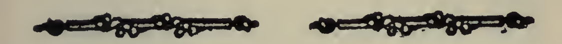
Aufstöhnend bat ihn Henfel, ihm alles dies nach Möglichkeit abzunehmen und jede notwendige Verfügung selbständig zu treffen. Er selbst sei ganz und gar unfähig, irgend etwas zu tun, und möchte am liebsten keinen Menschen außer Hermann hören und sehen.

Es kam in der Tat eine dumpfe Willenlosigkeit über ihn, und er gelangte in den nächsten Tagen über ein dumpfes Hinbrüten nicht hinaus, während Hermann, sicher und richtig disponierend, erst in Mittenwald, wo auch die Beerdigung stattfinden mußte, und dann in München alles nötige anordnete und in die Wege leitete. Seine letzte Handlung für Henfel war, nachdem das Vormundschaftsgericht als einzigen Verwandten des jungen Erben Herrn Jeremias Kraker in Hamburg aus den Papieren des Verstorbenen eruiert hatte, ein an diesen Herrn mit Henfels Unterschrift abgesandtes Telegramm, das ihm den Tod des Ehepaares durch Absturz in den Alpen meldete und ihn bat, sich in München zur Verfügung des Vormundschaftsgerichtes zu stellen.





Drittes Kapitel
Der gefrorene Christ



Erstes Stück: Herr und Frau Kraker

Herr Jeremias Kraker war ein strenger Lutheraner. Selbst auf seinem Kontorschreibtische stand ein gipserner protestantischer Christus mit ausgebreiteten Armen, und er unterließ es nie, auf die erste Seite eines Geschäftsbuches mit seinen klaren Kaufmannszügen zu schreiben: Mit Gott (rot unterstrichen).

Trotzdem war sein erster Gedanke, als er das Telegramm gelesen hatte: Das schöne Geld! Der nächste Gedanke aber schwenkte bereits ins religiös-moralische ab: In den Alpen! Natürlich! Der gottlose Übermut! Immer hinauf! Immer hinaus aus den Schranken der Demut! So führte Satanas selbst Christum auf den Gipfel eines Berges.

Dann ein kurzer Schreck: War es nicht am Ende gar Selbstmord? Beide! Endigen Weltkinder nicht oft ein Leben des Frevels mit einem Frevel, der der Frevel aller Frevel ist?

Müssen solche Menschen nicht in Verzweiflung untergehen?

Jetzt meldete sich nun aber doch Christus zum Worte: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!

Herr Jeremias neigte demütig sein Haupt: Friede ihrer Asche! Mein ist die Strafe, spricht der Herr.

Und nun wieder der Geschäftsmann: „Henry Felix Hauart", das heißt: der Erbe. Wäre der nicht da, so fielen die zehn Millionen an uns . . .

Pfui! warf der Christ prompt ein, denk an das Wort von den Motten und dem Rost!

Ja doch, ja, meinte der Kaufmann, aber — zehn Millionen! Und ich habe zwei Kinder. Nicht an mich denk ich ja (hier soufflierte schon wieder der Christ) sondern an sie, denen das Geld von Gottes und Rechts wegen gehört, da sie wirklich Blutsverwandte des Verstorbenen sind, während dieser hineingeschneite Irgendwer . . . Oh, ich weiß wohl, warum er ihn adoptiert hat! Aus Bosheit gegen uns, weil wir ihm seine unanständige Ehe verdacht haben! . . . Es war am Ende doch wohl unklug. Wer weiß, ob er nicht, wenn wir uns zu ihm gehalten hätten, schließlich doch . . . oder auch die Frau selbst . . . aus Dankbarkeit gewissermaßen . . .?

Nein! erhob sich gestrenge der Christ. Es war moralische Pflicht! Schäme dich, Jeremias!

Wenn du jetzt Einbuße erleidest an irdischen Gütern, — es wird dir gutgeschrieben im großen Grundbuche der ewigen Gerechtigkeit, für die du diese Prüfung auf dich genommen hast.

Prüfung! Ja, das war's. Eine Prüfung des Rechtschaffenen nach dem Sinne des Wortes: Die Gott liebet, züchtiget er.

Der Christ war guter Dinge, aber auch der Kaufmann partizipierte daran. Denn, so dachten Christ und Kaufmann zugleich: Die Gerechtigkeit gewinnt die Krone, — und manchmal schon hienieden.

Herr Jeremias Kraker, froh, wieder einmal den guten Kampf siegreich bestanden zu haben, verließ das Kontor, obwohl die Geschäftszeit noch nicht aus war, und ging nach Hause zu seiner Frau, die nicht weniger fromm war, als er. Sie hatte sich ihm in ihrer langen Ehe, wie innerlich, so auch äußerlich angeähnelt. Man hätte sie für Geschwister halten können, diese beiden langen dürren Menschen mit scheinbar geschlechtslosen Zügen, die ebensogut beide in Männerkleidern oder beide in Frauenröcken hätten gehen können, so neutral sahen sie aus. Beide waren schmallippig, scharfnasig und auch im Gesichte von sparsamer Fleischentfaltung. Verschieden waren nur die Augen, aber auch nur in der Farbe (braun bei ihm, blau bei ihr), nicht im Ausdrucke. Denn der Ausdruck war bei beiden streng, kalt und dennoch von

einer gewissen Demütigkeit. Man kann das Phänomen bei Pietisten der mehr verstandesmäßigen Richtung, wo der mystische Einschlag nur schwach oder gar nicht entwickelt ist, häufiger beobachten. Das Demütige liegt vielleicht mehr in einer gewissen Art der Ausnutzung der Augendeckel, die sich gerne senken, und in einem besonderen, damit einhergehenden Spiele der Fältchen um die Augenwinkel. Wie denn überhaupt bei derartigen Gesichtern die Faltenliniierung von augenscheinlich charakteristischer Bedeutung ist. Man kann sagen, es besteht in ihr eine fast ausschließliche Tendenz zur Vertikale. Der Sinn dieser Tendenz mag Demut sein, im Effekt macht sich die Sache nicht selten hochmütig.

Frau Kraker war zu ihrem Leidwesen in der Taufe mit dem Vornamen Susanna behaftet worden, den sie im Grunde ihres Herzens beinahe für unanständig hielt, ja für eine Art Ärgernis, weil man bei ihm leicht an eine unbekleidete üppige Frauensperson denkt. Sie bestand deshalb darauf, daß ihr Mann sie Sanna nannte. Diese Abkürzung, meinte sie, nahm dem Namen seine Indezenz, ja gab ihm sogar etwas Strenges. Systematische Frömmigkeit, als welche nicht mit dem gemeinen gefühlmäßigen Frommsein zu verwechseln ist, macht in allen Dingen, die irgendwie mit der Erbsünde zusammenhängen (und, ach, wie schrecklich viele solcher Dinge gibt es!) schmerzhaft empfindlich.

„Sanna,“ sprach Jeremias, „was sagst du dazu!“ Und er reichte ihr das Telegramm.

Sanna, die sich zum Lesen eines in Stahl gefaßten Zwickers bediente, dessen dünne schwarze Schnur sie über das linke Ohr zu legen liebte, wenn sie ihn auf ihrem schmalen Nasenrücken befestigte, bewehrte ihr Auge und las.

„Tja,“ sagte sie, indem sie den Zwicker wieder abnahm und ihren Mann forschend ansah: „Schrecklich.“

„Wohl schrecklich!“ meinte Jeremias.

„Tja,“ sagte Sanna und starrte vor sich hin, „und all das schöne Geld!“

„Man darf nicht daran denken!“ sagte ganz leise Jeremias.

„Tja,“ sagte Sanna und las die Botschaft aufs neue.

„Eine Prüfung!“ bemerkte Jeremias.

„Wohl eine Prüfung!“ sagte Sanna. „Das wäre nun alles an uns gefallen . . .“

„Sanna,“ vermahnte der Mann, der den Kampf bereits siegreich bestanden hatte, „wir Christen besitzen, gottlob, die Richtschnur durch das Gewirre der Versuchungen. Auch in Gedanken sündigen ist Sünde. Wir müssen durchhalten! Für uns gibt es nur ein Wort jetzt . . .“

Herr Jeremias fand es nicht.

„Gottes Wille!“ meinte Sanna.

„Sicherlich!“ bestätigte Jeremias, „denn sein Wille ist geheiliget für und für. Aber ich meine ein anderes.“

„Welches, Jeremias?" fragte fast ängstlich die Gattin.

„Abwarten!" antwortete der Gatte.

— „Wie meinst du das?"

— „Nun ja, der Junge wird zweifellos in meine Vormundschaft gegeben."

— „Um Gotteswillen, Jeremias."

— „Ich kann aus Gründen des Gesetzes nicht ablehnen, soviel ich weiß, weder wenn der Verstorbene mich selbst zum Vormund bestimmt hat, was ich aber nicht glaube, noch, wenn mich das Vormundschaftsgericht dazu ernennt, falls kein Vormund von ihm bestimmt worden ist. Aber ich will es auch nicht ablehnen. Denn, Sanna, dies ist die höchste Prüfung! — Du verstehst mich?"

— „Es ist gräßlich!"

— „Nicht so, Sanna! Eine Prüfung Gottes ist nie gräßlich. Aber schwer, ja, und diese hier ist voller Versuchungen."

— „Tja!"

— „Denn des Menschen Herz ist böse von Grund aus. — Es wird mir schwer fallen, diesen Jungen zu lieben, Sanna, — ich fühle es. Ich werde mich manchmal über dem sündhaften Gedanken ertappen: Dieser da hat geraubt, das den meinigen gehört von Gottes und Rechts wegen!

— „Tja!"

— „Aber ich werde diesen Gedanken weit von mir weisen, und des Wortes Christi gedenken: ..."

Es fiel ihm nicht gleich ein, und er fuhr fort: „Pflicht! Sanna, Pflicht und Demut! Und ich werde die Liebe aus mir empor zwingen, denn sie ist das Köstlichste von allem, und ich werde ihn zu einem rechten Christen erziehen und die Furcht Gottes in seine Seele senken, und so wird er vielleicht selbst eines Tages das Unrecht gut machen, daß sein Vater an uns begangen hat."

— „Gott gebe es, Jeremias!"

— „Er wird, Sanna, er wird! Tue nur auch du deine Pflicht als Christin, überwinde das Böse, Sanna, und zwinge die Liebe in dir empor, sie, die das Köstlichste ist auf Erden und Früchte bringt hundertfältig, wenn nicht hier, so dort!"

— „Ich will es, Jeremias! Der Knabe soll eine christliche Mutter an mir haben. Ja! Ich fürchte sehr, daß er bis jetzt . . ."

— „Lassen wir das, Sanna! Werfen wir unsere Zuversicht auf Gott! Bereite unsere Trauerkleider und packe den Koffer. Der Nachtschnellzug geht 10 Uhr 25 Minuten."

Frau Sanna klingelte das Dienstmädchen herbei und disponierte mit der ganzen Sicherheit einer deutschen Hausfrau strenger Observanz über alle die Gegenstände, die ihr für die Reise nach München nötig erschienen.

Plötzlich unterbrach sie sich: „Jeremias! Wenn er gar nicht getauft wäre!"

Jeremias ſtarrte ſie an, als hätte ſie ihm etwas Schweres ins Geſicht geworfen.

– „Was redeſt du da! Gar nicht getauft?"

– „Oder am Ende – katholiſch!

– „Das . . . das wäre ja furchtbar!"

In ſeinem Entſetzen höhlte Jeremias das u zu einem o aus und ſagte: forchtbar.

– „Aber wie kommſt du nur auf ſo entſetzliche Gedanken, Sanna?"

– „Dem Verſtorbenen iſt alles zuzutrauen, Jeremias! Ich dächte, wir hätten ſchon Schändliches genug mit ihm erlebt. Dieſe ganze Adoption . . ."

– „Bosheit, Sanna, Bosheit!"

– „Vielleicht auch doch noch anderes! Vielleicht iſt dieſer Junge eine Frucht früherer Ausſchweifungen Henrys oder gar" (Frau Sanna wurde zur Meduſe) „dieſer Komödiantin!"

– „Dann iſt er wenigſtens zuverläſſig proteſtantiſch getauft. – Nun, wir werden ja ſehen! Eins iſt gewiß: und wenn er in allen Irrtümern der Welt aufgewachſen wäre: ich will einen rechtſchaffenen lutheriſchen Chriſten aus ihm machen, mit Gottes und deiner Hilfe, Sanna! Das ſind wir ihm, den die Vorſehung nun an unſere Bruſt gelegt hat, ſchuldig, aber auch den Unſeren, denen er kein Ärgernis werden darf. Sie ſind ohnehin nicht ſo ſtark im Glauben, wie ich wohl wünſchen möchte."

– „Sie ringen, Jeremias, aber ich ſtehe ihnen bei, und ſo werden ſie unverwundet aus dem

Kampfe hervorgehen. Ich habe dich schon öfters gebeten, in diesem Punkte mehr christliche Zuversicht zu bewähren."

— „Schon gut, Sanna; wir wollen uns am allerwenigsten jetzt nochmals darüber auseinandersetzen, wo uns eine neue Arbeit an einer jungen Seele auferlegt worden ist. Aber auch in diesem Augenblicke rufe ich dir zu: Sei wach! Deine mütterliche Liebe macht dich für manches blind, was mein Vaterauge mit Sorge wahrnimmt."

Frau Sanna nahm diese Vermahnung nicht mit vollkommener Christendemut auf, zuckte vielmehr nicht ohne Hochmut die Achseln, als wollte sie sagen: überlasse das gefälligst mir; ich dürfte wohl in den Seelen unserer Kinder besser Bescheid wissen als du, und überdies ist das mein Ressort.

Zweites Stück: Karl und Berta

Frau Kraker war nämlich reichlich stolz auf ihre Kinder, den sechzehnjährigen Karl und die dreizehnjährige Berta, welche beide, zumal Karl, in der Tat sehr begabt und klug waren. Sie wußte genauer als ihr Mann, daß es um die Frömmigkeit des geistig sehr frühreifen Geschwisterpaares, das in engster gegenseitiger Sympathie verbunden war, nicht sehr üppig stand, aber, sonder-

bar genug, sie, die Intolerante gegen jedermann, hatte dafür hundert Entschuldigungen bereit, ja es schmeichelte ihrer mütterlichen Eitelkeit fast, zu sehen, wie scharf der Verstand ihrer jüngsten Sprößlinge sich auch in religiösen Fragen bewährte. Nicht, als ob ihr die Kritik der beiden gerade auf diesem Gebiete angenehm gewesen wäre; sie erschrak sogar recht häufig bei deren Äußerungen. Aber dennoch: im Grunde fühlte sie eine gewisse Genugtuung über den Umstand, so ausdermaßen gescheite Kinder zu haben; und dann: die christliche Zuversicht! So auserwählte Geschöpfe ließ Gott ganz gewiß nicht völlig aus seiner Gnade fallen! Er gab ihnen nur weiteren Spielraum zur Entfaltung ihrer Geisteskräfte, als gewöhnlichen Sterblichen, würde sie aber sicherlich als der gute Vater und Führer, der er ist, zur rechten Zeit in seine Wahrheit zurückrufen, die ihnen dann erst recht in aller Helle und Klarheit einleuchten werde. Hatte er sie doch jetzt schon durch Eines deutlich ausgezeichnet: durch eine offenbare Anlage zum Moralischen. Denn weder am Knaben noch am Mädchen hatte der im Umkreise alles Erbsündlichen mit ausgezeichneter Schärfe (auch ohne Zwicker) begabte Blick Sannas bisher die geringste Entfaltung sündhafter Triebe wahrgenommen. Die Versuchungen, deren die kleine Susanna, wie sich Frau Sanna noch recht wohl und mit Abscheu erinnerte, im entsprechenden Alter ausgesetzt ge-

wesen war, schienen jenen, Gott Lob und Dank, durchaus erspart zu sein.

Da der pflichteifrige Herr Jeremias, der mit einer eingeborenen Uhr auf die Welt gekommen zu sein schien und unglücklich gewesen wäre, wenn er jemals zur Kontorzeit auf seinem Drehsessel gefehlt hätte, unbedingt wieder diesen seinen Beobachtungsposten beziehen mußte, von wo aus er durch eine Glastür genau verfolgen konnte, ob die Schar seiner jungen Leute auch rechtschaffen für die Firma Jeremias Kraker, Export und Import, am Werke war, blieb es Frau Sanna überlassen, Karl und Berta von dem Geschehenen und zu Erwartenden in Kenntnis zu setzen.

Sie begab sich zu diesem Zwecke zum Studierzimmer der Kinder. Die Tür war nur angelehnt, und sie konnte ihr mütterliches Ohr daran weiden, zu hören, wie Karl seine Schwester an der Weisheit der Untersekunda teilnehmen ließ. Sie hörte erst Griechisches, pathetisch skandiert, dann sagte Karl: „Was? das klingt wundervoll! Dagegen ist das Deutsche eine Schweinesprache. Höre nur mal zu, wie der Gymnasiallehrer Voß das übersetzt hat! Hab' keine Angst, ich lese nur ein paar Verse:

Aber ihn führeten bald des Todes Schrecken in Ais
Schattenbehausung hinab; die übermütigen Söhne
Warfen darauf das Los und teilten das Erbe des
Vaters.
Mir beschieden sie nur ein Haus und wenige Güter.

Aber ich nahm mir ein Weib aus einem der reichsten Geschlechter,
Das ich durch Tugend gewann, denn ich war kein entarteter Jüngling.

Und so weiter. Es ist elend."

Darauf Berta, mit einer schönen, vollen Stimme, nach der man ihr eher sechzehn als dreizehn Jahre gegeben hätte. „Das Griechisch klingt viel schöner, aber du mußt mir alles übersetzen. Das ist wie ein Roman."

Karl: „Es ist eine der vielen Schwindelgeschichten des erfindungsreichen Odysseus, die wir offenbar übersetzen müssen, um uns im Lügen zu vervollkommnen. Das Gelungene ist nämlich, daß jede Stunde eine andere Moral hat. In der Religionsstunde, na, das kennst du ja, so; im Lateinischen anders, im Griechischen noch anderser, und in der Physik am andersten. – Ich glaube, die werten Herren Lehrer halten uns für Idioten. Denn daß sie den Widerspruch selbst nicht merken sollten, will ich aus gebotenem Respekt für ihren staatlich geprüften Verstand nicht annehmen."

Berta: „Weißt du, Karl, so gescheit, wie du, sind die andern auch nicht. Ich bin nur froh, daß du mein Lehrer bist. Eigentlich brauchte ich gar nicht in die langweilige Töchterschule zu gehen."

Karl: „Du bist auch wirklich zu gut für den Quark, den sie euch dort vorsetzen. Wenn ich daran denke, daß im Herbst deine

Konfirmandenstunden angehen, tust du mir herzlich leid."

Jetzt hielt es Frau Sanna doch für geraten, einzutreten, denn sie ahnte, daß Dinge kommen könnten, die ihr heftig mißfallen möchten. Sie gab sich den Anschein, nichts gehört zu haben, und sagte: „Seid ihr fleißig? – Na, – ich seh's ja. Bleibt nur sitzen."

Die Geschwister hatten sich artig erhoben. Sie waren beide den Eltern sehr unähnlich. Wer weiß, welche Vorfahren in ihnen wieder auf die Welt gekommen waren. Von der Mutter mochten sie nur die blaue Farbe der Augen haben, aber nur der Farbe, nicht dem Ausdrucke nach. Die des Mädchens waren überdies um einen Schein dunkler. Bei beiden aber fiel sofort ein Ausdruck durchdringender Klugheit und höchster Lebendigkeit auf. Da war nichts Kaltes und Strenges, geschweige denn Demütiges. Beide hatten im Gegensatz zu den flachsblonden Eltern rötliche Haare. Entsprechend den Augen waren auch diese bei Berta dunkler, als bei Karl. Sie waren das an ihr, was zuerst wirkte: eine wahre Goldmähne, prächtig zu der schlechthin idealen rosigen Hautfarbe passend. Der Teint des Jungen war dagegen käsig weiß und fatal porös. Karl war überhaupt im Gegensatze zu seiner ebenmäßig schönen Schwester alles andre eher als hübsch. Dazu war die Stirne zu unkindlich hoch, die Nase zu stumpf, und das Kinn, selbst für einen so jugendlichen

Menschen, zu weichlich. Auch sein Mund hatte einen nicht gerade angenehmen Zug. Schwer zu sagen, was das Unangenehme an ihm war. Er hatte etwas Verlebtes, Altes und war doch entschieden geistreich, ohne daß Karl ihn etwa, nach Art von Jungen, die sich auf ihren besonderen Verstand was einbilden, geflissentlich verkniff oder verzog. Er war überhaupt ganz und gar nicht Poseur, es sei denn, daß man sein Bestreben, unbedeutender, als er war, auszusehen, als Pose bezeichnen wollte. Alles in allem: für einen jungen Menschen von sechzehn Jahren ein höchst merkwürdiger Kopf. Berta hatte nicht unrecht gehabt, als sie einmal beim Durchblättern einer illustrierten Literaturgeschichte angesichts des wüsten Grabbeschen Genieschädels ausgerufen hatte: „Sieh mal, Karl, das ist dein Gespenst!“ Sie meinte Karrikatur. Karl war darüber sehr böse geworden, denn Wesen wie Grabbe waren ihm von früh auf zuwider. — Seltsam war es, daß die beiden einander offenbar ähnlich waren, obwohl das Mädchen schön und der Junge häßlich war. Um so seltsamer, als die Züge Karls nicht etwa als Übersetzung der Züge Bertas ins Männliche häßlich wirkten. Denn Karl hatte nichts eigentlich Männliches oder Jungenhaftes an sich. Sein Kopf war in den Fleischpartien viel weichlicher, als der Bertas. Übrigens waren beide im Gegensatz zu ihren Eltern eher rundlich, als mager. Besonders Karl, an dem eine fast

weibliche Hüftbildung auffiel. Tadellos schön, schöner, als bei der Schwester, waren bei ihm die Hände, die er darum auch mit großer Sorgfalt pflegte, wie er denn überhaupt auf die Pflege seines Äußeren, besonders der Haut, deren ästhetische Mängel ihm direkt Kummer bereiteten, höchlich bedacht war. Das ging so weit, daß er die der Schwester überlassenen Toilettemittel fast gänzlich für sich aufbrauchte. Die Eltern, denen das sehr anstößig erschienen wäre, als Rüstzeug der Eitelkeit, durften das nicht erfahren. Berta, dem Bruder in bewundernder Verehrung untertan, nahm jeden Tadel, der immer erfolgte, wenn sie etwas für ihren, das heißt Karls, Toilettentisch erbat, gerne auf sich und opferte auch noch einen guten Teil ihres Taschengeldes für Karls kosmetische Bedürfnisse. Dieser seinerseits nahm das Opfer aber nur deshalb an, weil der Augenschein offenbar lehrte, daß Bertas Schönheit der Nachhilfe nicht bedurfte. Denn wie Berta seinen Geist bewunderte und liebte, so Karl ihre Schönheit. Mehr noch als die Mangelhaftigkeit seines Teints bekümmerte es ihn, daß die allem Äußerlichen abholden Eltern für Bertas Kleidung nur sehr geringe Aufwendungen machten. „Diese Schundigkeit ist direkt kulturlos“ erklärte er. „Du müßtest durchbrochene seidene Strümpfe tragen und überhaupt nichts anderes an dir haben, als Seide und im Winter kostbares Pelzwerk.

Andere als Lackschuhe für dich sind überhaupt Roheit."

Es war sehr gütig von der Vorsehung, daß sie den immer etwas schäbig erscheinenden Jeremias und die stets in Wolle gekleidete Sanna davor bewahrten, von derartig sündhaften Phantasien Kunde zu erhalten. Sannas Toleranz in geistigen Dingen hätte sich bestimmt nicht auf solche der Weltlust übertragen, und Jeremias, der selbst das häufige Wechseln der Wäsche für ein Zeichen von Hoffart hielt, wäre trübsinnig darüber geworden.

„Ihr werdet einen Pflegebruder erhalten," sagte Frau Sanna.

Berta sah Karl mit vor Staunen geweiteten Augen groß an und ließ die Hände an den Seiten herabsinken. Karl aber bekam, was nur selten und immer nur im Zorn geschah, einen roten Kopf und rief heftig, fast zischend, aus: „Was?!" Im Innern aber dachte er sich: Was ist denn da dem Alten wieder ins christliche Gemüt gefahren? Gewiß hat er in irgendeiner Wohltätigkeitsverlosung der Inneren Mission einen Waisenknaben gewonnen.

„Tja," fuhr Frau Sanna fort, „Onkel Henry ist mit seiner Frau in den Alpen verunglückt, und nun müssen wir seinen Adoptivsohn zu uns nehmen."

Die Geschwister sahen sich, einander sofort verstehend, als hätten sie Freimaurerzeichen ausgetauscht, an, und Karl sagte: „Sehr gut!

So werden wir also das Vergnügen haben, zwar nicht die Millionen, aber doch den Millionär zu den Unsrigen zählen zu dürfen. Es ist doch wenigstens was!"

Frau Sanna hielt es für nötig, ihm den sarkastischen Ton zu verweisen, indem sie sprach: „Es ist gut, daß der Vater dich nicht hört, Karl. Aber auch ich hörte dich lieber anders reden. Reichtum ist nicht immer ein Segen, und ihr werdet vielleicht einmal Gott danken, daß er diese Bürde von euren Schultern genommen hat."

Karl kräuselte nur eben die Lippen, aber in dieser kaum merklichen Bewegung lag konzentrierter Hohn. Er erinnerte sich sehr gut daran, die Eltern von Onkel Henrys Reichtum reichliche Male anders reden gehört zu haben, und er selbst hatte einige Male ingrimmig daran gedacht, wieviel angenehmer es doch wäre, wenn zwischen ihnen und dem Erbonkel kein improvisierter Universalerbe stünde. Dann wären auf ihn und Berta einmal je fünf Millionen gefallen, und sie hätten es wahrhaftig verstanden, diese Bürde mit Anstand zu tragen. Wie oft hatten Berta und er sich vorgestellt, was für ein Leben sie dann zusammen führen wollten. In diesen Phantasien gab es noch sehr viel unerhörtere Dinge, als durchbrochene seidene Strümpfe. Karl hatte den sittlich empörten Mitteilungen seines Geschichtslehrers über den Luxus der Spätrömer nicht ohne Frucht

und mit höchstem Respekte gelauscht. — In diesem Moment fühlten beide mit einem Schlage nochmal das alles durch, was sie hinter den verschwundenen Millionen des boshaften Onkels schon oftmals hergefühlt hatten.

Es trat eine Pause ein.

Dann fragte Berta: „Wie alt ist denn der Adoptivsohn?"

„Sechzehn Jahre, soviel ich weiß," antwortete Frau Sanna, „er paßt also sehr gut zu euch."

„Das wollen wir doch erst mal sehen," meinte Karl, „ich denke mir, daß der Nabob zu uns armen Leuten recht wenig passen wird."

„Arme Leute?!" verwies ihn die Mutter, „ich dächte, ihr hättet noch keine Not zu leiden gehabt. Und darauf könnt ihr euch verlassen, den Prinzen wird er nicht spielen dürfen."

Karl kräuselte wieder die Lippen: „Wenn er auf unser Taschengeld gesetzt wird, dürfte ihm das allerdings schwer fallen, Mama. Aber der Prinz bleibt er doch. Mit zehn Millionen im Rücken ist jeder Hundejunge Prinz, und ich würde ihn verachten, wenn er das nicht fühlte. Ich werde ihn mit Hoheit anreden."

„Und ich gar nicht," rief mit funkelnden Augen Berta aus.

„Ihr werdet ihn mit brüderlicher und schwesterlicher Liebe behandeln!" entschied scharf Frau Sanna, „der Vater und ich hoffen von euch, daß ihr euch seine Liebe gewinnen werdet."

„Und wenn er ein trauriger Esel ist, Mama?" sagte mit gespieltem Ernste Karl.

„Oder ein furchtbares Scheusal?" fügte Berta hinzu.

„Er mag sein, was er will!" erklärte mit Bestimmtheit Frau Sanna: „Von dem Augenblicke an, wo er unser Haus betritt, ist er euer Bruder. Gott selbst hat es so gewollt, und Gottes Fügungen sind immer gut und weise. Wer weiß, was er mit uns vorhat, indem er uns diesen neuen Sohn, euch diesen neuen Bruder, schenkt."

„Wenn es statt des teuren Bruders die zehn Millionen wären, wüßten wir es sehr genau," konnte Karl sich nicht enthalten, sehr unfromm zu bemerken, denn alle diese im Krakerschen Hause sich täglich wiederholenden Hinweise auf den Vater im Himmel gingen ihm auf die Nerven, so daß er zuweilen es nicht über sich brachte, sie mit dem gebührenden Augenniederschlage schweigend hinzunehmen.

Frau Sanna aber wurde böse: „Noch eine so gottlose Bemerkung, Karl, und ich hinterbringe sie dem Vater. Und das sage ich dir und auch dir, Klara: wenn ihr dem Jungen gegenüber auch nur mit einer Silbe auf seine Erbschaft anspielt, geschieht etwas, das euch nicht erwünscht sein wird!"

Die beiden wußten, was gemeint war. Wie eine Wolke drohte über ihnen das Wort: „Christliche Erziehungsanstalt".

Karl fühlte, daß er unbesonnen geredet hatte und lenkte in die mütterlichen Bahnen ein: „Wie kannst du nur so was denken, Mama; dazu sind Berta und ich doch wohl zu stolz; — das heißt: du mußt das Wort nicht schlecht auffassen, nicht als hochmütig. Es gibt auch einen erlaubten Stolz, der Selbstachtung ist und sich mit den Pflichten eines Christen gar wohl verträgt."

Er sagte wirklich „gar wohl" und wußte auch, warum, denn es war eine Floskel aus dem Predigtstile, und mit solchen Floskeln überwand er das Herz der fleißigen Kirchgängerin aufs sicherste. In seiner „Salbenbüchse", wie er die zum gemeinsamen Vergnügen für sich und Berta angelegte Floskelsammlung nannte, hatte er noch eine ganze Reihe ähnlicher Wendungen. Zum Beispiel: „O wie so köstlich ist es doch, wenn" oder: „Tatsächlich dünket es mich" oder: „Hinwiederum aber ziemt es sich" oder: „Jedoch das Lieblichste (oder „Erquicklichste") von allem ist" oder: „Und so wollen wir denn zu jeder Stunde und immerdar".

Frau Sanna hatte an dem so ausgelegten Stolze nichts auszusetzen und verließ die Geschwister mit der innig froh aufgenommenen Botschaft, daß ihre und des Vaters Reise nach München sie vermutlich drei bis vier Tage dem Hause fernhalten werde.

Drittes Stück: Mit Gott nach München

Jeremias und Sanna Kraker, begleitet von dem kräftigen Dienstmädchen Minna, begaben sich rechtzeitig zum Bahnhofe, das heißt so, daß sie eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges dort anlangten. In einer geräumigen Blechbüchse, die mit der Aufschrift: „Unser tägliches Brot gib uns heute" geschmückt war, führten sie eine genügende Menge reichlich mit Rauchfleisch oder Käse belegten Swartbrotbotterbrots mit sich, so daß sie hoffen durften, während der Reise von betrügerischen Kellnern unabhängig bleiben zu können. Wollener Decken mit altertümlicher Musterung, scharf nach Kampfer und Naphta duftend, hatten sie vier bei sich, außerdem zwei Kopfkissen mit der Aufschrift „Gott ist die Ruhe" und zwei Fußsäcke aus Pudelfell. Hinzugerechnet zwei Mäntel, zwei Handkoffer, zwei Hutschachteln, ein Schirmfutteral und eine Aktenmappe durfte das zur Mitnahme im Coupé bestimmte Gepäck die Reisenden wohl mit einiger Sorge erfüllen, ob eine Unterbringung nicht auf den Widerstand des Bahnpersonales oder etwaiger Mitreisenden stoßen werde. Indessen war das Glück dem frommen Ehepaare hold. Der Zug war nur schwach besetzt, und der Schaffner, physiognomisch unerfahren und auf ein Trinkgeld rechnend, ließ es zu, daß sämtliche Gegenstände von Jeremias, Sanna und Minna mit vereinten Kräften in

das Coupé gestopft wurden. Dank ihrem nicht gerade einladenden Aussehen blieben die beiden mit Gott Reisenden auch die ganze Fahrt über allein.

Herr Jeremias sprach ein auf die besonderen Fährlichkeiten einer Nachtfahrt im Dampfwagen bezugnehmendes Abendgebet, und es dauerte nicht lange, so rasselte das Schnarchen des frommen und guten Gewissens um die Wette mit dem Eisenbahnzuge. Als das Ehepaar erwachte, befand man sich bereits, wie eine Feldkapelle zu schließen nötigte, auf „katholischem Boden". Daher das Morgengebet eine gewisse demonstrativ protestantische Färbung erhielt. Kaum, daß das Amen verklungen war, hub ein gegenseitiges Ausbürsten von großer Peinlichkeit mit Kleider-Pinseln und Bürsten verschiedenen Umfangs an. Auch dem Schuhzeuge wurde sorgsame Behandlung mit Bürsten, Lappen und Läppchen zuteil. Jeremiassens Zylinder, bisher durch eine Art Invalidenmütze mit großem Schirm vertreten, und, mit einem schwarzen Tuche sorglich umhüllt, in einer gewaltigen Lackleinwandschachtel verborgen, wurde gleichfalls systematisch bearbeitet, jedoch ohne die Erzielung des für Zylinderhüte obligaten Spiegelglanzes, da diese Kopfbedeckung schon seit einer Reihe von Jahren täglich das Haupt des Hamburger Kaufmannes zierte, der als solcher ohne Röhrenhut nicht zu denken gewesen wäre. Als er ihn nun auf dem Kopfe hatte

und steif in der Ecke des Coupés saß, ein Butterbrot nach dem anderen in langsamer, gründlicher, dabei aber fast feierlicher Kauarbeit dem Magen überantwortend, sah er in seinem Trauerbratenrocke nebst dito trauermäßiger Weste und Beinkleidern (die unten schnabelmäßig gebogen zugeschnitten waren) und großen schwarzen Hornknöpfen in Vorhemd und Manschetten, düster genug aus, es sei denn, man hätte ihn lieber komisch finden wollen, was auch „gar wohl" berechtigt gewesen wäre. Frau Sanna aber, ihm gegenüber ebenso steif dasitzend und ihre Butterbröte mit nicht geringerer Feierlichkeit verzehrend, konnte am treffendsten als ein Plättbrett in Trauer bezeichnet werden. Nachdem sie auch die schwarzen Trauerhandschuhe angezogen hatte, unterbrach nur das fahle Weiß ihres Gesichts nebst einigem spärlichen Rot ihrer schmalen Lippen die konventionelle Farbe der Trauer. Das Traurigste aber von allem an ihr war doch das raffiniert traurige Kapotthütchen mit den unter dem Kinn zu einer Schleife gebundenen breiten Bändern. Dieses wehmütige Erzeugnis der Putzmacherkunst einer vergangenen Epoche, ein armseliges Häuflein von Kreppschleier, auf Draht befestigt, der auch schon um alle Widerstandskraft gekommen war, predigte die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit alles Irdischen auf eine so eindringliche Manier, daß selbst einem kräftigen Manne in den

besten Jahren darüber das Weinen hätte ankommen können.

Trotz ihres traurigen Überzuges gaben sich die Leidtragenden aber keineswegs traurigen Gedankengängen hin. Ihr Gespräch bewies vielmehr, daß ihre Gedanken nicht bei den beiden Toten, sondern bei der lebendigen Hinterlassenschaft weilten, will sagen bei dem Gelde, das man ja wohl so lange als etwas Lebendiges ansehen darf, als es Zinsen kalbt.

Herr Jeremias sprach: „Henry ist bei allen seinen Phantastereien und trotz seiner gefährlichen Neigung für Kunstgegenstände immer ein guter Kaufmann gewesen. Ich darf also überzeugt sein, daß er sein großes Vermögen gut angelegt und niemals die Zinsen aufgebraucht hat, was ja auch geradezu frevelhaft zu nennen wäre bei einem solchen Kapital. Nun, wo niemand mehr da ist, der auch nur einen Pfennig der Zinsen für Allotria ausgeben möchte, werden bis zur Mündigkeit des Jungen die Zinsen zu einem neuen Kapital anwachsen. Dieser junge Mensch wird also durch den Tod seines Pflegevaters direkte Vermögensvorteile haben. Er wird, außer dem, was ihm sein Pflegevater jetzt hinterläßt, noch ein zweites Vermögen aus meiner Hand erhalten, dessen Zustandekommen er doch in einem gewissen Sinne mir, d. h. der Vermögensverwaltung durch mich, zu verdanken haben wird."

„Man muß ihm das von vornherein klar

machen," meinte Frau Sanna. „Er müßte ja ein Mensch ohne alle Moral sein, wenn er dann nicht einsähe, was er dir schuldig ist."

— „Gewiß ja. Und das moralische Gefühl dafür dürfen wir wohl, ohne uns irgendwelche Vorwürfe machen zu müssen, in ihm kräftigen."

— „Aber natürlich Jeremias! Es ist sogar unsere Christenpflicht, denn Geld ohne Moral ist Gift."

— „Fürwahr ein treffliches Wort, Sanna! Es trifft genau das, was ich in mir als Prinzip für seine Erziehung aufgerichtet habe. Ich werde ihn, das stand von vorneherein fest, in der Furcht Gottes erziehen, d. h. nicht als einen reichen Erben, der sich auch nur um einen Deut mehr herausnehmen kann, als irgendein Sohn mäßig begüteter Eltern — unser Karl etwa; — aber mehr noch: sein zukünftiger Reichtum legt mir die Pflicht auf, ihn besonders streng zu halten, auf daß er nicht einmal Schaden nehme an seiner Seele. Denn dieses viele Geld, das ihn erwartet, ist wie ein Rachen, aufgesperrt, ihn zu verschlingen, wenn wir ihn nicht rüsten und bewehren mit Standhaftigkeit gegen alle Versuchungen. Nicht bloß ein Kapital in äußeren Werten habe ich zu verwalten, nein auch das Kapital seiner Seele. Auch sie will ich, wenn ich so sagen darf, pupillarisch sicher anlegen auf der Bank des Glaubens und der Demut als ein rechter christlicher Vormund. Wahrlich, Sanna, dieser Gedanke hebt mich hinweg über

alle die Anwandlungen nicht rühmlicher Art, die mir nicht erspart geblieben sind, — wie ja auch du sie kennen gelernt hast."

— „Tja, Jeremias, wir sind eben allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms, den wir haben sollen."

— „Sicherlich Sanna. Der himmlische Vater wird uns unsere Schwäche verzeihen. Aber wir dürfen ihr nie mehr unterliegen. Ich hoffe zu seiner Güte, daß er uns helfen wird, stark zu bleiben. Ein Lohn ist uns dann gewiß: das Gefühl, nicht unwürdig aus einer Prüfung hervorgegangen zu sein, durch die uns der Herr hat auszeichnen wollen."

— „Tja, Jeremias. Aber ich glaube doch auch noch an eine andere Vergeltung — wenigstens an den Kindern."

— „Dies dünkt mich kein Unrecht, Sanna. Und ich bekenne dir, daß auch ich diese Hoffnung hege. Aber nicht sie darf unser Handeln bestimmen. Wie ich die göttliche Gerechtigkeit begreife, wird sie gerade dann und eben darum in Erfüllung gehen."

— „Amen, Jeremias!"

— „Amen, Sanna."

Der Zug ratterte über die schwäbisch-bayerische Hochebene dahin — an Dörfern mit zwiebelhäubigen Kirchtürmen vorüber, Wahrzeichen eines etwas bunter gesprenkelten Christentums, als es das des pietistischen Kaufmanns aus Hamburg war, der sich aber doch in seiner Be-

gabung, persönliche Interessen mit religiösen Überzeugungen in Einklang zu bringen, von irgendeinem gut katholischen, aber schlau auf „sei Sach“ bedachten bayerischen Bauern nur dadurch unterschied, daß er der religiösen Hemmungen verstandesmäßiger Herr wurde. Guten Glaubens handelte der Kaufmann dabei, wie der Bauer. Er heuchelte nicht, nein. Er empfand auch in diesen Berechnungen voller persönlicher Hintergründe aufrichtig religiös.

Wenn er trotzdem vor seinem Herrn und Heiland übel bestanden hätte, falls dieser von irgendeinem der Feldkreuze herabgestiegen wäre, deren „Anbetung“ dem katechismusfesten Protestanten so ärgerlich war, wem wäre die „Schuld“ daran zuzuschreiben?

Ein Zwischenstück als Kommentar

Im Coupé nebenan saßen zwei Maler von mittlerem Alter. Der eine von ihnen, jüdischer Herkunft, ein prachtvoller semitischer Rassekopf mit Augen voller Geist und Schärfe und einem Munde, der, auch wenn er schwieg, sarkastischen Witz verriet, hatte mit einem Bilde Aufsehen und Anstoß erregt, das den jungen Christus im Tempel zeigte, wie er die Schriftgelehrten durch Frage und Antwort in die Enge treibt. Dieser Christus war ein typischer Judenknabe. Nichts Göttliches im kirchlich hergebrachten Sinne an ihm, gar nichts Mystisches, aber in den dunklen

Augen das Feuer leidenschaftlichen Denkens und Fühlens ins Schrankenlose. Ein junger Messias des Herzens und Kopfes, aus der bildnerischen Vorstellung und dem Geiste eines modernen deutschen Juden hervorgegangen, der auf seine Rasse stolz und doch ganz — Berliner war. — Der andere war als Rassenerscheinung sein gerades Gegenteil: ganz blond und germanisch; in den hellblauen Augen zwar auch viel Schärfe und Geist, und der Mund nicht weniger sarkastisch, aber im Gesamtausdruck etwas versonnener. Wie jener mit deutlich berlinerischem, so sprach er mit deutlich sächsischem Akzente.

Er sagte im Verfolge eines Gespräches über das Bild des anderen und seine künstlerische Auffassung der Christusfigur: „Für uns ist Christus doch heute ebensowenig ein gescheiter Jude, wie er uns ein schöner Italiener ist. Wenn wir ihn malen wollen, so müssen wir's machen, wie die alten deutschen Meister; wir müssen ihn als einen Deutschen malen. Und da ich ein heutiger deutscher Protestant bin, so male ich ihn protestantisch und zwar zwischen heutigen Deutschen und nicht zwischen alten jüdischen Theologen. Für die jüdischen Theologen hat er zwanzig Jahre etwas bedeutet, und wahrscheinlich nicht so viel, wie wir heute glauben, bis sie sich seiner entledigt haben. Für das protestantische deutsche Volk bedeutet er heute noch etwas, und zwar sehr viel. Und das will ich malen."

Der Schwarze: „Det 's 'n Irrtum, jar nischt bedeutet er mehr: jetzt sind die Sozialdemokraten dran. Christus? Nee: Bebel. — Und überhaupt: warum denn immer wieder die alten Geschichten erzählen? Was? Christus? Nee: Da is 'n Punkt Sonne auf 'nem blankjescheuerten Stück Stuhllehne im Tempel bei mir. Det 's ne Sache! Det hab ick jesehn, und det hat mich mehr interessiert, als det janze Christentum. Der Punkt Sonne! Was? Alles andere is Nebensache!"

Der Blonde: „Ihr Christus is gar nich Nebensache; er is sogar Tendenz."

Der Schwarze: „Nee. Für mich jewiß nich! Höchstens Nuance. — Aber, sehen Sie mal: bei Ihnen da wird's brenzlich. Sie können noch so wat Scheenet malen ! kee Aas kuckt hin. Alle ärgern sich bloß, daß der Christus „jewehnlich" aussieht. — Ick will Ihnen wat sagen: Mein Christus is 'n Jude. Nischt dajejen einzuwenden, denn er war 'n Jude. Ihrer aber is 'n Protestant. Schon faul! Denn die Katholiken behaupten, er war katholisch. — Oder bloß „Mensch"? Wat' 's 'n det? Dann doch lieber wie die ollen Italiener gleich: Jott! — Nee, Sie kommen um die Tendenz nich 'rum, denn die paar gescheiten Leute, die Oogen im Koppe ha'm, zählen nich. Und mit der Tendenz, — wo komm' Se mit der hin? Zu Bebel'n, wenn Se konsequent sin. Und da komm' Se ooch schief an. Denn der

kümmert sich um Christusn schon lange nich mehr. — Wer kümmert sich denn überhaupt noch um ihn? Wat?"

— „Ich. Und jeder. Sie auch. Unsere Zeit mag immer unchristlicher werden, — um Christus kommt sie so bald nich 'rum. Er steckt uns allen im Blute. Unsere Handlungen sind nicht alle christlich, aber viele unserer Unterlassungen sin's. Heute noch wird an keinen Menschen, der je gelebt hat, so viel gedacht, wie an ihn. Ob die Welt seit seinem Tode am Kreuze besser oder glücklicher geworden ist, mag zweifelhaft sein. Ich habe mir im französchen Kriege manchmal Gedanken darüber gemacht, wenn ich die Ambulanzen mit dem roten Kreuze sah. Es gehört nicht viel Verstand dazu, zu finden, daß wir alle miteinander, die Juden eingerechnet, schlechte Christen sind. Aber verchristlicht sind wir alle — bis hinauf zu Baron Rothschild. Daß unsere Nachfolge Christi mangelhaft ist, nimmt der Person des Heilands nichts von ihrer einzigen Größe, und die Sache selber, die Christus-Idee, erscheint nur um so wunderbarer, wenn wir erkennen, daß Christus der einzige wirkliche Christ geblieben ist. Das Christentum ist entschieden die wunderbarste Erscheinung, die sich an einen einzelnen Menschen knüpft, und deshalb bin ich felsenfest überzeugt, daß Christus der wunderbarste Mensch gewesen ist, der jemals war. Alles, was er lehrte und tat, war unnatürlich, war gegen die

Natur des Menschen, und die ganze westliche Welt wandelte sich nach diesem Orientalen im Geiste um, machte das Unnatürliche zur Norm. Ist das nicht unglaublich wunderbar? Dagegen kommt kein Spott auf, und wenn auch alles, was daraus geworden ist, den Spott herausfordert. Ich kann es mir nicht anders erklären, als damit, daß in diesem Unnatürlichen doch das Urnatürliche liegt, das nur dieser eine, einzige wirklich und wahr empfunden hat. Indem er dafür starb, starb er wirklich für uns alle, und, wenn wir auch nichts von seiner Lehre annehmen wollten, seinen Tod für uns können wir nicht bestreiten. Getauft oder nicht getauft, wir sind alle im Schatten des Kreuzes geboren!"

— „Det 's mir zu hoch, — oder zu tief. Ick sehe bloß Eens: Schwärmerei; — aber aus 'm Vollen. Det wirkt an der Sache. Und dann: Das Dramatische mit 'nem Schuß Rührseligkeit und 'nem jroßen symbolischen Schluß. Schädelstätte. Drei Nagelgalgen. Die Schächer. Die Schildwache. Die Sonnenfinsternis. Die hinjerissenen Frauen. Der Essigschwamm. Eli Eli lama asabthani! Det 's mehr, als Shakespeare und Sophokles. Det 's kolossal! — Sie halten mich für keen' Schuster! Wat? Ick weeß doch ooch, wer Christus war. Nich? Darüber sind die Akten jeschlossen. So'n Dichter kommt nich wieder. Denn die andern, wie sie jerne erzählen, schreiben bloß mit Herzblut. Der

Dichter der Passion, die schon als Erfindung fabelhaft wäre, hat sie aber jleich selber jelebt. Det packt natürlich! Die Kanallje Publikum sagt sich: Sich an 't Kreuz nageln lassen —: 'ne Sache! Und noch dazu für uns! Aus Liebe! So wat war noch nich da und kommt ooch nich wieder! — Sehr richtig! Denn alle anderen, die's ihm nachjemacht haben, waren erstens bloß Kopisten, und det heßt nich die Hälfte, und dann war'n se dabei interessiert, wie alle Kopisten. Und, daß 'n richtiget Orijinal überhaupt nie wieder erreicht wird, wissen sogar Kunsthändler. — Und, sehn Se, det is et! Det is das Jroßartige: Zuerst so wat denken, erfinden, machen! Und wenn't hundertmal an der Natur vorbei jedacht is, — kolossal! So wat zieht die janze Hammelherde hinter sich her, — bis 'n anderer kommt, der eben so orijinell und jroßartig is. Vielleicht eener, der 't jerade umjedreht macht und alle für sich sterben läßt. Napoleon hat Chancen jehabt. Kennen Se die Lithographie „Napoleons Himmelfahrt?"

— „Sie machen sich's doch wohl e bißchen zu leichte. Sie vergessen ganz, daß sich das Publikum nun schon fast zwei Jahrtausende lang für das Drama der Passion interessiert, und daß der Dichter und Held dieses Dramas seinem Publikum alles andere eher hat bereiten wollen, als Vergnügen. Und dann: er hat nicht nur selbst dieses Drama gelebt bis zum bitteren Ende,

er hat unsere ganze Kultur zu einem Akt dieses Dramas gemacht. Uns Menschen, die wir doch das Vergnügen suchen, hat er das Leiden als Verdienst vorgestellt, die Armut als Auszeichnung, die Demut als Heldentum, die Sinnlichkeit als Sünde. Alles Vorstellungen, gegen die sich unsere Natur schtreibt. — Und dennoch suchen wir alle unser Leben danach einzurichten. Wenn Sie recht hätten, wenn der Eindruck seiner Persönlichkeit, seines Lebens, Fühlens, Denkens, gewissermaßen nur künstlerischer Natur wäre, wesentlich mit zu erklären durch die im Grunde künstlerische Freude des Menschen am Außerordentlichen, so hätte sich dieser Eindruck nicht so lange erhalten, und vor allem: er hätte sich nicht in lebendige Wirkung umgesetzt. Alle die Herrschernaturen, die seither blutig über die Erde geschritten sind, hätten diesen Eindruck ausgelöscht, und die Instinkte des Menschen, das, was uns doch immer wieder als seine Natur erscheint, wären nicht bloß sporadisch, sondern dauernd wieder in die Höhe gekommen. In der Renaissance der Italiener is das ja auf allen Gebieten gewaltsam versucht worden, damals, wo aus Christus ein schöner Mann, aus der Mutter Maria ein hübsches Mädchen gemacht worden ist, und der freche Kerl, der Malatesta von Rimini, statt enner Kirche en Tempel baute, ohne Kreuz, aber mit allen antiken Gottheiten. — Was geschah aber? Ä sächsischer Mönch warf dem

Teufel das Tintenfaß an 'n Kopf, seiberte die Kirche von allen Resten römischen Heidentums, richtete aus deutschem Geiste die reine Christenlehre auf und zwang sogar die römische Papstkirche,wieder christlich zu werden, soweit es ihr möglich ist. – Seitdem is der Katholizismus enne Art romanische Filiale des Protestantismus, d. h. also christlich, und auch die heidnischen Konvulsionen der Jakobiner sin es nich imstande gewesen, den christlichen Staat und die christliche Grundstimmung der Menschheit zu erschittern. Auch Napoleon, der wirklich eine Art Antichrist war, hat dem Rechnung getragen."

Der Schwarze wurde nervös: „Rechnung jetragen! Scheen! Ick danke jehorsamst. Det is 'n Wort! Det 's richtig. Rechnung jetragen! Det stimmt. Aber warum? Ick will es Ihnen sagen: Weil das Christentum sehr bequem in jede Rechnung zu stellen is. Et schad't nischt und macht sich jut. – Unjlaublich, daß 'n jescheiter Mensch wie Sie es nich merkt, wo der Hase im Pfeffer liegt. Überzeugen werde ick Sie ja nich, denn bei Ihnen sitzt die Sache im Jemiete, und also is et 'ne scheeene Sache; jut, blei'm Se dabei: maln Se Christusn protestantisch! Die Hauptsache is, daß Sie 'n jut malen. Aber Sie müssen mir schon jestatten, Ihnen meine Meinung zu sagen. Und das is die: Das Christentum (nich Christus, denn der hat immer an Alle jedacht, weil er bloß sich selber kannte) hat sich an die armen Teufel

jewendet, denen es damals jenau so eklig ging, wie heute. Es war die frohe Botschaft für 't jemeene Volk. Zuerst unter den Juden. Was aber 'n armer Jude alles zu jlauben imstande is, det is unjlaublich. Und wenn 'n armer Jude was jlaubt, dann jlaubt er es so, daß er dafür mit Jelassenheit die Welt an allen vier Ecken mit Petroleum überjießt und anzündet. Arme Juden sind die jefährlichsten und jeschicktesten Agitatoren für unjlaubliche Sachen. Aber die frohe Botschaft von der alljemeenen Liebe, und daß eijentlich die Untersten die Obersten wären und das Elend wat Scheenet und das Prüjelkriegen ne Art Dekoration, und daß die Reichen schließlich doch die Anjeführten wären, weil sie nich in den Himmel kommen, wo nur die fromme Armut recht herrlich und in Freuden in alle Ewigkeit unter sich bleibt — kurz und jut, alle die anjenehmen Sachen, anjenehm und bejabt vorjetragen, wirkten natürlich überall prompt. Mangelhafte Ernährung und Ausjeschlossensein von allem, wat scheen und verjnüglich is, macht außerdem für Mystik empfänglich, und et war ja allerhand Mystischet in der frohen Botschaft. Jut. Die frohe Botschaft lief auf Apostelbeinen über die Welt, wurde bald in allen Zungen jepredigt, wieder jepredigt und jejlaubt. Auch reiche Leute, zumal Frauen, fanden sie merkwürdig rührend und schließlich scheen. Denn manche Leute vertragen den Reichtum nich oder sie sind

17*

noch nich zufrieden mit ihm und wollen immer noch was anderes. Überhaupt jibt es Zeiten, wo janze Kulturen fertig sind, wo was anderes 'ran muß. Damals war's den Leuten zu helle jeworden; sie wollten was Dunkles haben. Mehr wat fürs Jefihl, innwendige Sensationen. Ejiptische Jottheiten waren so schon Mode –, – warum nich auch mal jüdische? Also: die Sattesten von den Reichen machten aus Übersättigung mit, wat die Ärmsten der Armen aus Hunger trieben. – Der Staat kümmerte sich lange nich drum, und wie er anfing, zu merken, daß ihm das an die Nieren jing, wat in den Katakomben und Konventikeln ausjekocht worden war, da war's zu spät. Die jüdische Suppe schmeckte und war das Hauptnahrungsmittel des Volkes jeworden. Ein paar Christenverfolgungen machten bloß Märtyrer, die von Fanatikern ersetzt wurden, und nach und nach kam's so, daß die Herrschenden selber den neuen Jlauben mitmachen mußten, wenn sie nicht Märtyrer des alten werden wollten. Da ihnen der aber so piepe war, wie jeder andere, das Verjnüjen, zu herrschen, aber jar nich piepe, so „trugen sie dem Christentume Rechnung", d. h. sie nahmen ihm alles Jefährliche, alles was sie beim Rejieren genieren konnte, indem sie's zur Staatsrelijion machten. Sie haben sich wohl selber jewundert, wie leicht det jing. Et jing wie jesalbt, um nich zu sagen, wie jeschmiert. Und so jeht et heute noch. Es hat die

Herrschenden, janz jleich wie sie als Staat firmiert haben, nicht im mindesten scheniert, auf jenau so wüste und blutige Manier Weltjeschichte zu machen, wie es von jeher jemacht worden ist. Speziell der Mord en gros, von dem wir erst wieder vor zehn Jahren ein jlänzendes Exempel erlebt haben, ist unter dem Zeichen des Kreuzes nur noch vervollkomment worden, seitdem ein anderer deutscher Mönch dafür jesorjt hat, daß man seinen Bruder in Christo sehr bequem von weitem umbringen kann, ohne dabei unbedingt heroische Qualitäten aufwenden zu müssen, wie es bei den alten Heiden für jeweehnlich nötig war. Det 's überhaupt der janze Unterschied zwischen Antike und Christentum: die ollen Heiden haben ihre Scheußlichkeiten mit jutem Jewissen forsch und deswegen heldenmütig bejangen: die Christen bejehen sie mit bösem Jewissen aus dem Hinterhalte der Heuchelei und deshalb janz und jar nich heroisch. Det 's im Jeschäftsleben jenau wie im Staatsleben. Im Dunkeln is jut munkeln, wie det neieste Volkslied so scheene tingeltangelt. Im Schatten des Kreuzes läßt sich dem Profite von wegen der dusteren Beleuchtung mit jrößter Sicherheit nachschleichen. Es is dasselbe wie mit der braunen Sauce in der Malerei. Da läßt sich ooch am besten schwindeln, und man jilt dabei noch für vornehm. En plein air jeht det nich so bequem. Daher die Wut über das Freilicht und der Versuch, det, was man nich

kann, als roh zu verdächtijen. Hilft aber alles nischt. Die Malerei des juten Jewissens jeht forsch auf't Janze, wie die ollen Heiden. Und wenn Sie zehn Christusse en plein air malen: für unsere Christen bleiben Sie ein Jotteslästerer. Jerade erscht recht! Denn, wenn das Christentum etwas nich vertragen kann, dann is et der reelle Christus im wahren Lichte des Lebens und seiner Persönlichkeit. Sie sind der letzte ehrliche Jarbereiter des Christentums und der letzte Christusmaler. Ick habe Respekt vor so wat. Aber der Erfolg wird es Ihnen zeijen, daß bloß die jottlosen, jänzlich verrohten Pleinairisten wat übrig für Ihren lebendigen Heiland haben."

Viertes Stück: Schlechte Eindrücke

Lange schon, bevor der Zug in die Münchner Bahnhofshalle einfuhr, behängten sich Herr Jeremias und Frau Sanna bis zur Grenze der Möglichkeit mit ihren Gepäckstücken, um ohne Inanspruchnahme eines Gepäckträgers zur Droschke gelangen zu können. Ihre kleinbürgerliche Phantasie ahnte nicht, daß Henfel sie in Begleitung von zwei Dienern erwarten würde.

Henfel wiederum, unfähig, sich vorzustellen, daß die Verwandten seines Papas eine andere Wagenklasse, als die erste, benutzen und ohne Dienerschaft reisen könnten, musterte lediglich

die Herrschaften, die der ersten Wagenklasse entstiegen. So gingen sie aneinander vorüber, da weder das ökonomische Ehepaar auf den Gedanken kam, daß der elegante, gar nicht knabenhaft aussehende junge Herr in Schwarz mit den zwei Dienern in Trauerlivree Henry Felix sei, noch Hensel der Vermutung zugänglich war, daß die zwei dürftigen, ganz mit Decken umwickelten und an stark verbeulten und abgeschabten Glanzleinwandkoffern schleppenden Gestalten ein Onkel und eine Tante von ihm sein könnten.

„Die Herrschaften sind nicht gekommen," sagte Hensel zu den Dienern. „Geh'n Sie voran! Ich komme gleich nach zum Wagen."

„Ist es die Möglichkeit?" keuchte Frau Sanna, ihren Koffer niedersetzend und sich ratlos umschauend. „Der Junge hat es nicht für nötig gehalten, uns abzuholen, obwohl wir extra telegraphiert haben!" (Die Telegrammkosten waren bereits in das Auslagebuch „Henry Felix. Mit Gott!" eingetragen.)

„Es grenzt an das Unglaubliche und eröffnet böse Perspektiven!" entgegnete Herr Jeremias, indem er seine Uhr mit der des Bahnhofs verglich und sie sekundengenau auf diese einstellte. „Doch wollen wir einstweilen annehmen, daß er sein Ausbleiben genügend und beweiskräftig entschuldigen kann."

(Wenn aber nicht, dachte er grollmütig hinterdrein, so werde ich nicht zögern, ihm sofort

den Standpunkt klar zu machen: Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit, mein Sohn, gehören zu den Grundlagen des bürgerlichen Lebens. Es sind nur scheinbar Kleinigkeiten. Denn Kleinigkeiten gibt es überhaupt nicht. Merke dir das und präge dir für künftige Fälle den Grundsatz ein: Bei Zusammenkünften mit anderen Personen ist der Jüngere stets zwanzig Minuten vorher an Ort und Stelle.)

Liebenswürdig war das Gesicht mit nichten, das Herr Jeremias machte, während er sich für alle Fälle seine erste Ansprache an sein Mündel zurechtlegte. Auch Frau Sanna sah nicht nach christlicher Duldung aus, als sie ihren Koffer wieder aufhob und sich anschickte, neben ihrem Gatten her dem Ausgange zuzuschreiten, soweit man ihre schleppende Gangart ein Schreiten nennen konnte.

„Jeremias!" rief sie ärgerlich, „renne nicht so! Und nimm mir wenigstens die Hutschachtel ab!"

„Ich renne keineswegs, Sanna" entgegnete zurechtweisend Herr Jeremias „denn das Rennen verbietet sich bei dieser unsinnigen Masse von Gepäck von selbst. Warum mußten wir auch eine solche Menge von Gegenständen mit uns führen! Überdies kann ich eine zweite Hutschachtel auf keine Weise bei mir unterbringen, da ich, wie du wohl weißt, die Aktenmappe unter dem linken Arm geklemmt habe. Ich werde ohnehin die Angst nicht los,

daß sie rutscht. Verliere ich sie, so fehlt mir jeder Personenausweis, und es ist ausgeschlossen, daß man mich ohne Papiere gerichtsseitig als den Cousin des Verstorbenen anerkennt. Also muß ich jetzt mein Hauptaugenmerk auf die Mappe richten. – O dieser Junge!"

„Es gibt keine Entschuldigung für diese Ungezogenheit!" zischte Frau Sanna und setzte zum zweiten Male den Koffer nieder. Die Hutschachtel rollte hinterdrein. Das Kissen mit „Gott ist die Ruhe" legte sich wahrhaft demütig sanft auf den rußigen Asphalt des Bahnsteiges. Frau Sanna wimmerte gleichfalls: „O, dieser Junge!"

„Nein!" rief da Herr Jeremias „nein! das ist schändliche Absicht! Das ist die Bosheit seines Vaters!"

„Vaters?!" echote voller Ironie die um alle Demut gekommene Sanna. „Wer weiß, was für einen Vater dieser in unsere Familie hereingeschneite Bursche hat! Und einen solchen Menschen, von dem man nicht einmal weiß, wer sein Vater, wer seine Mutter ist, der vielleicht auf der Straße aufgelesen wurde" (sie riß die Hutschachtel zornig an sich) „als die ausgesetzte Frucht eines sündhaften Verhältnisses, der ... der nicht einmal auf den Bahnhof kommt, einen Onkel und eine Tante abzuholen, auf die er nicht einmal ein Recht hat, – einen solchen Menschen sollen wir zum Genossen unserer eigenen Kinder machen?" Sie bebte vor Zorn.

„Gott ist die Ruhe!" mahnte das Kissen mit der ganzen Eindringlichkeit roten Kreuzstiches.

Aber die sonst frommen Sprüchen so empfängliche Sanna war nicht in der Stimmung, Ermahnungen anzunehmen. Ihre christliche Demut war allerhand Prüfungen gewachsen, aber dieses Wegrollen von Hutschachteln, Hinfallen neu gewaschener Ruhekissen auf schmutzigen Asphalt bei gleichzeitigem Umwickeltsein mit zwei dicken Decken, das waren Anfechtungen von einer so hämischen Tücke, daß die Sanftmut ihres Blutes aufgischte und einen von allen christlichen Hemmungen befreiten, schlechterdings heidenmäßigen Zorn emporwarf, der sich notgedrungen ein Objekt suchen mußte. Was aber wäre dazu geeigneter gewesen als „dieser Junge?"

Frau Sanna wäre zweifellos auf den Wogen ihres Zornes zu jenem bösglimmenden Punkte ihres Inneren gelangt, wo die zehn Millionen stachen, wenn nicht etwas anderes, offenbar höchst Schreckliches ihr Bewußtsein erschüttert hätte.

Sie ließ plötzlich die Hutschachtel ein zweitesmal fallen, hob die Arme hoch und rief: „Jeremias! Die Botterbrotbüchse! Du hast die Botterbrotbüchse im Zuge gelassen!" Jeremias, gleichfalls längst die Beute zorniger Wallungen, stand entgeistert: „Ich?! Hat sich der Mann um die Viktualien zu kümmern, Sanna? War

das nicht vielmehr deine Sache? Ich habe doch die Aktenmappe zu versorgen!"

Es steht zu befürchten, daß das christliche Ehepaar seinem Zorne jetzt eine andere Richtung, als auf „diesen Jungen" gegeben hätte. Aber dies ließ die Vorsehung denn doch nicht zu. Ein Gepäckträger nahte als ihr Werkzeug, in den Händen die braunblechne Hülle des Schwarzbrotbutterbrots tragend und offenbar urbaner gestimmt, als es sonst die Art Münchner Gepäckträger ist, durch das silberne Zitat aus dem Vaterunser. „G'hert das Ehna?" fragte er mit fast höflichem Tone.

„Gott sei Dank!" atmete Frau Sanna innig auf und durchforschte sogleich das Büchseninnere, dessen Inhalt sie ziffermäßig genau wußte. Es fehlte nichts. Ihr Zorn wich sanfteren Regungen. Sie gedachte, dem ehrlichen Finder einen entsprechenden Lohn auszufolgen. Aber Herr Jeremias, sofort kaufmännisch Herr der Situation, erwog, daß man dieses Trinkgeld sparen könne, indem man sich der Dienste des Trägers zur Beförderung der lästigsten Gepäckstücke bediente und ihm sodann die Gebühren der Taxe zahlte, die er sich aus dem Bädecker „gar wohl" eingeprägt hatte.

„Bringen Sie das zu einer Droschke zweiter Klasse!" befahl Herr Jeremias in Reminiszenzen an Berliner Aufenthalte.

„Zwoater Klass?" wiederholte maßlos erstaunt der Gepäkträger und dachte sich:

„Schundige Bagasch überanand! Des san schon die rechten Preißen. Vielleicht siech i a Hundswagerl vor das notige Volk." – Und, schon wesentlich unhöflicher, als vorher, erklärte er: „Des gibt's net in der Münchner Stadt, Herr, mir ham a oanzige Klass, und firti. Aber Zwoaspanner gibt's," fügte er listig hinzu, hocherfreut bemerken zu können, daß der „notige Preiß, der notige" ärgerlich wurde.

– „Also haben Sie doch zwei Klassen! Die Zweispänner sind die erste, die Einspänner die zweite. Merken Sie sich das für alle Fälle, damit Sie Fremde nicht wieder einmal falsch berichten."

So Herr Jeremias, indem er seinen Ärger in das Gewand der Belehrung hüllte und sich damit eines Kniffs bediente, den rechthaberische Frömmigkeit auch bei weniger profanen Gelegenheiten gerne benutzt.

Die Ablohnung des Mannes führte zu weiteren Belehrungen, da der Gepäckträger einen Finderlohn für die Botterbrotbüchse verlangte, die er im Verlauf der schließlich lebhaft werdenden Auseinandersetzungen „dees G'raffl" nannte. Aber Sieger im Streite blieb Herr Jeremias, und er konnte mit dem Bewußtsein in die Droschke steigen, nicht einen Pfennig mehr gegeben zu haben, als was „Rechtens" ist, wie er zu wiederholten Malen betont hatte.

„Einen guten Eindruck macht mir das

Münchner Volk eben nicht, muß ich sagen," bemerkte er zu Frau Sanna. „Man merkt doch, daß man sich dem Süden nähert, der Domäne des Katholizismus, wo largere Anschauungen herrschen. Es ist bezeichnend genug, daß der Verstorbene sich gerade hier niedergelassen hat. Auch im Geschlechtsleben soll hier eine wahre Verwirrung der Begriffe Platz gegriffen haben, wie Pastor Südekum kürzlich in einem Vortrag vor der Männerversammlung des Vereins für innere Mission des Näheren ausgeführt hat. Die unehelichen Geburten sollen hier einen schreckenerregenden Prozentsatz ausmachen, und in den Künstlerkreisen soll geradezu Promiscuität herrschen."

Frau Sanna hielt das für ein aus Gründen sprachlicher Dezenz erfundenes Fremdwort für Lustseuche und rief aus: „Mein Gott, er wird doch nicht am Ende schon angesteckt sein?"

Worauf Herr Jeremias zur Richtigstellung und Belehrung ein Bild der moralischen Zustände in den Münchner Künstlerkreisen entwarf, das Frau Sanna veranlaßte, auszurufen: „Ich hoffe, daß wir nicht eine Stunde länger in dieser abscheulichen Stadt bleiben, als es die Umstände unbedingt erheischen. Das bist du der Mutter deiner Kinder schuldig, Jeremias!"

— „Nicht eine Stunde länger, Sanna! Ich hoffe, daß wir in spätestens vier Tagen wieder in Hamburg sein werden. Übrigens soll auch die Münchner Küche zu wünschen übrig lassen."

Dieser Übergang war kühn, aber doch erklärlich, denn Herr Jeremias spürte Appetit, und in puncto Essen war er, so sehr sein Äußeres auf das Gegenteil schließen lassen konnte, und so wenig es zu seinen sonstigen Anschauungen zu passen schien, nicht für Magerkost. Wie überall in Hamburg, so aß man auch im Hause Kraker gut und reichlich. Denn, so pflegte Herr Jeremias gern zu sagen, es steht nirgends geschrieben, daß der Christ die Küche vernachlässigen solle. Alle guten Gaben kommen von Gott. Man soll sein Herz nicht daran hängen, aber was hat die Zunge mit dem Herzen zu tun? – Ein anderes ist es mit dem Alkohol. Zwar, auch ihn verbietet das Evangelium nicht, denn wir sind keine Türken, aber er erfreut nicht bloß des Menschen Herz, sondern verwirret es auch und entzündet die Flamme unkeuscher Begierden. Ganz zu geschweigen davon, daß er dem Herzen auch als Muskel nicht dienlich ist. Daher unter uns christlich Wandelnden sich mehr und mehr Stimmen erheben, die Temperenz in unser Programm aufzunehmen.

Wenn Herrn Jeremiassens Stimme nicht darunter war, so sehr er selber dem huldigte, was er eine „in vernünftigen Maßen gehaltene Temperenz" nannte, so hatte dies seinen Grund darin, daß die Firma Jeremias Kraker stark in Bordeauxweinen machte und auch für Batavia-Rum, Arrak de Goa und spanischen Bitter bekannt war. Übrigens war auch Pastor Südekum,

das Oberhaupt der temperenzlerischen Richtung, keineswegs der Meinung, daß der Christ nicht mit Alkohol handeln dürfe. Denn, so schloß er mit bündiger Logik: Tut er's nicht, so tut's ein anderer, und wir haben alle Ursache zu wünschen, daß unsere Anhänger gute Geschäfte machen, da ihre Opferfreudigkeit allein uns nicht helfen kann; es muß auch etwas zum Opfern da sein.

Fünftes Stück: Die Begrüßung

Die Villa Hauart lag in der Fortsetzung der breiten, zumeist nach Florenzer Mustern von König Ludwig dem Ersten erbauten, biedermaierisch renaissancehaft wirkenden Ludwigsstraße, jenseits des Siegestors, ziemlich nahe dem ehemaligen Dörfchen Schwabing, das aber nun bereits zum Münchner Vororte zu werden sich anschickte. Immerhin gab es damals in dieser Gegend noch ein paar landhausartige Herrschaftshäuser, die, inmitten großer Gärten mit altem Baumbestand gelegen, von der Straße her kaum zu sehen waren. Eines dieser Häuser war dem alten Hauart zum Buen-Retiro geworden.

Als sich das christlich wandelnde Ehepaar ihm in der offenen Droschke näherte, bemerkte Herr Jeremias, indem sie an der Ludwigskirche vorbeifuhren, deren weit offene Türen den Gesang der Maiandacht bis auf die Straße

hinaus hörbar machte: „Diese Art Frömmigkeit bei offenen Türen, gewissermaßen mitten auf der Straße, widerspricht doch jeglicher Sammlung. Es ist eigentlich eine Art Theater, was sich diese Leute gegenseitig vormachen. Hast du diese Melodie gehört, Sanna? Sie schien mir beinahe weltlich."

„Tja!" meinte Sanna „und ich habe als einziges Wort ‚Maria' herausgehört... Und inmitten dieser Abgötterei ist der Junge aufgewachsen! Es fällt mir immer schwerer aufs Herz, Jeremias, daß wir ihn in unser Haus einführen sollen, diesen Fremdling aus katholischer Atmosphäre."

„Es ist problematisch", murmelte der Gatte und ließ seinen Blick vom Siegesbogen auf die Kunstakademie schweifen.

— „Kutscher, was ist das für ein Gebäude?"

— „Die Kunstakademie, die, wo die jungen Leit auf Kunstmaler studiern".

Herr Jeremias schüttelte mißbilligend das Haupt mit dem düsteren Zylinder: „Ein Palast, nein, mehr als ein Palast: Ein Schloß! Und wofür? Um Wollüstlinge wie diesen Makart großzuzüchten!"

Makart war für ihn der Inbegriff der modernen Kunst. Makart, der das „Bordell auf der Straße" gemalt hatte, wie die Anhänger der inneren Mission in Hamburg seinen Einzug Kaiser Karls mit merkwürdiger Entrüstung genannt hatten, da doch nur wenige

Schritte von ihrem Versammlungssaal ganze Bordellstraßen sich dehnten.

„Tja", meinte Frau Sanna, „wie will man sich dann wundern, wenn die Üppigkeit immer mehr aufschwillt? Daß der Verstorbene gerade in dieser Gegend sein Heim aufgeschlagen hat, ist doch greuelhaft."

„Glei wer' mas ham", unterbrach sie der beleibte Rosselenker, indem er mit der Peitsche nach rechts wies. „Da, wo die Eklipasch'n steht, is es."

Richtig wurden eben die großen schmiedeeisernen Torflügel des Gartens geöffnet, und eine Equipage fuhr knirschend den Weg hin zur Villa.

Herr Jeremias und Frau Sanna sahen sich groß an mit Augen, die unaussprechlicher Fragen voll waren.

„Soll i da eini?" fragte der Kutscher, dem seine Fahrgäste nicht noblicht genug aussahen für diese Villa.

„Ist es wirklich Nr. 30" fragte Jeremias.

„Da steht ja das Nummero!" entgegnete sehr bestimmt der Mann mit dem verbeulten Lackzylinder.

„Also . . . dann . . ." brachte in Absätzen Jeremias hervor, „fahren Sie zu!"

Sanna aber, die eben gesehen hatte, wie Henfel aus dem Wagen sprang und zwischen den Säulen des Vorbaues im Hause verschwand, flüsterte ihrem Gatten hastig zu: „Hast du ihn gesehen?"

– „Wen?"

– „Den . . . den jungen Herrn? Das wird doch nicht . . .?"

– „Ich habe niemand gesehen. Übrigens sind wir entschieden falsch."

Dann wandte sich Herr Jeremias zum Livreekutscher, der eben zum Stallgebäude abfuhr: „He, Sie! Wohnt in diesem Hause, oder vielmehr wohnte in diesem Hause Herr Henry Hauart?"

Der Kutscher sah ihn kaum an, indem er den Kopf nur halb drehte: „Yes, Sir." Denn er liebte es, mindere Leute durch ein spärliches Englisch in Respekt zu setzen.

„Mein Gott, also wirklich", murmelte Frau Sanna. „Dann war der Junge" (sie wollte eigentlich Herr hinzufügen, unterließ es aber) „tatsächlich . . . Mein Gott!"

„Zwoa Mark zwanzge mit der Bahnhofsmark'n!" äußerte ungefragt der Kutscher, indem er angesichts des vornehmen Zieles seiner Fahrt einen fünfzigprozentigen Zuschlag für angebracht hielt.

Herr Jeremias vergaß in seiner Verwirrung die längst genau ausgerechnete Taxe und zählte ihm das Geld widerspruchslos auf die breite fleischige Hand.

„Also hier!" dachte er sich. „Das übertrifft denn doch alle meine Befürchtungen. Das ist ja Loxos in geradezu sündhaftem Maße!" (Er sprach das Wort auch in Gedanken als Loxos

aus.) „Ein kleines Schloß, Equipagen, Livreen, Lakaien!"

Da kam auch schon einer und fragte kurz: „Wünschen?"

„Ich bin der Vetter des seligen Herrn Hauart."

Der Diener, seine gute Dressur völlig vergessend, sprang ins Haus.

Keine Minute verging, und Henfel erschien. Seine großen schwarzen Augen traten angesichts der Erkenntnis, daß das sein Onkel, das seine Tante war, fast bedrohlich heraus.

„Das Gepäck ins Haus!" kommandierte er, und dann, klipp klapp mit scharfem Auftritte, auf Frau Sanna zu, Hacken zusammen, Oberkörper vor, Handkuß: „Frau Tante!"

Frau Sanna dachte, er wolle sich lustig über sie machen, brachte aber nur das Wort hervor: „Tjah."

Herr Jeremias aber sah den höflichen Neffen durchdringend an und sprach: „Wir hätten wohl erwarten dürfen, daß wir dich auf dem Bahnhofe zu sehen bekommen hätten!"

Er wußte jetzt wohl, daß er ihn gesehen hatte, aber die Lektion erschien ihm trotzdem angebracht.

Henfel erklärte, daß er ihn übersehen habe.

„Tja," meinte Frau Sanna spitzig, „wir waren dir wohl nicht elegant genug?"

Henfel sprach von seiner Verwirrung, von den schrecklichen letzten Tagen, von der Beerdigung.

18*

„So!!" stieß aufs kürzeste Herr Jeremias vor, „du fandest also nicht eher Zeit, deine Verwandten zu benachrichtigen? Du hieltest es also nicht für deine heilige Pflicht, uns den Anblick unseres teuren Toten noch zu ermöglichen?"

Hensel, von diesem Tone wie von Hieben getroffen, wollte trotzig erwidern, aber, seltsam, diese Augen, dieser Mund, diese ganze Erscheinung ... er duckte sich und erklärte fast demütig den schnellen Hergang der Ereignisse, seine Unkenntnis der Verwandtschaft und alles sonstige.

„So!" stieß wiederum Herr Jeremias vor, „du kanntest uns nicht? Gutt! Nun, wir werden uns ja wohl kennen lernen!"

„Ist es die Möglichkeit?!" bemerkte melancholisch Frau Sanna und schritt an Hensel vorüber ins Haus.

Herr Jeremias folgte ihr.

Hensel ging hinterdrein, und, was war das?: er streckte die Zunge hinter ihnen heraus. Irgendwie mußte sich seine Wut äußern. Und, er fühlte es schon: Mehr als symbolische Äußerungen waren fürs erste ausgeschlossen.

Sechstes Stück: Die Kerbe

Hensel war von Hermann über die nun notwendige Vormundschaft und was damit zusammenhing, wohl aufgeklärt worden, aber recht

klar darüber war er sich nicht. Und, als ihn dann Hermann verlassen hatte, war eine dumpfe Ratlosigkeit über ihn gekommen; erst da das eigentliche Gefühl des Verwaistseins, das Nichtwissen, zu wem gehörst du nun, wer steht neben dir, über dir, wer lenkt und behütet dich? – Diese Ratlosigkeit war jetzt mit einem Schlage vorbei, und an ihrer Stelle stand die vollkommene Gewißheit: Alles ändert sich völlig, es beginnt ein neues Leben, in dem der bisherige Hensel keinen Platz mehr hat.

Wie eine Kerbe hieb sich das in sein Bewußtsein.

Der Tod der Eltern war wie ein Schlag auf den Kopf gewesen, besinnungraubend. Noch das Erwachen war wie im Taumel geschehen, obwohl sich Hermann alle Mühe gegeben hatte, ihm einen gewissen Halt zu geben, indem er ihm seine Situation klar machte. Es schien ihm trotzdem: alles schwanke in ihm und um ihn. An die Hermannschen Belehrungen glaubte er wohl, aber er begriff sie nicht. Es schwollen sogar phantastische Ideen von schrankenloser Freiheit, weiten Reisen, kühnen, verschwenderischen Unternehmungen heran, aber nur wie schnelle Hitzen, die auf Nimmerwiedersehen verschwanden, als er nicht bloß begreifen, sondern erkennen mußte, daß eine unpersönliche Macht über ihm war, eine Art Ungetüm mit tausend Händen, von denen einige vor seinen Augen sein Eigentum seinem Besitze entzogen und mit fremden

Hoheitszeichen versehen hatten. Aber diese Siegel warteten auf einen, der sie lösen würde: Der Vormund! — Hensel hatte doch gefühlt, selber gefühlt, daß es gut sei, eine Art neuen Papas zu bekommen. Er, der auf Selbständigkeit erzogene, empfand, wie ganz und gar initiativelos er war. Er konnte bloß dumpf warten. Und er hatte mit Sehnsucht auf den zweiten Papa gewartet. Er wollte ihm um den Hals fallen, sich an seiner Brust ausweinen und all seine Zärtlichkeit aufbieten, daß dieser ihm gleich recht gut werden sollte. Und vor allem die zweite Mama! Welches Glück, daß er auch wieder eine Mama bekommen würde! Alles Kindliche in ihm schluchzte dankbar bei dem Gedanken auf. Und er nahm sich aufrichtig, innig vor, ihr nie wehe zu tun, wie der Verstorbenen. — Ach, die, — ach, wie furchtbar, daß die nicht mehr um ihn sein sollte. Seine Trauer um sie war viel, viel tiefer als die um den Papa, der schon jetzt nur mehr wie ein treuer Lehrer und Führer vor seinem inneren Auge stand. Aber die Mama! O! Was für eine Frau die gewesen war! Wieviel Liebes sie ihm erwiesen hatte! Allein mit dem Klang ihrer Stimme, dem Streicheln ihrer Hand! Und, was ihm erst jetzt zum Bewußtsein kam: wie schön sie war. — Er konnte stundenlang ihrem Bilde gegenüber in ihrem Sessel sitzen und es ansehen, indessen Tränen die Wangen langsam hinunterrollten. Und er sprach das Bild an,

als wenn es lebte: „Du hast mich doch lieb gehabt, Mama, nicht wahr? Ich weiß es. Und ich hab' dich ja auch lieb gehabt. Und ich würde dich immer mehr lieb gehabt haben. Ich hätte dich nie mehr erzürnt, nie mehr! Denn es war so häßlich, dich zu erzürnen, und ich habe dich dabei entstellt." Und dann wandten sich seine Gedanken der neuen Mama entgegen, die er sich ohne weiteres nach dem Bilde der verstorbenen dachte. Und er würde ihr Herz auch gewinnen, ganz gewiß, denn, so sagte er sich: Sie wird mich bedauern und wird mich trösten wollen, und so wird sie mir auch gerne mein böses Wesen verzeihen, wenn ich mich einmal vergesse. Was aber nicht geschehen soll, nein: nicht geschehen soll. Ich will an dich denken, Mama!"

Und nun: – Tante Susanna! Das sollte die neue Mama sein?!

Da fiel der Hieb und schlug die Kerbe.

Auch ohne die Augen, den Mund, die Worte des Onkels war es entschieden: Alles anders! Alles aus! Papa und Mama auf dem Kirchhof, und, ja, im Herzen, fest verschlossen als eigenstes Eigentum, nie enthüllt, nie vorgewiesen: Das letzte Stück von dem Henfel, der jetzt so tot war, wie sie.

Diese zweie da: Nur Onkel, Tante: – Der Feind!

Siebentes Stück: Diese Betten!

„Dieser Junge ist förchterlich!" sagte Frau Sanna, als Henfel ihnen ihr Zimmer gezeigt hatte und hinuntergegangen war.

„Er macht mir den denkbar übelsten Eindruck," erwiderte Jeremias.

„Sollte man ihn nicht lieber in eine christliche Erziehungsanstalt geben?" meinte die sorgende Mutter Karls und Bertas.

„Das hieße kleinmütig handeln, Sanna," entgegnete Jeremias. „So unwahrscheinlich mir der Erfolg ist, wir müssen versuchen, ihn uns anzugliedern."

Frau Sanna verstand: „In Gottes Namen, Jeremias, aber es wird ein schweres Stück Arbeit werden."

— „Jäten, Sanna, jäten! Das Unkraut ausreißen mit der Wurzel! Hast du dir seine Augen angesehen? Hast du den gleißenden Wurm in ihnen erblickt?"

Frau Sanna genierte sich, zu bekennen, daß sie ihn nicht bemerkt hatte, und zog es vor, sich jetzt über die Üppigkeit des Zimmers aufzuhalten.

„Dies ist nun nur das Gastzimmer!" bemerkte sie. „Man sollte meinen, Henry sei an abscheuliche Besuche gewöhnt gewesen. Diese Betten!!" Sie hob die seidenen, mit Spitzen besetzten Decken hoch und ließ sie mit einer resignierten Geste fallen ... „Diese unmäßig hohen Spiegel! Diese — Gerätschaften!" Ihr beleidigter Blick streifte ein Bidet. „Und dieser Toilettentisch! Es ist eine Impertinenz, einer anständigen Frau ein derart ausgestattetes Zimmer anzuweisen!" Dabei war ihr Blick

noch nicht einmal auf die Tizianische Venus gefallen, die Herrn Hauarts Freund für ihn kopiert hatte. Als sie dieser ansichtig wurde, wollte sie, obwohl jetzt nur ein gestrickter Unterrock die untere Partie ihrer Leiblichkeit bedeckte, unverzüglich das „Lotterzimmer" verlassen.

„Laß dich nicht ärgern!", mahnte Herr Jeremias, „tu es mir nach und wende deinen Blick ab von dem Greuel!"

Er sah wirklich nicht hin. Jeremias war kein Tartüff; nur ein richtiger Mucker; keine Schönheit rührte ihn an.

„Verhänge sie wenigstens!" gebot Frau Sanna.

– „Sie wird rechtzeitig auf den Speicher kommen, verlaß dich darauf, sobald ich als Vormund bestellt bin. Bis dahin: Schweigen."

Achtes Stück: Das Verhör

Dieser Vorsatz beherrschte das Ehepaar während der letzten Münchner Tage Henfels. Hätten sie reden wollen, – o! . . . Der Luxus dieses Hauses wirkte wie eine Geißel auf sie, und, was sie von der Sinnesart Henfels spürten, der übrigens gerne, wo nur immer es ging, gleichfalls schwieg, war siedendes Öl in ihre Herzen.

Beim Abendessen, das übrigens von Jeremias sofort als das Werk einer Hamburger Köchin

erkannt und demgemäß gewürdigt wurde, entwickelte sich weniger ein Gespräch, als ein Verhör, das von Herrn Jeremias nach einer genauen, vorher gemachten Disposition mit Hensel angestellt wurde.

Jeremias: „Wie ist eigentlich dein Rufname?"

Hensel: „Hensel."

Sanna: „Was?"

Jeremias: „Das ist doch kein christlicher Kalendername. Du bist doch natürlich getauft?"

Hensel: „Ja, sogar doppelt."

Sanna: „Was sind das für üble Scherze!"

Jeremias: „Ich mache dich darauf aufmerksam, daß wir in Dingen der Religion keine Frivolität gestatten."

Hensel: „Ich bin aber wirklich zweimal getauft. Erst katholisch und dann protestantisch."

Zwei Blicke bohrten sich ineinander. Sie sagten: „A!"

Zwei weitere folgten. Sie sagten: „O!"

Jeremias: „Hm. Darüber später, wenn ich in das Testament werde Einsicht genommen haben, das mich über deine Personalien genauer orientieren wird."

Hensel: „Ich kann es dir ja gleich sagen. Ich bin erst von Pflegeeltern aufgezogen worden, wie mir der Papa gesagt hat, weiß aber davon bloß, daß ich dort katholisch getauft worden bin. An die evangelische Taufe kann ich mich noch gut erinnern."

Sanna: „Hoffentlich erinnerst du dich auch

stündlich an deinen evangelischen Glauben hier in dieser Stadt."

Jeremias: „Später, Sanna! – Wann wurdest du konfirmiert?"

Henkel: „Ich? Gar nicht."

Sanna: „Himmlischer Heiland. Du hast aber doch schon lange Beinkleider an."

Henkel: „Ich habe schon als kleiner Junge lange Hosen getragen. Das heißt, nein, ganz früher kurze, lederne, denn ich bin auf dem Lande aufgezogen worden."

Jeremias (fast drohend): „Warum aber bist du nicht konfirmiert?"

Henkel: „Es ist nie davon die Rede gewesen."

Jeremias: „Hm. Es ist wohl überhaupt nicht . . . Nun: gut! – Welche Schule besuchst du hier?"

Henkel: „Gar keine."

Jeremias: „Aber du mußt doch Unterricht genossen haben?"

Henkel: „Gewiß: Lateinisch, Griechisch, Französisch, Englisch, Geschichte usw. usw."

Jeremias: „Durch Hauslehrer?"

Henkel: „Ja, und durch Papa."

Jeremias: „Gymnasial oder realgymnasial?"

Henkel: „Alles."

Jeremias: (Nicht ohne Sarkasmus) „Und noch was?"

Henkel: „Natürlich, was dazu gehört: Fechten, Reiten, Schwimmen, Fahren usw."

Sanna: „Wohl auch Tanzen?"

Henfel: „Nein."

Jeremias: „Wo wohnt dein Prediger?"

Henfel: „Wer?"

Jeremias: „Dein Seelsorger?"

Henfel: „Mein Papa war mein Seelsorger."

Mehr als bohrende: sich verankernde Blicke.

Sanna: „Tjah, aber ..."

Jeremias: „Später, Sanna! ... Nun ja ... Es steht mir nicht zu ... Indessen: Du mußt doch, oder ihr müßt doch in die Kirche gegangen sein?"

Henfel: „Nein!"

Pause. Schwimmende Blicke zum geschnitzten Gebälk. Dann aufs Tischtuch. Seufzer.

Jeremias: „Nun ja. Gutt! Oder vielmehr ... Nun, gleichviel ... Ich weiß fürs erste genug. – Aber richtig: ich vergaß ganz ... ja ... das mit dem Vornamen. Auf deinem Telegramm hast du dich unterzeichnet Henry Felix: Demnach mußt du doch entweder Henry oder Felix gerufen worden sein.

Henfel: „Nein, Henfel!"

Jeremias: „Was soll das?"

Henfel: „Nun ja, Hen von Henry und Fel von Felix: – Henfel."

Sanna: „Possen!"

Jeremias: „Sanna! – Aber in der Tat: wir werden uns kaum an diese ... diese Verquickung gewöhnen können. Bei uns gilt es entweder Henry oder Felix. Was ist dir lieber?"

Henfel: „Ich heiße Henfel!"

Jeremias: „Du hies – sest Hensel!"

Pause. Hensel sieht zu dem Bilde Frau Claras auf. Es zuckt in seinem Gesicht. Will er weinen? Will er höhnisch lächeln? Er sagt ganz leise: „Ich überlasse es Ihnen."

Jeremias: „Sag ‚Du' zu uns! – Wie meinst du, Sanna: Henry oder Felix?"

Sanna: „Felix kommt mir so katholisch vor."

Jeremias: „Überdies ist Henry hamburgischer. Also: Henry."

Hensel macht eine Art Ergebenheitsverbeugung.

Jermias: „Und nun höre mich an, Henry! – Ich werde mich morgen auf das Vormundschaftsgericht begeben, um dort zu erklären, daß ich bereit bin, deine Vormundschaft zu übernehmen. Es ist dir klar, daß ich damit, indem ich einer christlichen, bürgerlichen, verwandtschaftlichen Pflicht genüge, ein Opfer bringe."

Henry (denn auch wir müssen ihn nun so heißen): „Wenn du es sagst, wird es wohl so sein. Ich verstehe davon nichts!"

Jeremias (pikiert): „Demnach scheint deine Bildung wesentliche Lücken zu haben! Knaben deines Alters sollten genügend Deutsch verstehen, um zu wissen, was das Wort Vormund bedeutet."

Henry: „Man hat es mir kürzlich gesagt."

Jeremias: „Wer: man?"

Henry (den Reim betonend): „Her – mann."

Jeremias (sich empört zurücklehnend): „Du wagst es, mich zu verhöhnen?"

Sanna: „O Gottogott!"

Henry: „Ich kann doch nichts dafür, daß es sich gereimt hat, und es war Hermann, der mir's gesagt hat."

Jeremias: „Was für ein Hermann! In welchem Verhältnisse steht dieser Hermann zu dir?! Und vor allem: in welchem Verhältnisse zu deinem ... zu dem Verstorbenen?"

Henry: „Hermann ist mein Bruder."

Frau Sannas Augen, es läßt sich nicht anders bezeichnen, glotzten. Herrn Jeremiassens Augen taten das gleiche.

Jeremias und Sanna (unisono, als wenn sie es einstudiert hätten): „Noch einer??"

Henry: „Papa hat es mir selber gesagt."

Jeremias und Sanna schüttelten die sprachlosen Köpfe länger, als sonst Menschen die Köpfe auch in äußerster Verblüffung, in vollständigster Begriffsstutzigkeit zu schütteln pflegen.

Zuerst hielt Sanna inne, indem sie hervorhauchte: „Papa? So wußtest du selber von der Existenz deines eigenen Bruders nichts? Und – kanntest ihn doch?"

Henry: „Natürlich. Er kam ja jede Woche ins Haus."

Jeremias: „Henry, wenn du dir nochmals Scherze mit uns erlauben solltest, so würdest du es sehr bald zu bereuen haben. Ich verbiete dir, Romane zu erzählen."

Henry: „Ich sage immerzu nichts als die reine Wahrheit."

Jeremias: „Du sprichst in vollkommen rätsel-

haften Rätseln! Und so befehle ich dir denn: antworte klar und bündig: was ist es mit dem – Bruder?"

Henry: „Was soll denn mit ihm sein?"

Jeremias: „Warum, wenn er dein Bruder ist, mußte dir der Verstorbene erst sagen, daß er dein Bruder ist? Man pflegt doch seinen Bruder zu kennen!"

Sanna: „Aber Jeremias, er kennt ja vielleicht nicht einmal seinen Vater und seine Mutter!"

Jetzt war die Reihe des Erstaunens an Henry. Und auch der Empörung. Er sprang auf und rief: „Das laß ich mir nicht gefallen! Ich kenne sie besser als ihr, von denen sie nicht einmal gesprochen haben. Euch kenne ich nicht, und ich wünschte, daß ich euch nicht kennen müßte. Das war gewiß auch Papas Wunsch, denn sonst hätte er mir von euch gesprochen! Aber er hat es offenbar mit Absicht vermieden, euch zu nennen." Er warf sich auf das Sofa und heulte laut auf.

Sanna und Jeremias drehten sich mit ihren Stühlen herum.

Was war das? Hatte er vielleicht keine Ahnung? Und: mußte man das nicht irgendwie in Erwägung ziehen? Andererseits indessen: Durfte man sich diesen Ton gefallen lassen? Nein: man durfte nicht. Aber: es blieb ratsamer, auf die Personalien des Jungen noch nicht deutlicher einzugehen. O! Welch eine komplizierte Vormundschaft!

Jeremias: „Was du dir zu gefallen zu lassen haben wirst, werden wir entscheiden, die wir von nun an deine Eltern vertreten! Das merke dir! Aber auch dies: Unbotmäßiges Betragen gegen uns werden wir zu ahnden wissen! Die Ungezogenheit von eben mag dir noch hingehen, da wir annehmen wollen, daß der Verlust, der dich betroffen hat, dir die Besinnung raubte. Erhebe dich vom Kanapee und komme an den Tisch."

Henry (sich wieder an den Tisch setzend): „Ihr könnt mir alles nehmen und umstoßen, aber meine Eltern sollt ihr mir lassen!"

Jeremias: „Wir nehmen dir nichts, bewahren dir vielmehr das Deine. Behalte das, bitte immer im Auge. Daß wir dir deine Eltern nicht lassen wollen sollten, ist eine absurde Kombination entstanden aus einem Mißverständnis. Genug davon! – Aber ich wünsche nun endlich zu wissen, was es mit dem Bruder auf sich hat, den dir dein Papa erst nachträglich hat vorstellen müssen. Wir haben nie von ihm vernommen."

Henry: „Natürlich nicht. Papa hat ihn ja nicht anerkannt. Man erkennt doch nicht ohne weiteres all seine unehelichen Kinder an."

Hatte der Blitz eingeschlagen? War Frau Sanna einem elektrischen Drahte zu nahe gekommen? Faszinierte Herrn Jeremias der Blick einer Klapperschlange?

Sie saßen da, wie Wachsfiguren. Erst nach

geraumer Weile erhoben sie sich, sagten düster: „Gute Nacht“ und verließen das Speisezimmer. Sogar das Tischgebet, ihre sonst mit kaufmännischer Pünktlichkeit dem Himmel ausgestellte Quittung für genossene Leibesnotdurf, vergaßen sie.

Das war zuviel!

Erstens: Die an den Tag gekommene Wüstlingschaft des Seligen.

Zweitens: Die Ruchlosigkeit dieses Lasterhaften, einen Unmündigen in sein Laster einzuweihen.

Drittens: Die Frucht dieser Lasterlehre in Gestalt von Äußerungen, die bewiesen, daß der „verwahrloste Knabe“ von diesen Greueln als von etwas ganz Tagtäglichem sprach.

Neuntes Stück: Gespenstische Wanderung

Sodom und Gomorrha! Jeremiassens Weib legte sich als Salzsäule ins Bett. Jeremias aber wanderte noch lange in Unterhosen über die Smyrnateppiche und erwog in seinem entsetzten Christenherzen, ob wohl noch die geringste Aussicht bestünde, diese aussätzige Seele zu retten, und wenn, mit welchen Mitteln? — Rauhes Haus? Schiffsjungenschule? Korrektionsanstalt? — War es vielleicht nicht doch besser, die Vormundschaft abzulehnen? — Welche Macht der Welt konnte ihn zwingen, einen seelisch „Verseuchten“ in sein Haus aufzunehmen? War

er es nicht seinen unmündigen Kindern schuldig, sie vor der Berührung mit diesem Mitwisser von Lastern, der vielleicht selbst schon ein frühreifer Lasterknecht war, zu bewahren? – Aber (das christliche Herz überließ das Wort dem kaufmännischen Verstande) ... das Geld ... die spätern Eventualitäten ... die gebotene Rücksicht auch auf die äußeren Interessen der Kinder ... die Möglichkeit der Angliederung Henrys an seine Familie ... vielleicht Berta als künftige ... Ein Stöhnen entrang sich dem Jeremiasischen Busen unter dem Anpralle dieser Versuchung.

„Nach diesen Erschütterungen," rief er aus, „ist Schlaf unmöglich! Ich werde das Haus inspizieren. Hast du meinen Schlafrock eingepackt, Sanna?"

„Nein," tönte dumpf die salzene Säule.

„So werde ich mich aufs neue ankleiden müssen," konstatierte nicht ohne tadelnden Unterton der mangelhaft versorgte Gatte und wollte seine vor die Tür gehängten Kleider wieder hereinholen. Indessen sie waren vom Diener schon weggenommen.

– „Fatal! Sie sind schon weg. Und ich habe kein zweites Paar Beinkleider bei mir!" (Im Krakerschen Hause galt das Wort Hose nur im Umkreise der kindlichen Garderobe für anständig, als wo man annehmen durfte, daß es eine Umhüllung von Partien bezeichnete, die ihrer erbsündlichen Bestimmung noch nicht ver-

fallen waren. Das erwachsene Alter, dem gegenüber diese Annahme nicht ohne weiteres erlaubt schien, trug nicht Hosen, sondern Beinkleider, – ein sprachpsychologischer Unterschied von großer Delikatesse, aber nicht ganz leicht zu durchgründen. Karl, der kluge Knabe, und Berta, das kluge Mädchen, machten sich allerhand ruchlose Gedanken darüber, die so sehr in die Mitte trafen, daß Sanna und Jeremias, hätten sie die geringste Ahnung davon gehabt, an ihrer Vater- und Mutterschaft gegenüber dieser Höllenbrut irre geworden wären.)

„In dem großen Schranke dort habe ich etwas wie einen Schlafrock hängen sehen, wenn es nicht ein Maskenkostüm ist," sagte Frau Sanna.

„Gott behüte, daß ich etwas anziehe, das dieser . . ., ich will mich nicht versündigen, was der Verstorbene auf seinem unzüchtigen Leibe gehabt hat!" meinte Jeremias, öffnete aber doch den Schrank.

„In Unterbeinkleidern kannst du aber noch weniger durch das Haus gehen," erklärte mit großer Bestimmtheit Frau Sanna. „Auch ist es ja nicht ausgemacht, daß der Verstorbene sich dieses Rockes bedient hat. Es ist sogar unwahrscheinlich, weil er dann nicht hier hängen würde."

Damit waren des Gatten Gewissensbedenken beseitigt, zumal, da ja, wie er erwog, Fälle eintreten konnten, die ihn mit Elementargewalt

gezwungen hätten, irgendeinen Überwurf um sich zu tun, gleichviel welchen.

So, nach genügender Hin- und Herwendung des Problems, wie es sich für gründliche Menschen ziemt, und, was schließlich das Wichtigste war, ausgestattet mit dem Plazet der Gattin, entschloß sich Herr Jeremias, in den bundseidenen Schlafrock zu schlüpfen.

Nicht aus Eitelkeit, beileibe, lediglich aus Wißbegierde, wie sich ein derartig weltliches, ja eigentlich wollüstiges Gewand auf der Leiblichkeit eines christlich Wandelnden ausnehmen möchte, betrachtete sich Herr Jeremias in einem der großen Wandspiegel, indem er mit der Linken den Schlafrock zusammenhielt, mit der rechten aber einen dreiarmigen silbernen Leuchter über sich erhob.

„Absurd!" meinte er.

Und er hatte recht. Dieser üppige Schlafrock und die dürre Rechenmaschine mit dem pastoralen Kaufmannsgesichte ergaben, mit einander vereinigt, eine Absurdität. Kleid und Mensch, so schien es, fühlten sich gegenseitig durch ihre Berührung beleidigt, und der Schlafrock fast noch mehr als der Kaufmann. Er fiel mit einem Ausdruck von Degradiertheit steif an dem ihm widerwärtigen Gestelle hinab und schien besonders jede Annäherung an die braunen Unterhosen aus Jägerwolle peinlich vermeiden zu wollen.

Da das Haus nur noch auf den Gängen

durch wenige Öllampen in alten venezianischen Glasampeln erleuchtet war, machte sich Jeremias mit dem Leuchter in der Hand auf den Weg.

Es war nicht anders, als ob ein Gespenst umginge; ein feindseliges Gespenst auf wollenen Socken, das, in seine dumpfe Wesenssphäre verbannt gewesen, solange in dieser vornehmen zurückgezogenen Schönheit ein ihm entgegengesetzter Geist lebendig geherrscht hatte, sich nun mit leeren, kalten, abrechnenden, bös erstaunten Augen hier umsah, jeder Blick ein verwerfendes Urteil und blöde Genugtuung, daß dies alles nun dem Leben entrückt und auf Speichern und in Kellern verschlossen werden konnte. Es schlurfte die Treppen hinunter, an gebuckelten alten holländischen Wandleuchtern vorüber, deren Schilde mattsilbern im Lichte der wehenden Kerzenflammen aufblinkten, während die verblaßten Farben vlämischer Gobelins graurosig einen Augenblick aufblühten, um sofort in braune Schatten zu versinken. Zwei große bronzene Faune Florentiner Arbeit, die am Treppenbeginn als Laternenträger dienten, grinsten, von Lichtern überhuscht, auf und schienen ihre glänzenden Bäuche höhnisch vorzurecken, als der gespenstische Christ, Empörung um die herabgekniffenen Mundwinkel, an ihnen vorbeisockte. Das marmorne Löwenhaupt des Jupiters von Otricoli aber, das an der Rückwand der Eingangshalle zwischen zwei mächtigen geschnitzten Türgepierten auf

dunklem Granitsockel stand, schleuderte den gebückt Vorübertastenden förmlich von sich im kurzen Aufleuchten seiner massigen Fläche.

Herr Jeremias besaß zu seinem Glücke keine Phantasie. An seiner Wiege hatten keine Himmelstöchter gestanden, die ihm derartige Gaben hätten mitteilen können, sondern nur Kommerzenstöchter, und zwar in vorgerückten Jahren, von denen statt der heißen Kraft bildnerischer Vorstellung der kalte Hauch sicheren Kalküls auf ihn übergegangen war. So regten ihn diese kurzen, aus dem Dunkel auftauchenden Lichterscheinungen nicht zu unheimlichen Einbildungen auf, sondern sie erweckten nur Erwägungen teils christlich kritischer, teils kaufmännisch taxierender Natur. Das Heidentum ärgerte ihn, das kostbare Material brachte ihm die Überzeugung bei, daß alle diese Dinge ein schönes Stück Geld gekostet haben müßten. Weiterschreitend befingerte er die samtenen und seidenen Türbehänge, leuchtete an den schweren goldenen Bilderrahmen hinauf, konstatierend, daß es echte vergoldete Holzschnittarbeit war, prüfte die schweren Beschläge der Renaissancemöbel, leuchtete in die Glasschränke voller Porzellan und Silber- und Goldsachen hinein, zählte einmal auf einem Wandbord genau achtzehn Bronzen ab, überzeugte sich durch Befühlen, daß sämtliche Bücher nicht in Kaliko, sondern in Leder gebunden waren, und folgte in seinem inneren Drange im Grunde

immer dem Gedanken: Wo ist denn eigentlich der Geldschrank?

So war er schließlich wieder die Treppe hinaufgelangt und ließ eben das Licht seiner Kerze noch einmal über das geschnitzte Geländer der Gallerie in das Vestibül hinunterfallen, als sich plötzlich ihm gegenüber auf der anderen Seite des Umganges eine Tür öffnete.

Zehntes Stück: Marionetten

Im Türgevierte erschien, mit einem langen seidenen Nachthemde angetan, Henry, dem sich in seinem zornigen Grübeln gleichfalls der Schlaf versagt hatte. Zudem nervös geworden von dem Hin- und Hergeschlurfe, Türen auf und Türen zu draußen, war er wütend aus dem Bette gesprungen und stand nun in einer recht drohenden Haltung da, die um so dramatischer wirkte, als er in der rechten Hand einen Stoßdegen hielt.

„Warum schläfst du nicht?“ herrschte ihn, durch das seidene mit Jabots besetzte Nachthemd und überhaupt dadurch erbost, daß seine nächtliche Inspektion bemerkt worden war, Jeremias an.

„Wie kann ich schlafen, wenn jemand im Hause hin- und herschleicht,“ erwiderte, ohne seine Worte mit einem liebenswürdigen Tone zu salben, Henry, „ich vermutete einen Dieb.“

— „Überlaß, bitte, die Sorge um dein Eigentum jetzt mir und mach dich nicht lächerlich mit deinem Degen.“

Lächerlich?! Henrys Stirnadern schwollen. Er – lächerlich? Es wurde ihm rot vor den Augen. Die zurückgedämmte Wut seines Innern brach vor, tobte auf.

– „Lächerlich? Du bist lächerlich, du in diesem Aufzuge. – Wer hat dir überhaupt erlaubt, meinen seidenen Nachtmantel anzuziehn?"

– „Erlaubt?! Onerhört! Und: Deinen „Nachtmantel?" Ein Knabe braucht keinen Schlafrock! Ich werde ihn wegschließen!"

– „Er war weggeschlossen! Er war immer weggeschlossen! Du hast den Schrank aufgebrochen! Niemand darf diesen Rock tragen, außer mir! Es ist mein eigenstes Eigentum. Mein Heiligtum! Zieh ihn aus, auf der Stelle aus!"

Henry stieß diese Worte heftig und hastig vor und machte Miene, auf die Seite hinüber zukommen, wo Jeremias stand, in dessen Hand der Leuchter zitterte, so aufgebracht war der verdächtigte, beleidigte, bedrohte Onkel.

– „Du bist verröckt. Du bist betrunken! Marsch ins Bett! Morgen sollst du etwas erleben, einfältiger und onverschämter Knabe!"

Henry hörte die Beschimpfung kaum. Sein ganzes kochendes Innere war jetzt wütend auf den Anblick seines Schlafrocks konzentriert, den der da an sich gerissen, um sich getan, entweiht hatte. Seinen Nachtmantel! Der! Seinen Stolz! Den Inbegriff der glühendsten Einbildungen seiner Jugend, die jetzt mit einem Male wieder lebendig wurden.

Er war seiner nicht mehr Herr. Die ganze Wildheit seiner Natur, die sich eigentlich immer nur versteckte und jeden Augenblick bereit war, vorzubrechen, schwoll in einem wütenden Ungestüm hoch. Mit ein paar Sätzen, unter denen der Gallerieboden bebte und dröhnte, war er dicht bei dem entsetzten Schlafrock-Ursurpator, der die linke Handfläche mit gespreizten Fingern abwehrend von sich hielt, während er die Rechte mit dem Leuchter gegen das Geländer stemmte.

Er wollte nach Sanna rufen, aber eine wahre Todesangst verschlug ihm die Stimme. „Dieser entsetzliche Junge wird mich morden," klagte sein Gemüt, „und diese Frau schläft, schläft, schläft!"

Man hörte in der Tat das regelmäßige Röcheln ihres gesunden und männermäßig tiefen Schnarchens.

Indessen stieß Henry keuchend die Worte hervor: „Gib meinen Mantel her, oder ich reiße ihn dir vom Leibe!"

– Gottlob! Nur den Schlafrock und nicht das Leben! Jeremias atmete unter dieser Zuversicht auf und gewann nun Mut zum Widerstande.

„Unterstehe dich, mich anzurühren!" rief er laut, hoffend, dadurch die schnarchende Gattin zu erwecken und so Sukkurs zu erhalten.

„Zieh den Mantel aus!" knirschte Henry und trat noch einen Schritt näher, so daß Jeremias jetzt seinen heißen Atem im Gesichte spürte.

Das war nun schon wieder recht unangenehm bedrohlich.

Trotzdem ermutigte sich Jeremias zum Widerspruch: „Nein!" Und er schloß die beiden Schlafrockflügel, die sich wie aus boshafter Parteinahme für Henry geöffnet hatten.

Da brüllte Henry wie ein Tier laut auf: „Du gibst ihn her, oder ich zerreiße dich!!!" Er schmiß den Degen weg und schüttelte den schlotternden, in sich zusammenrutschenden Onkel an den Schultern. Jeremias sank unter dem Druck der Hände des in seiner Wut doppelt kräftigen Jungen auf die Knie. Der Leuchter entglitt seinen Händen und fiel krachend ins Vestibül. Henry zerrte am Schlafrock, dessen Schulterteil er zwischen den Fäusten hatte, und hob und senkte dabei den fast leblosen, jämmerlich nach Luft schnappenden Jeremias.

Da tat sich genau hinter dieser Familienszene die Türe auf; ein Lichtschein fiel ins Dunkel, und in einem sackartigen Hemde, die Haare unter einer unmöglichen Nachtmütze verborgen, erschien Frau Sanna, nicht mehr bloß Salzsäule jetzt, sondern ein gefrorener Schatten. Ihr Mund tat sich mit aufgestülpter Ober- und Unterlippe auf – schnutenartig, und tat sich wieder zu. Dann streckten sich beide Arme wagerecht vor – statuenhaft, insoferne man eine Vogelscheuche zu den Statuen rechnen will. So eine Weile, indessen Henry weiter am Schlafrock und somit auch an Jeremias herumriß. Nun

aber begannen Sannas Arme, immer noch steif, seltsam zu kreisen, gleichsam als wollte die gebildete Hamburgerin die Form des Kegels demonstrieren. Doch war dies keineswegs ihre Absicht und das Ganze nur eine Art Reflexbewegung. In aller Kürze: Sanna, durch das Gebrüll Henfels aus dem Bette und vor die Türe getrieben, war angesichts der Pantomime zwischen Onkel und Neffe einer Art temporären Blödsinns verfallen. Der Schreck hatte sie um Sprache und Bewegung gebracht, nur die Arme vermochten noch dieses wunderliche Kreisen um eine unsichtbare Kegelform.

Das Ganze: Der auf- und niedergetunkte Onkel und die armekreisende Tante machte im bräunlich gelben Lichte einer Öllampe, das von unten her zwischen den Säulen des Galeriegeländers heraufschwamm, den Eindruck einer grotesk-unheimlichen Marionettenszene.

War es nicht wirklich eine?

Die Frage genauer gestellt: War irgendeine der drei Figuren sich dessen bewußt, was hier vorging? Die rasende Wut Henrys, der seinen Vormund vielleicht erdrosselt haben würde, wenn seine Fäuste dessen Gurgel erwischt hätten, statt des Schlafrockstoffes, und dies zur Gelähmtheit gewordene Entsetzen von Sanna und Jeremias – beides waren schließlich Äußerungen eines Feindschaftsgefühls, das sich seiner ganzen Tiefe nicht bewußt war.

Henry zumal handelte im Grunde ganz

willenlos, wie in den Zuckungen eines epileptischen Anfalles, und doch war es seine innerste, eigentlichste Natur, die sich hier, durch keinerlei vernünftiges Bedenken gehemmt, äußerte. Mit demselben Gefühle wütender Genugtuung, mit dem er jetzt den verhaßten Ursurpator nicht bloß seines Schlafrockes, sondern seiner Freiheit auf- und niederzwang, hätte er auf ihm herumtreten können. Und dieser wiederum, so tief die entsetzlichste Angst in ihm saß, und so unmöglich ihm jeder tätige Widerstand, jeder Versuch sich frei zu machen, schien (denn es war, als sei alle Kraft von ihm gewichen), auch dieser hätte sich eher erdrosseln lassen, als daß er den Schlafrock losgelassen und ein Wort der Nachgiebigkeit gesprochen hätte. Selbst Frau Sanna, in ihrer wortelosen Verblödung durch den Schreck, empfand als letzten Willensrest in sich das Gefühl einer starren Entschlossenheit: Nicht nachgeben! Nur nicht nachgeben!

Diese stumme Szene, in der sich alles Gegensätzliche zwischen den feindlichen Parteien wie in einer symbolischen Handlung mehr unbewußt, als bewußt aussprach, dauerte kaum eine Minute. Nur der oberste Regisseur aller Puppenspiele mag es wissen, welchen Verlauf sie genommen hätte, wenn jetzt nicht, durch den Krach des heruntergestürzten Leuchters erweckt, ein Diener mit einer Blendlaterne erschienen wäre. Wie der Reflektor der Laterne einen breiten grellen Lichtkegel über die Szene warf, war

sie mit einem Schlage beendet. Henrys geballte Fäuste lösten sich, er stürzte vornüber lang hin.

War es eine mit schneller Erfassung der Situation, mit plötzlich wach werdendem Bewußtsein simulierte oder wirkliche Ohnmacht? — Er blieb steif liegen, sich in den Teppich verbeißend.

Auch Jeremias und Sanna gewannen augenblicklich Bewußtsein und Sprache.

Frau Sanna verschwand einfach, da jetzt das Gefühl, bloß behemdet zu sein, alles andere in ihr beiseite schob. Jeremias aber erhob sich und sagte zu dem Diener: „Ein Krampfanfall! Bringen Sie den jungen Herrn ins Bett."

Dann zog auch er sich zurück, blieb aber lauschend hinter der Türe stehen, um womöglich zu konstatieren, ob die Ohnmacht echt oder simuliert sei.

Elftes Stück: Kopfkissengedanken

Sie war gespielt, wurde aber so gut durchgeführt, daß Herr Jeremias keinen Lauscherlohn davon trug. Henry machte sich steif wie ein Stück Holz und ließ den Diener sich ruhig abmühen, ihn in die Höhe und mit vielem Ächzen hinüber in sein Zimmer zu bringen. Erst wie der Schnaufende ihn ins Bett gelegt und dann die Türe hinter sich zugemacht hatte, öffnete er die Augen und richtete sich auf.

Was würde nun geschehen?

Henry war ganz ruhig. Diese gymnastische Übung hatte ihm eigentlich ganz gut getan. Er fühlte sich erfrischt, wie nach einem Ritte. Auch seelisch. Es war doch angenehm gewesen, dieses alte Ekel unter sich zu haben, das nun bis zu seiner Mündigkeit über ihm stehen sollte. Und, so schloß Henry mit nicht übler Psychologie: ein bißchen in acht würde sich der Herr Vormund inskünftig doch wohl nehmen. Zwar: Der Krieg war nun nicht bloß erklärt, sondern ausgebrochen. Aber das schadete nichts. Besser diese Klarheit, als unbestimmtes Hindämmern in einem Zustande unausgesprochener Gegnerschaft. – Der Onkel und die Tante würden sich rächen. Gewiß. Aber leicht hätten sie ihm ohnehin das Leben nicht gemacht, das war sicher. Nein, es war ganz gut, daß er den Onkel ein bißchen getaucht hatte, und bedauerlich wäre nur, wenn der Mantel dabei Schaden gelitten hätte. Anderseits war aber auch der schließliche Ausgang der Sache ganz nach Wunsch. Zumal die Ohnmacht war eine glänzende Eingebung des Augenblicks gewesen. Sie überhob ihn der Notwendigkeit, sich zu entschuldigen. Er würde einfach morgen tun, als sei jede Erinnerung an das Geschehene durch die Ohnmacht ausgelöscht. Ja, er könnte den ganzen „Anfall" vielleicht für weiterhin nutzbringend ausbeuten, indem er eine krankhafte Veranlagung zu derartigen nervösen Zuständen kon-

struierte, die mit explosionsartigen Entladungen begännen und in Ohnmachten endigten. Da der Hausarzt verreist war, konnte sich der Onkel nur bei der Dienerschaft erkundigen, und die war metallisch zu beeinflussen.

Über diesen weit ausschauenden Plänen schlief Henry im ganzen nicht unzufrieden ein.

Im Schlafzimmer gegenüber kam man zu Entschlüssen, die zu Henrys Erwägungen stimmten.

Das Ehepaar war doch stark mitgenommen von dem Erlebten, und, was Jeremias anging, so fühlte er seine Knochen.

Dieser Henry war, abgesehen von seinen übrigen schauderhaften Eigenschaften, auch noch ein gefährlicher Wüterich. Man mußte auf seiner Hut vor ihm sein, sonst konnte, wie figura zeigte, ein Malheur passieren. Strenge, ja, – natürlich; aber doch in gewissen Grenzen. Keine pädagogischen Plötzlichkeiten, kein rasches Zupacken, sondern mehr ein systematisches Belasten, gewissermaßen ein langsames Ausdrücken des Geschwüres.

„Wir wollen ihn schon mürbe machen, Jeremias," erklärte Frau Sanna. „Es muß in der Bibel irgendwo ein Gleichnis sein von der langsamen Kelter; danach wollen wir handeln."

„Dieses Gleichnis ist mir nicht gegenwärtig, und ich möchte fast meinen, du verwechselst es nach Frauenart mit einem anderen", entgegnete Herr Jeremias, indem er sich, die beiden Arme

kreuzend, beide Schultern gleichzeitig rieb, was ihm durch seine Magerkeit erleichtert wurde. „Aber die Sache triffst du genau. Derartige Explosionen müssen schlechterdings vermieden werden, schon aus Rücksicht auf uns und die Kinder, denen der Anblick solcher Szenen in keiner Hinsicht zum Vorteil gereichen könnte. Aber auch im Interesse des Buben.“ (Während dieser Unterredung hieß Henry durchweg „Der Bube“.) „Denn es scheint doch, als ob bei diesen fürchterlichen Entladungen einer bestialischen Wildheit eine gewisse krankhafte Veranlagung mit im Spiele wäre.“

— „Er sah aus wie ein Tobsüchtiger, als er dich schüttelte, Jeremias. Das einzige Gute daran war, daß seine Raserei ihn verhinderte, mich zu bemerken. Ich würde den Gedanken nicht ertragen können, von ihm im Bettgewande gesehen worden zu sein.“ (Bettgewand war im Krakerschen Idiotikon die Bezeichnung für das erwachsene Nachthemd.) „Seine an sich schon gräßlich großen Negeraugen hingen ihm förmlich aus dem Kopfe heraus und waren blutunterlaufen, wie bei den Büffeln in unserem Zoologischen Garten. Auf seinen Lippen stand gischender Schaum. Alles an ihm war verzerrt und die Gesichtsfarbe dunkelblau. Er sah nicht aus, wie ein Mensch, sondern wie ein Teufel. Und das ist er auch.“

— „Du übertreibst wohl etwas, Sanna, und das eine muß ich dir direkt verweisen: Das

mit dem Teufel. Nimm es mir nicht übel, Sanna, aber du bist da in katholische Anschauungen verfallen. Nur ein Katholik kann sagen: Dieser oder jener Mensch ist ein Teufel, denn die Katholiken glauben, soviel ich weiß, an die Möglichkeit, daß der Teufel sich in einem Menschen verkörpert. Unsere gereinigte Lehre aber verwirft dies als papistischen Aberglauben und erkennt nur die Möglichkeit an, daß der Teufel Besitz von der Seele eines Menschen nimmt. Daher das Wort: Vom Teufel besessen. Dies ist ein Unterschied, Sanna, denn ein vom Teufel Besessener ist immer noch ein Mensch, und nicht der Teufel selbst, und ihn können wir retten, indem wir den Teufel aus ihm vertreiben."

So Herr Jeremias, der in seiner Schwäche diesen theologischen Exkurs offenbar als eine angenehme Ablenkung vom eigentlichen Thema empfand und überdies die Gelegenheit zu einem sanften Tadel Sanna gegenüber gerne ergriff, weil er sich noch immer mit Ärger an die gesunden Äußerungen ihres Schlafes erinnerte, währenddessen er Todesängste auszustehen gehabt hatte.

Der Vorwurf des Rückfalls in katholische Anschauungen kränkte Frau Sanna tief. Sie drehte sich nach der anderen Seite um, die ohnehin ihre Schlafseite war, und machte dem Gespräche durch eine majestätische Schnarchfuge ein Ende.

Zwölftes Stück: Frühstücksgespräche

Als am nächsten Morgen die beiden Gatten beim Frühstück saßen, das, nach Hamburger Art reichlich bestellt, Herrn Jeremias angenehm berührte, meldete ein Diener, daß der junge Herr krank sei und nicht aufstehen könne. Es sei dies nach Anfällen wie dem gestrigen immer so und habe nichts weiter auf sich. Nur möchte man den Kranken ungestört im verdunkelten Zimmer lassen. So habe es in allen früheren Fällen der Arzt angeordnet. Sonst wiederhole sich der Anfall leicht, während sich der Kranke erfahrungsgemäß im Laufe eines Tages völlig zu erholen pflege, wenn er sich ganz überlassen bleibe und durch nichts an den überstandenen Anfall erinnert werde.

So der Diener nach genauer Anweisung Henrys, der ihn auch über die Art der Antworten auf etwaige Fragen wohl instruiert hatte.

Er hatte die Fragen ganz richtig vorausgesehen.

Ob solche Anfälle schon öfter vorgekommen seien?

Ja, zumal um diese Zeit, im Frühjahr.

Ob bei bestimmten Gelegenheiten?

Ja, nach Aufregungen. Z. B. wenn er heftig getadelt worden sei, was aber nur selten geschehen sei, da der junge Herr sich durch Freundlichkeit viel leichter leiten lasse.

Welche Aufregungen also sonst?

Der junge Herr könne direkten Widerspruch manchmal durchaus nicht vertragen. Es sei krankhaft, meine der Arzt, nervös. Auch sehr angestrengtes Studieren disponiere zu den Anfällen. Dem jungen Herrn sei vieles Sitzen nicht gesund. Er bedürfe nach der Meinung des Arztes viel körperlicher Bewegung, zumal Reiten und Kutschieren.

Henry hatte die Grundlagen seiner pädagogischen Behandlung noch weiter ausgeführt, aber Herr Jeremias hielt es für angebracht, seine Fragen einzustellen. Daß der Diener auf Instruktion antwortete, ahnte er zwar nicht, aber er begriff, daß er nur noch weitere Maximen einer Erziehungspraxis zu hören bekommen würde, nach denen sich zu richten ganz außerhalb seiner Pläne lag.

Die Krankheit Henrys und seine Ausschaltung für diesen Tag war ihm angenehm. So durfte er die Szene von gestern pathologisch nehmen und sich ein Eingehen darauf ersparen. Auch war er ja eigentlich als Sieger aus diesem Zweikampf hervorgegangen, eine Überzeugung, die auch für den entschiedensten Christen etwas Angenehmes hat.

– Gut: – Fertig damit! – Er schob die Sache erleichtert beiseite und ging nun an die Disposition für sein Tagewerk.

– „Ich werde reichlich bis zum Essen zu tun haben. Laß es auf vier Uhr richten, du

kannst dich ja inzwischen in der Stadt oder im Hause umsehen."

— „In der Stadt?! Wo denkst du hin? Selbst vor dem Hause graut mir. Ich werde an Minna schreiben, daß sie das Zimmer für den Jungen richtet."

— „Gut. Ich bin auf das Testament gespannt."

— „An uns hat er gewiß nicht gedacht."

— „Gewiß nicht, dafür aber vielleicht noch an eine ganze Reihe von Bastarden. Denn, Sanna, das ist mir jetzt klar: Henry ist der Sohn Henrys."

— „Schrecklich!"

— „Ich werde, wenn es deren gibt, auch Freunde des Verstorbenen aufsuchen."

— „Womöglich gar Freundinnen!?"

— „Sanna!"

— „Oder diesen Hermann!?"

— „Je nachdem."

— „Was wirst du alles erfahren! In welche Verhältnisse wirst du blicken müssen!"

— „Ich werde nichts unterlassen, was zu meiner Orientierung nötig erscheint."

So, grimmig entschlossen, begab sich Herr Jeremias in die Stadt. Die Hauartsche Equipage gewann das Aussehen einer Mietskutsche, wie der kümmerliche Bratenrock in ihr saß, und der Kutscher verriet viel Stilgefühl, indem er zu dieser Fahrt die älteste Livree hervorsuchte.

Dreizehntes Stück: Ouvertüre quasi furioso

„Sanna!“ rief Herr Jeremias aus, als er zurückkehrte; „es ist entsetzlich!“

„Was?“ gab Sanna erschreckt zurück; „ist das Vermögen in Unordnung?“

– „Nein, das ist gottlob in tadelloser Ordnung. Aber sonst! Es ist furchtbar!“

– „So sprich doch!“

– „Henry ist ein Jodenjonge!“

Sanna setzte sich fassungslos auf einen Schaukelstuhl, der heimtückisch schnell nach hinten wippte und dadurch ihre Beine in eine vollkommen unpassende Schräglage brachte, die Füße nach oben.

Mit einem Schwung war sie wieder auf den Füßen und wankte zu einem Sofa.

– „Sprich, Jeremias! Sag mir alles!“

– „Also höre.“

Herr Jeremias, viel zu erregt, um stille zu stehen oder gar zu sitzen, ging mit großen Schritten zwischen der Venus von Milo und dem nicht minder nackten Knaben von Xanten auf und ab, indem er referierte: „Also: das Testament! Höllisch, Sanna, höllisch! Er bleckt uns die Zunge aus dem Grabe hervor!“

– „Beruhige dich, Jeremias! Du transpirierst!“

Herr Jeremias mußte sich in der Tat den Schweiß von der Stirne wischen, ehe er fortfuhr: „Gut! Es sind drei Testamente da! Eins

mit dem Namen der Frau, also für den Fall bestimmt, daß diese ihn überlebt hätte. Es hat jetzt keinerlei Bedeutung. Das andere ist für den Jungen, nur von ihm und nicht vor seiner Mündigkeit zu öffnen, abgefaßt für den Fall, daß der Tod später eingetreten wäre, also zu einer Zeit, wo der Junge schon mündig gewesen wäre. Vermutlich enthält es noch mehr Greuel. Ich danke meinem Schöpfer, daß ich es nicht zu lesen brauche. – Das andere trägt meinen Namen und ist am Tage der Adoption abgefaßt. Es soll für den vorliegenden Fall gelten. Alles notariell, richtig, unanfechtbar. Da ist es!"

Herr Jeremias schloß die Aktenmappe auf, die er immer in der Klemme des linken Armes bei sich geführt hatte, nahm ein Schriftstück mit geöffneten Siegeln heraus und entfaltete es zu den Füßen der Venus von Milo, deren Nacktheit ihn jetzt gar nicht zu genieren schien. Mit einem übermäßig heftigen Schlag der rechten Hand knackte er den Bug des steifen, dicken Büttenpapiers um, selbst auf das Material zornig, dessen sich der tückische Vetter bedient hatte, um seine unvetterlichen Gesinnungen ihm gegenüber zu fixieren.

Ehe er las, ließ er das Dokument noch einmal sinken, atmete tief auf und sprach: „Daß Henrys Seele gottlos, verstockt, boshaft, lasterbefleckt und aller verwandtschaftlichen Regungen unfähig war, wußten wir, wußte zumal ich,

dem dieser Mensch schon von Kindesbeinen an unsympathisch war. Daß sein Testament nichts enthalten würde, über das wir uns zu freuen Ursache hätten, sah ich voraus. Aber daß es nichts sein würde als grinsende Verhöhnung meiner heiligsten Gefühle und die schamlose, ausdrückliche Offenbarung einer schlechthin verbrecherischen Sinnesart, das, nein, das hätte ich nicht für möglich gehalten."

Jeremias mußte nochmals seine Stirne abtrocknen. Dann fuhr er fort: „Aber ich dulde um meines Glaubens willen, denn um Christi willen habe ich diesen Spott zu ertragen. Wie recht hatte doch Pastor Südekum, als er einmal sagte: Die Zeit der Christenverfolgungen ist noch nicht vorüber, und der Diokletiane ist heutzutage Legion!"

„Reg' dich nicht auf, Jeremias! Lies!" warf Frau Sanna, mehr ungeduldig, als um seine Seelenruhe besorgt, ein.

Vierzehntes Stück: Von den Prüfungen eines christlichen Kaufmanns

Und Jeremias las. Es war, als ob die Eisengallustinte selbst, mit der das Testament geschrieben war, in ihrer ganzen bitteren Herbe über seine Lippen flösse, so widrig war das Gesicht des Lesenden:

„An meinen Vetter Jeremias Kraker, Export und Import in Hamburg, den

ich mit derselben Liebe liebe, mit der er mich liebt.

Jeremias: Kapitel 9, Vers 15."

„Was stehet dort geschrieben?" fragte Frau Sanna.

Jeremias griff in den linken Schoßflügel seines leidtragenden Gehrockes, der das Alte Testament barg, während im rechten das Neue seinen Platz hatte, und las: „Darum, so spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israels, also: Siehe ich will dies Volk mit Wermut speisen und mit Galle tränken."

„Was soll das?" fragte verdutzt Frau Sanna.

„Du wirst es bald merken," antwortete Jeremias. „In der Unflätigkeit seines Gemütes hat sich der Hingegangene nicht gescheut, einen Vers Jeremiä gewissermaßen als Motto zu mißbrauchen. Wir sind das Volk, Sanna, das von ihm mit Wermut gespeist und mit Galle getränkt wird in diesem schändlichen Schriftstücke. Es ist sogar noch ein zweiter Vers vermerkt und dessen Sinn wird dir ohne weiteres eingehen:

Jeremias: Kapitel 15, Vers 13!!!"

Der bibelsichere Kaufmann blätterte um und las fast wimmernd: „Ich will aber zuvor euer Gut und Schätze in die Rappuse geben, daß ihr nichts dafür kriegen sollt; und das um aller eurer Sünden willen, die ihr in allen euern Grenzen begangen habt."

„In die Rappuse!" wiederholte Frau Sanna entsetzt, „wie schrecklich!"

„Jawohl: in die Rappuse!“ rief Herr Jeremias aus, „und das da ist die Rappuse, Sanna! Das da!“ Er schlug klatschend auf das Testament.

„Ogottogottogott!“ jammerte Frau Sanna. „Und das hat er extra ’rausgesucht!“

Jeremias nickte schwermütig mit dem Kopf: „Ja selbst die Bibel, die er sonst mied, mußte ihm dazu dienen, uns Pfähle ins Fleisch zu stoßen!“

„Er war ein Ungeheuer! Ich mag nicht auf seinem Sofa sitzen!“ rief Frau Sanna aus und sprang auf, als sei sie einer im Polster verborgenen Stecknadel zu nahe gekommen. Und nun wandelte sie neben ihrem Gatten her, während er weiter las:

„Jeremias! Bei deiner großen Frömmigkeit, dieser durchaus probaten Diätetik der Seele, die Geist und Gemüt vor allen ungesunden Anstrengungen und Aufregungen schützt, und bei deinem streng geregelten Lebenswandel, der allen Gefahren und Schädigungen klug aus dem Wege geht, ist es mir zweifellos, daß du mich und auch meine Frau überleben wirst. Ganz bestimmt aber wirst du, denk ich, in dem Falle am Leben sein, für den ich heute am Tage der Adoption von Felix Schirmer, nun also Felix Hauart (später Henry Felix zu nennen, nach seiner Einregistrierung in ein protestantisches Kirchenbuch) dieses Testament errichte, für den Fall nämlich, daß wir, meine

liebe Frau Klara und ich, diesen unseren Adoptivsohn in unmündigem Alter zurücklassen sollten. Für diesen Fall, den das Schicksal meinem teueren Sohne hoffentlich ersparen wird, bestelle ich Dich zu seinem Vormund.

Dies ist mein einziges Vermächtnis an Dich. Wärest du nicht der Fromme, der Du im Gegensatze zu mir, dem Gottlosen, bist, so würde ich Dir auch etwas anderes vermachen, ‚Dinge dieser Welt', um in Deiner Sprache zu reden. Aber, so hoch ich diese Dinge schätze und schätzen muß, da ich ja an die andere Welt nicht glaube, so sehr verachtest Du sie, der hienieden nicht genießen, sondern sich nur vorbereiten will auf das himmlische Jenseits, allwo der Fromme um so höherer Seligkeit gewürdigt werden soll, je kümmerlicher es ihm ergangen ist in diesem Jammertale.

Ist es nicht so, Jeremias?

Ich frage Dich, weil ich mich selbst oft genug gefragt habe, ob das wirklich die Meinung der Frommen ist. Ich bin daran gerade im Hinblick auf Dich, Jeremias, zuweilen irre geworden. Denn fleißiger noch als in die Kirche gehst Du in Dein Kontor, und intensiver noch als an die ewige Seligkeit denkst Du an Deinen Profit, und Du hältst es offenbar durchaus nicht für einen Raub an Deinem Christentum, daß Du Dich täglich durch Export und Import bereicherst. Schon als Knabe hast Du mit Stahlfedern und Briefmarken einen schwung-

haften, erfolgreich auf Gewinn bedachten Tauschhandel getrieben, großes Geschick entfaltend in der Ausnutzung der Konjunktur und große Beredsamkeit, wenn es Dir galt, Dein Briefmarkenalbum vorteilhaft um ein selteneres Stück zu vermehren, als es das war, das Du dafür hinzugeben entschlossen warst. So hast Du mich, o Jeremias, einmal um eine Kap der guten Hoffnung gebracht, die dreimal so viel wert war, als die Mexiko, die Du mir dafür aufdrehtest."

Herr Jeremias blieb stehen und rief erregt, indem er das Testament schwang: „Kein Wort ist davon wahr! die Mexiko war ebenso gut; wenigstens in dem Moment, wo ich sie ihm gab. Erst am nächsten Tag fiel sie im Kurs, weil ein anderer Junge ein ganzes Kuvert voll in die Klasse brachte. Ich habe nur kaufmännische Voraussicht an den Tag gelegt damals. Das ganze Börsengeschäft beruht darauf, daß man sich über Eventualitäten durch Erkundigungen orientiert und demgemäß rechtzeitig Abschlüsse macht. Henry hat genau so mir gegenüber gehandelt und mehr als einmal. So erinnere ich mich, daß er mir eine Thurn und Taxis . . ."

„Halt dich doch nicht bei den Briefmarken auf!" fiel Frau Sanna ein „das war ja nur Hohn."

„Aber ich laß mir meine Ehrenhaftigkeit als Kaufmann nicht verdächtigen!" rief Herr Jeremias, „mein Schild ist rein!"

– „Gewiß, Jeremias! Lies weiter!"

– „Also: . . . aufdrehtest! Du siehst: auch ich bin Kaufmann; sonst würde ich mich an derlei nicht mehr erinnern. Aber ich verstehe nur manchmal nicht recht, wie man ein so brillanter Kaufmann sein kann wie du, und ein so brillanter Christ gleichzeitig."

Herr Jeremias konnte nicht anders: er mußte das Testament nochmals heftig schwingen und stehen bleiben. Dabei rief er: „Ja, soll ich denn, weil ich Christ bin, alle Geschäfte den Gottlosen überlassen? Das möchte denen gefallen. Das glaube ich!"

„Es ist ja bloß Hohn, Jeremias!" beschwichtigte die Gattin. „Er meint den Unsinn ja gar nicht ernst. Lies weiter!"

Und Jeremias las: „Aber es wird wohl so sein: Ihr guten Christen, da euch das Leben nur als eine Kette von Prüfungen gilt, die im Jenseits um so höher honoriert werden, je freiwilliger sie übernommen und je glänzender sie bestanden worden sind, ihr betrachtet auch den kaufmännischen Beruf als eine Prüfung und drängt euch um so beflissener zu ihm, je widerwärtiger euch der Gedanke an irdischen Gewinn ist. Ihr leidet grausam am Profit, aber ihr überwindet mannhaft dieses Leiden, so mannhaft, daß ihr es täglich, stündlich steigert. Es ist das Kreuz, das ihr auf euch nehmt, ein Kreuz aus Gold und daher sehr schwer. Nur dadurch ist auch zu erklären, daß ihr Reich-

tümer sammelt, nicht, um sie zu genießen, sondern offenbar bloß zu dem Zwecke, daß sie da sind. Das wäre ganz unnatürlich, wenn ihr es nicht aus der Lust am Leiden, am Tragen tätet, – ihr Märtyrer des goldenen Kreuzes. Ist das nicht so, Jeremias?"

Hier blieb Frau Sanna stehen. „Er war verrückt, Jeremias!" rief sie mit Bestimmtheit aus. „Ich glaube, man kann das Testament anfechten!"

– „Nein, Sanna, er war nur über alle Begriffe boshaft, und er wußte ganz genau, wo hinaus er mit seinem gotteslästerlichen Spotte wollte. Höre nur weiter: „Ja es ist so. Und weil es so ist, darf ich dir von meinem Reichtum nichts hinterlassen. Zwar, er würde dich vielleicht besonders schwer drücken und dir aus diesem Grunde doppelt willkommen sein als Zuwage zu deinem Kreuze, weil mein Vermögen nicht christlich, sondern unchristlich erworben ist, nämlich nicht zu dem Zwecke mich zu drücken, sondern mir das Leben möglichst frei und heiter zu gestalten. Denn jeden Taler, den ich mir erworben habe, Jeremias, habe ich meiner Lust erworben, meiner Begierde, ein freier Herr auf Erden zu sein, alles zu genießen, was einem Menschen, wie mir, die Erde zum Genuß bietet, und zwar im möglichsten Überflusse zu genießen, schwelgerisch, inbrünstig, wollüstig."

„Pfui!" pfiff Sanna hervor.

Düster las Herr Jeremias weiter: „Wenn mein Leben trotzdem nur wenig Wollüste gekannt hat, was ich tief beklage, so trägt die Hauptschuld daran der Umstand, daß ich nicht im Reichtum geboren und nicht für den Reichtum erzogen worden, wohl auch im Grunde eine karge Natur bin – denn ich bin dir blutsverwandt, Vetter Jeremias. So habe ich mir denn als Surrogat für alles Nichtgenossene die Wollust aufgespart, in einem Menschen nicht meines, sondern besseren Blutes einen Wollüstling zu erziehen."

Vetter Jeremias ließ das Schriftstück sinken und sah Frau Sanna leer an. Diese wandte mit vor Grauen halboffenem Munde den Kopf wie mechanisch ein paar mal hin und her und hauchte: „Weiter!"

Jeremias las: „Doch das gehört schon zu der Orientierung, die ich dir im weiteren Verlaufe dieses Vermächtnisses, das aus Rücksicht auf dein stark ausgebildetes Christentum ein Nichtsvermächtnis sein muß, über meinen schon jetzt innig geliebten Sohn und einzigen Erben Henry Felix geben werde. Ich führe nur, um dir klar zu zeigen, wie vollkommen ich deine christlichen Überzeugungen und Empfindungen zu schätzen weiß, noch aus, was ich vorhin angedeutet habe. – Gesetzt den Fall, ich hinterließe dir irdische Güter. Was hieße das? Eine Handlung gegen meinen Begriff vom Sinne des Reichtums und eine Versündigung gegen den deinen. In diesem Zusammenhange sei nur

von der Versündigung gesprochen. Für dich hat der Reichtum nur Sinn als eine freiwillig übernommene Prüfung in Gestalt seiner Erwerbung und der Weiterschleppung des Erworbenen. Auf dem freiwilligen liegt der Ton. Indem du, entgegen deiner christlichen Seele, deine Hände beschmutzest durch Arbeit um Profites willen, zeigst du, daß dir der Sinn des christlichen Lebens als einer heilsamen Beugung des nun einmal auf selbstsüchtige Begierden gerichteten menschlichen Willens aufgegangen ist. Deine Selbstsucht will beten, lobsingen, Gott anschauen, aber statt dessen nimmst du das Leiden des Reichwerdens mit all den Folgeerscheinungen auf dich, die damit verbunden sind. Jede Addition, die dir beweist, daß du ein Geschäft gemacht hast, schneidet dir ins Herz, jede Banknote mehr in deinem Geldschranke bekümmert, jede neue gewinnbringende Kapitalanlage verwundet dich. Und dennoch, dreimal gepriesen der Herr, ist es reine Seligkeit, die du empfindest, denn du weißt: alle diese grausamen Qualen habe ich freiwillig auf mich genommen, als ein treuer Erfüller des Gebotes, daß wir Christen es dem Heiland nachtuen sollen und ein Kreuz auf uns nehmen. – Ein etwas kompliziertes, aber darum nicht weniger intensives Wonnegefühl. Dagegen, wenn ich dir, sagen wir einmal eine Million Mark hinterließe, oder, falls ich nicht Henry adoptiert hätte, mein ganzes Vermögen . . ."

Herr Jeremias machte eine Pause, weil ihm irgend etwas den Atem verschlug.

Dann fuhr er fort: .... „was würde das als Prüfung für dich bedeuten? Nichts. Schlechterdings nichts. Denn sie wäre keine freiwillig durch dich übernommene Prüfung. Der Schmerz, mit dem du die betreffende Summe in dein Hauptbuch eintragen würdest, wäre viel zu gering, um dir als Christen eine irgendwie tiefe Genugtuung zu geben."

Frau Sanna blieb kopfschüttelnd stehen: „Ich sag es noch einmal, er war verröckt, wie er das schrieb. Das hat ja gar keinen Sinn und Verstand. Ich wenigstens verstehe kein Wort davon."

— „Weil du eine christliche Seele ohne Arg bist, Sanna! Weil du, gottlob, die Sprache derer nicht verstehst, die auf der Bank der Spötter sitzen und alle Einfalt ertöten möchten mit dem Drachengifte verzehrenden Witzes! Nicht zufrieden damit, gegen alles Gefühl und alles Recht zu handeln, will er seine Ruchlosigkeit auch noch scheinbar bemänteln, indem er die Fetzen des Hohnes darüber wirft. Das sind die Früchte der Lektüre diese Bücher da!"

Herr Jeremias wies mit einer fast prophetenhaften Geste auf ein großes Bücherregal. Zwar hatte er bisher nur konstatiert, daß die Bücher in Leder gebunden waren, aber er gehörte zu den Leuten, die alles, was ihrem Geiste schrecklich ist, instinktiv auf schlechte Lektüre zurückführen.

„Gewiß hat der Junge sie auch schon alle gelesen," murmelte Frau Sanna.

„Er ist ja selbst ein Teil ihres Geistes," rief Herr Jeremias aus, indem er wie beschwörend die Arme hoch hob, „er ist ja ein Judensprößling!"

„Huch!" sagte Frau Sanna.

Und Herr Jeremias, nun grimmigen Tones, las weiter: „Einem Christen aber ziemt als Vermächtnis einzig eine Prüfung, und er wird um so dankbarer für sie sein, je schwerer sie ist. – Ich denke, Jeremias, du wirst gestehen müssen, daß ich, dem du, glaube ich, nie ein rechtes Verständnis für christliche Bedürfnisse zugetraut hast, überschwänglich gut für dich gesorgt habe.

Denn die Prüfung, die ich dir hinterlasse, indem ich dich zum Vormund meines Sohnes und Erben Henry Felix Hauart bestelle, ist *sehr* schwer. Da du sie nach den Gesetzen immerhin ablehnen kannst, so darfst du sie überdies auch als freiwillig übernommen betrachten. Du *wirst* sie doch übernehmen? Verzeihe die Frage. Sie ist beleidigend. Du wirst sie *natürlich* übernehmen, es ist ganz zweifellos.

Indem ich dies schreibe, Jeremias, sehe ich dein Gesicht vor mir, wie es in dem Augenblicke aussehen wird, da du diese Zeilen liest, und ich sehe durch deine wasserklaren Augen hindurch in dein Gehirn, und ich sehe, was sich da durcheinander windet. Ganz deutlich, Jeremias,

sehe ich jeden deiner Gedanken, jeden. Wie mit Bibellettern gedruckt auf durcheinander wimmelnden Spruchbändern."

Herrn Jeremias wurde unheimlich. Da drüben in dem alten mit Glas gerahmten Spiegel konnte er sich wohl sehen. Sollte er einen Blick ...? Aber nein. Unsinn! ... Nicht doch! ... Welche fatale Art der Nötigung. Denn das war es doch offenbar.

„Sanna, – was sagst du dazu!" wandte er sich an seine Frau, „ist das nicht ... wie?"

Aber Frau Sanna hatte nichts gesagt. Auch ihr war nicht wohl zumute. Das klang so ... Sie fand nicht das rechte Wort und meinte dann: „Gott sei Dank, daß wir nicht abergläubisch sind." Aber es war ihr nicht möglich, das Bild des Verstorbenen anzusehen, das ihr gerade gegenüber hing, von seinem Freunde mit fast unheimlicher Konzentrierung auf die scharfen stahlblauen Augen gemalt.

„Lies weiter!" meinte sie kurz.

Fünfzehntes Stück: Von der Schlange

Und Herr Jeremias las, leise, schnell, als wenn jemand im Zimmer wäre, der es nicht hören sollte: „Ich lege eine Schlange an deinen Busen, Jeremias. Das ist wohl, in deiner Sprache gesprochen, das rechte Wort. – Möge sie sich gut entwickeln, dir und Allen deiner Art zum Ärgernisse! Was ich dazu tun kann,

soll geschehen. Ist es mir beschieden, Henry Felix zum Manne zu erziehen, so wird er — dieser Zuversicht gehört der Rest meiner Tage —, das werden, was ich nicht werden konnte: ein aufrechter Heide und stolzer Herr, der außerhalb eurer Hürden und Schragen leben soll, keinem Gotte, sondern sich zum Wohlgefallen in allen den Wollüsten, die einem wohlgeborenen und durch keine Krankenhauserziehung verkümmerten Menschen gebühren. Sollte mich aber der Tod vor Erreichung dieses hohen Zieles treffen, so wird es, vorausgesetzt, daß ich seiner Seele wenigstens die bestimmende Grundlage habe geben können, besser sein, er lernt in dir das schroffe Gegenteil meines (und somit seines) Ideals kennen und reibt sich hart im Gegensatze zu dir, als daß er etwa lau und halb und halb wird in der Erziehung durch einen Menschen der modernen Mittellinie. Dies habe ich mir wohl überlegt, Jeremias. Es war kein leichter Entschluß. Denn ich weiß: Henry Felix wird es nicht gut bei dir haben, so wenig es dir wohl werden wird bei seiner Erziehung. Auch für ihn wird es eine Prüfung sein und keine leichtere, als für dich. Aber, wenn es schon einmal sein soll, daß ich ihn nicht zu der Höhe führen darf, die ohne Opfer und Mühen nicht zu erreichen sind, so soll er sie sich lieber erkämpfen müssen im Kriege mit einem unbedingten Feinde, als daß er bequem auf halbem Wege stehen bleibt unter der Leitung

eines Führers aus den Kreisen des behaglichen Kompromisses, die augenblicklich in Deutschland die Führung haben.

Du siehst: ich bin offen, Jeremias. Ich belüge weder dich noch mich. Ich mache mir nicht vor, daß du auf meine Erziehungsintentionen eingehen könntest; ja, ich wünsche es nicht einmal. Nimm meinen Sohn nur in deine christliche Striegel! Aber: glaube ja nicht, daß du etwas anderes damit erreichen wirst, als Abhärtung seines Wesens gegen alle Einflüsse deiner Art. Gegenüber dieser Natur wird dich dein Gott verlassen."

Hier mußte Herr Jeremias eine Pause machen, schon aus Mangel an Atem, denn er hatte in einem rasenden Tempo gelesen.

Frau Sanna war den Sätzen ebenso atemlos gefolgt.

„Ist es denn die Möglichkeit!" rief sie aus, „wie kann ein Mensch so entsetzlich bestimmt nicht an Gott glauben!?"

„Ich glaube," entgegnete Herr Jeremias voll tiefer Überzeugung, „jetzt mehr denn je daran, daß diese Vormundschaft eine direkte Fügung Gottes ist. Er wollte, daß sich uns einmal die ganze Schändlichkeit gottloser Verblendung und Verstocktheit in all ihrer greulichen, schamlosen Blöße enthüllte. Auch wir, Sanna, sind nicht wachsam genug gewesen, auch wir haben uns einlullen lassen in sträfliche Ruhe. Wir haben nicht mehr gewußt, daß auch heute der

Teufel noch umgeht gleich einem reißenden Löwen, mit der bestimmten Absicht, das Werk Christi zu vernichten. Wahrlich, Sanna, ich fühle, daß ich ein lauer Christ gewesen bin, zufrieden mit dem Anscheine christlichen Lebens um uns. Ich wußte zwar immer, daß vieles nur tönendes Erz und klingende Schelle ist, und ich habe es nicht daran fehlen lassen, an der Vertiefung christlichen Lebens mitzuarbeiten. Aber erst jetzt sehe ich, daß der Antichrist selber wieder am Werke ist, und daß wir viel, viel tätiger sein müssen. Gelobt sei Gott, daß er es auf unsere Schultern gelegt hat, diesen Sohn der Finsternis ins Licht zu führen. Ich gelobe es ihm zu, nicht zu ermüden an diesem schweren Werke und fröhlich daranzugehen."

Jeremias Kraker war in diesem Augenblicke ganz Gottesstreiter ohne jeden Nebengedanken. Und Frau Sanna durfte mit Recht stolz ausrufen: „Ja, Jeremias, du wirst die Palme haben! Ich wünschte, daß der gottlose Mensch dich jetzt wirklich sähe! Sein Spott würde ihm wohl vergehen!"

„Es ist, wie immer, Sanna; er wollte es böse machen usw.! – Doch wir wollen nicht hochmütig werden! – Höre den Schluß!"

Und Herr Jeremias las gelassen das Ende: „Ich habe, ehe ich zur Adoption geschritten bin, den Knaben, der nun mein Erbe ist, eingehend auf sein Wesen und dessen Grundlagen geprüft und habe in ihm alle Voraussetzungen

zur erfolgreichen Durchführung meiner Absichten gefunden. Dich wird davon nur seine Herkunft interessieren. Sie ist nur mütterlicherseits bestimmbar, denn seine Mutter, eine amerikanische Jüdin, verwitwet, unabhängig, frei von Sentimentalität und Allerweltsmoral, hatte zur Zeit seiner Entstehung zwei Liebhaber, deren jeder der Vater sein kann. Es tut nichts zur Sache, welcher von ihnen der Vater ist. Genug, daß der eine wie der andere in seiner Art so edlen Blutes ist, wie die Mutter, und keiner ein alltäglicher Mensch, auch abgesehen von ihrer adligen Herkunft. Nach meinen genauen Ermittelungen steht fest, daß auch sie zu den heutzutage höchst seltenen Erscheinungen innerhalb der versentimentalisierten und moralisch schwachmütig gewordenen Menschheit gehören, die auf eigene Faust zu leben verstehen als, vielleicht dessen unbewußt, Vorläufer einer neuen Generation höherer Genußmenschen. Sie sowohl wie die Mutter leben noch, aber sie sowohl wie die Mutter werden meinem Sohn nie im Leben nahe treten. Es ist auch mein Wille, den zu respektieren ich ausdrücklich wünsche, daß er unter keinen Umständen vor oder nach seiner Mündigkeit über seine Herkunft aufgeklärt wird. In dem Schriftstück, das ich zur Übergabe an ihn bei seiner Mündigkeitserklärung hinterlasse, teile ich, als der einzig dazu befugte, ihm mit, daß er nicht mein und Klaras leibhafter Sohn ist.

Vorher darf er dies unter keinen Umständen erfahren. Auch nicht andeutungsweise.

Henry Felix besitzt zwei Gegenstände als sein eigenstes Eigentum, die von den Männern herrühren, deren einer sein Vater ist: Einen seidenen Schlafrock und die Statuette eines Kosaken. Diese beiden Gegenstände sind ihm zu übergeben. Desgleichen als eine Erinnerung an mich eine Samtschatulle voll römischer Imperatorenmünzen und zur ständigen Erinnerung an meine Frau ihr großes Halsband aus Opalen. Der Inhalt der Schatulle hat einen Taxwert von 30000 Mark. Das Halsband repräsentiert dieselbe Summe. Es wird gegen dein kaufmännisches Gewissen sein, einem Unmündigen Gegenstände von solchem Werte auszuhändigen. Nichtsdestoweniger soll es geschehen. Ich wünsche es ausdrücklich, denn es ist mein Wille, daß er täglich nicht nur an uns, sondern auch daran erinnert werde, daß er der Sohn eines reichen Mannes ist und einmal über Millionen zu verfügen haben wird. Denn deine Haupterziehungsmaxime wird ja sein, ihn das vergessen zu machen. Daran kann ich dich nicht hindern. Aber meine Münzen und Klaras Steine werden stärker sein, als deine Maxime, und die beiden Gegenstände, die seinen Blick in das Dunkel seiner früheren Kindheit zurückzulenken bestimmt sind, werden in noch höherem Grade, weil mit dem Reize des Rätselhaften ausgestattet, das ihrige dazu tun, ihm das

Gefühl zu verleihen, daß wesentlichere Mächte es sind, die sein Leben bestimmen, als deine Maximen. Denn, und das betone ich nochmals, du und was zu dir gehört, soll nur als Gegensatz auf ihn wirken.

Ward je in solcher Laun' ein Vormund eingesetzt?

O, Jeremias, dein Gott meint es gut mit dir! Wenn der ganze Inhalt deines berühmten Bordeauxlagerkellers sauer würde, es wäre keine Prüfung, wie diese. Du wirst, um den Willen eines Gottlosen zu erfüllen, ein junges Herz gegen alles verhärten, was dir heilig ist ... Jauchze, Jeremias! Etwas Greulicheres, das heißt: etwas, das deinem nach Bitternis lechzenden Christenherzen angenehmer und willkommener sein könnte, kann dir gar nicht widerfahren. Ich schließe mit dem Gefühle der Genugtuung, mir zum ersten Male deinen Dank verdient zu haben . . .

Rein Geschäftliches ist nur folgendes zu bestimmen: Verkaufe mein Haus in München. Henry Felix soll vogelfrei sein, wenn er aus deinem Hause entlassen wird. Alles Bewegliche, mit Ausnahme der beiden Porträts von Klara und mir, die aber einzupacken und wegzustellen sind, und der Kupferstich- und Münzensammlung, soll mein Freund, der Maler . . . erhalten, dem ich die Richtung meines Geschmackes im wesentlichen verdanke. Insofern irgend etwas davon ihm nicht zusagt, wird er, so hoffe

und wünsche ich, nicht zaudern, es zu veräußern. Die Werke von seiner eigenen Hand möge er an Würdige verschenken, denen ich denselben Genuß daran wünsche, dessen ich mich immer erfreut habe."

Sechzehntes Stück: Adam und Eva

Herr Jeremias ließ das Schriftstück sinken. Eine Pause trat ein, dann sagte Frau Sanna: „Tja . . ."

Ihr war mehr, als alles andere, das auf die Seele gefallen, was sie über die Herkunft des Jungen erfahren hatte. Nur wußte sie nicht, in welcher Eigenschaft ihr Henry gräßlicher war: als der „Sohn der Jüdin" oder als der „vaterlose Bastard". Es hätte wahrlich schon eine von diesen Eigenschaften genügt, ihn ihr unheimlich zu machen und als gebrandmarkt erscheinen zu lassen.

Jeremias Kraker preßte die Lippen aufeinander, indem er das Testament in seine Aktenmappe verschloß. In ihm überwog alles andere der christliche Kampfgedanke: „Du sollst nicht triumphieren, Geist des Antichrist! Hier steht Jeremias Kraker als Streiter für Christum, und er wird es dir beweisen, daß er deinen Spott zunichte machen kann mit dem Gewaffen der ewigen Wahrheit."

„Hast du den Maler aufgesucht, Jeremias?" fragte Sanna.

„Ja, ich war bei ihm," antwortete der Gatte, „und ich kann dir sagen, daß ich dort Dinge gesehen habe, die ich selbst nach Kenntnisnahme dieses gotteslästerlichen Testamentes nicht für möglich gehalten hätte."

„Was denn?" fragte mit dem Tone der Spannung Frau Sanna.

Der Gatte berichtete: „Ich ließ mich als Vormund Henrys und in Sachen des Vermächtnisses an den Maler melden, der übrigens Königlicher Professor ist. Trotzdem, ich meine, obwohl er doch daraus ersehen konnte, daß ein bürgerlich anständiger Mann mit ihm zu sprechen wünschte, entblödete sich dieser Mensch nicht, mich in seinem Atelier zu empfangen."

„Aber, Jeremias," meinte Sanna, „was ist denn dabei?"

„Sehr viel," antwortete Jeremias, „ein nackendes Weib, das zum Glück eben noch hinter einer spanischen Wand verschwinden konnte, und ein ebenso nackender Mann, der ruhig stehen blieb, bis ihm der Maler im rohesten Münchner Dialekt sagte: Du kannst dich auch anziehen, Franzl! Vermutlich duzen sich hier die Maler mit ihren Modellen."

„Zwei – nackte – Menschen – verschiedenen – Geschlechts – neben – einander!?" rief Frau Sanna aus, indem sie wenigstens die Worte trennte.

– „Ja, der Maler erklärte mir mit zynischem Grinsen, daß er eben dabei wäre, der Welt zu

zeigen, wie Adam und Eva ohne Feigenblatt ausgesehen hätten. Denn, so fügte er, immer in seinem abscheulichen Jargon, hinzu, ich finde es scheußlich, diese interessanten Schnittlinien immer mit Gemüse zu garnieren."

„Hör auf!" rief Sanna. „Du hast ihm hoffentlich deine Meinung gesagt."

„Wohl," antwortete Jeremias, „aber er hat mich nur ausgelacht und gemeint, ich sei wohl sehr entfernt mit dem Verstorbenen verwandt, in dessen Auftrag er das Bild in dieser Auffassung zu malen begonnen habe. Nun wolle er es dem Jungen schenken, wenn er mündig sei."

— „Aber das ist ja himmelschreiend!"

— „Auch ich habe es ihm nicht verhehlt, daß ich ein derartiges Geschenk geradezu als Aufforderung zum Laster betrachten müßte. Weißt du, was er darauf antwortete?"

— „Nun?"

— „Er lachte, indem er rief: Ja, machen Sie denn Ihre Kinder da oben mit der Nähmaschine?"

— „Jeremias?!!!"

Frau Sanna funkelte ihren Gatten an, als sei er es gewesen, der diese furchtbare Frage gestellt hatte.

Jeremias aber fuhr ruhig fort: „Ich kann wohl sagen, daß ich am liebsten das Lokal sofort verlassen hätte, um so mehr, als die beiden Menschen hinter dem Paravent, die aus ihrer Nacktheit ein Geschäft machen, diese Unflätig-

keit, die in ihren Ohren ein Witz sein mochte, laut bekicherten. Indessen war es mir bestimmt, den Kelch bis auf die Neige zu leeren und die Luft dieses Ateliers weiter zu atmen, denn ich mußte dem Zyniker ja Mitteilung von dem Punkte des Testaments machen, der ihn angeht. Nach einer geringen Schätzung ist ihm der Wert von mindestens 200 000 Mark in den Schoß gefallen. Was meinst du, was er dazu sagte?"

— „Nun?"

— „Bloß: Ah! Das ist nobel!"

— „Unglaublich!"

— „Ja, und nach einer Weile, es ist nicht zu glauben, sagte er unter Vorausschickung eines dieser bayerischen Bierkutscherflüche: „Da muß ich aber schnell einen Pump anlegen, um mir das Haus zu den schönen Möbeln zu bauen, denn in dieser Kohlenbrennerhütte bring ich's nicht unter. — Dabei wohnt der Mensch luxuriöser, als unsere reichsten Leute in Blankenese."

— „So eine Welt! Womit will denn solch ein Mensch einmal das Haus bezahlen?"

— „Ja. Ich fragte mich es auch. Aber da kam das weibliche Modell hervor, gab dem Professor ganz gemütlich die Hand und meinte, in derselben gemeinen Mundart sprechend, wie er, in zwei Jahren hätte er sich so ein lumpiges Haus leicht zusammengemalt. Ich nehme Anstand, dir seine Antwort mitzuteilen."

— „Sag's nur, Jeremias."

— „Er patschte ihr, in meiner Gegenwart, nicht anders, als wenn ich ein Mensch seiner Sphäre wäre, auf die Backen und sagte ihr in den rohesten Ausdrücken, er danke ihr für ihre gute Meinung, würde sich aber noch mehr darüber freuen, wenn sie künftighin weniger Nudeln und Kartoffeln zu sich nähme, weil sonst ihr Bauch über die Grenzen des Malerischen hinauswüchse."

— „Pfui! Schweig!"

— „Du hast es gewollt, Sanna! Unerhörterweise sprach er gleich darauf die Absicht aus, uns zu besuchen, um dir, wie er sagte, wichtige Ratschläge betreffs der Erziehung Henrys zu geben. Ich lehnte dies kühl mit der Bemerkung ab, daß du morgen früh bereits nach Hamburg reisen würdest. Und so soll es auch geschehen, Sanna. Denn erstens muß der Junge schleunigst fort von hier, und zweitens habe ich wegen des Hausverkaufs noch eine Reihe von Tagen in München zu tun."

— „Es ist mir recht, Jeremias. Je eher ich den Staub dieser greulichen Stadt von meinen Kleidern schütteln kann, um so lieber wird es mir sein. — Nach dem anderen Bastard hast du dich nicht erkundigt?"

„Ich durfte es mir ersparen, weil seiner im Testament keine Erwähnung geschieht."

Siebzehntes Stück: Mit Henry nach Hamburg

Henry wurde durch die Mitteilung, daß er schon am nächsten Tage mit Tante Sanna nach Hamburg abreisen werde, sehr überrascht, aber er ließ sich seine Verwunderung nicht anmerken, sondern sagte einfach: „Schön!", aber in einem Tone voll grimmiger Resignation mit einem Ausdrucke von Ekel um die Mundwinkel, dem man etwa ablesen mochte: Tut was euch beliebt, ich werde einstweilen keinen direkten Widerstand leisten; aber, wenn ich auch mit euch gehe, —: zu euch gehören werde ich nie.

Der im Bette verbrachte Tag hatte ihm erst zum vollen Bewußtsein seiner Lage verholfen.

Er war also in die Hände dieser Philister gegeben. Denn, das war ihm zweifellos, dieser Onkel und diese Tante waren Exemplare der Menschengattung, die sein Papa immer als Philister bezeichnet und von denen er gesagt hatte, daß der vornehme Mensch jede Beziehung zu ihnen peinlich vermeiden müßte; selbst Verbrecher seien ein ziemlicherer Umgang für ihn, als sie. — Daß der Verstorbene es trotzdem nicht hatte hintanhalten können, daß er, der zur Verachtung alles Philisterhaften Erzogene, zwei typischen Vertretern dieser verächtlichen Kaste in die Hände fiel, war ihm unbegreiflich, aber es hing dies wohl damit zusammen, daß es sich mit dieser Vormundschaft um eine staatliche Einrichtung handelte, und der Staat war

ja nach Papas Erklärung eine Philister-Institution geworden, seitdem er aufgehört hatte, der Machtausdruck souveräner Herrschernaturen zu sein. Nur schade, daß diese ihm beigebrachte Wissenschaft jetzt von gar keinem Nutzen für ihn war. Überhaupt: was nützten ihm jetzt alle diese glatten und klaren Erkenntnissätze Papas? Sie hatten offenbar nur Geltung für Leute mit Geld. Und er, Henry, das wußte er nun, besaß nur die Anwartschaft darauf, in einer Reihe von Jahren Geld, sein Geld zu erhalten. Er, der immer wie ein Erwachsener behandelt worden war, war mit einem Male ein Knabe, ein Kind geworden, etwas Willenloses, eine Art lebendiges Ding, mit dem man nicht viele Umstände machte.

„Man": dieser Onkel, diese Tante.

Henry verzerrte das Gesicht, wenn er sich das vorstellte. Aber er fühlte doch auch, daß er sich darein fügen mußte, daß jeder wirkliche Widerstand Unsinn gewesen wäre, und daß es nun nur darauf ankam, sich das Verhältnis zu dem gebietenden „Man" nach Möglichkeit zu erleichtern.

Aber: Wie? Bei den verstorbenen Eltern war es ihm nicht schwer gefallen, sein Benehmen im allgemeinen so einzurichten, daß man gut miteinander auskam, obwohl er sich zu vielem hatte zwingen müssen. Er hatte Liebe gespürt und Liebe empfunden, und er erkannte es jetzt klar: wie leicht hatten die beiden es ihm gemacht! Dagegen jetzt: Äh! –

Nun gut: abwarten! Und: Vorsicht! Schlau sein!

Das hatte er nun auch glücklich heraus, daß er mit Lehrsätzen aus der Hauartschen Schule kein Glück haben würde. Eher mit dem Gegenteil. Auf alle Fälle: Mund zu! Es gab vielleicht andere Dinge, als Worte, mit denen er imponieren konnte.

Und so nahm Henry ein düsteres Schweigen an, das in der Tat zumal für Frau Sanna etwas Beängstigendes hatte. Sie ahnte Hochmut, Hohn, Drohung dahinter und ging daher sanfter mit ihm um, als es ihr nach dem Herzen war.

Schon beim Einpacken wagte sie es nicht, zu verhindern, daß auch seine Fechtutensilien einen Platz erhielten. Sogar die Madonna aus glasiertem Tone konnte sie nicht ausschließen. Denn, als sie bemerkte, für solche Götzenbilder sei in einem evangelischen Hause kein Platz, rollte Henry die Augen mit so entschlossenem Grimme, daß sie eine Explosion befürchtete und aufseufzend schwieg. Der seidene Schlafrock, der Kosak, die Münzensammlung und das Halsband erhielten ihren gemeinsamen Platz in einen besonders schönem Koffer, dessen Schlüssel Henry demonstrativ an sich nahm.

Die Dienerschaft beschenkte Henry fürstlich, und Frau Sanna war nicht wenig entsetzt darüber, daß in seiner Brieftasche trotzdem noch ein dickes Paket Banknoten verblieb.

Sie beratschlagte mit Jeremias, ob man dem Jungen das Geld nicht einfach konfiszieren sollte, aber Jeremias fand, daß, bei allem Rechte, ja auch eigentlich Pflicht dazu, es doch geratener sei, von dieser Aktion Abstand zu nehmen.

Als aber das sehr hübsche Kammermädchen Cenzi dem jungen Herrn aus überströmendem Danke für den gespendeten Hundertmarkschein die Hand küßte, konnte sich Frau Sanna doch nicht enthalten, streng auszurufen: „Lassen Sie das!"

Henrys Abschied von den Pferden erschien ihr gleichfalls abscheulich, und sie erklärte scharf, es sei sündhaft, eine unvernünftige Kreatur zu umarmen und dabei Tränen zu vergießen. Aber Henry wandte nur den Kopf geringschätzig nach ihr um und fuhr fort, die Tiere mit Kosenamen anzureden und aufs zärtlichste, mit innigster Rührung, von ihnen Abschied zu nehmen, recht als ob er zeigen wollte, wieviel näher sie seinem Herzen standen, als die vernünftige Kreatur hinter ihm.

*

Die Reise verlief im allgemeinen ohne Zwischenfälle. Aber ein paarmal war Frau Sanna doch nahe daran, die Notleine zu ziehen. So einmal, als Henry eine eben geöffnete Flasche mit Rotwein, die nach seiner Erklärung nach dem Korke schmeckte, zum Fenster hinauswarf, und ein andermal, als er vor einem Kruzifix, vor dem sie vorüberfuhren, den Hut abnahm.

„Weißt du nicht, daß das gegen die gereinigte Lehre verstößt," fragte sie strenge.

Henry, der es in der Hauptsache nur getan hatte, um sie zu ärgern, antwortete, wieder in derselben Absicht: „Ich nehme nur Abschied von meiner Heimat!"

„Deine Heimat wird von jetzt ab ein christliches Haus sein," erwiderte pastoralen Tones Frau Sanna.

„Ich werde auch vor ihm den Hut abnehmen," versicherte Henry.

Unter derlei anmutigen Gesprächen, in der Hauptsache jedoch unter beiderseitigem Schweigen, verlief die Reise, die Frau Sanna ewig lange zu dauern schien, während Henry, da es seine erste längere Fahrt auf der Eisenbahn war, an dem Vielfältigen der vorüberziehenden neuen Bilder doch aufmerksames Interesse nahm, wenngleich er nicht aufhörte, ein düster verschlossenes Gesicht zu zeigen. Selbst die Mitteilungen über seinen zukünftigen Bruder Karl und Bertha, die zukünftige Schwester, die ihm Frau Sanna machen zu müssen glaubte, nahm er mit diesem fast unmutigen Gesichtsausdruck auf. Er hörte dabei aber wohl hin, denn, so wenig ihn sonst interessierte, was seine jetzige „Mutter" aus dem Gehege ihrer spitzigen Zähne ließ, so interessant war ihm alles, was diese beiden anging.

Viele Hoffnung setzte er ja nicht auf die Sprößlinge „dieses Onkels und dieser Tante",

denn er dachte sie sich als Abbilder der beiden in verjüngtem Maßstabe, aber er fühlte wohl, daß das bestimmende für seine nächste Zukunft in dem Verhältnisse lag, das sich zwischen ihm und ihnen herausbilden würde.

Was ihn betraf, so war sein Programm kurz und klar: er wollte ihnen imponieren und sie sich untertan machen. Daran, daß ihm dies gelingen werde, zweifelte er nicht im geringsten. Diese Zuversicht war sein einziger Trost für die kommenden Zeiten der Prüfung.

Frau Sanna entfaltete schon geraume Zeit vor der Einfahrt in den Bahnhof ihr umfangreiches schwarz gerändertes Taschentuch und ließ es zum Fenster hinauswimpeln. Auch Henry sah zum Fenster hinaus, als der Zug in die Halle fuhr, aber er nahm nicht einmal den Hut ab, als er des Geschwisterpaares ansichtig wurde.

Sie sind genau so schlecht angezogen, wie ihre Eltern, dachte er bei sich. Man wird sich mit ihnen kaum auf der Straße sehen lassen können.

In der Tat sah Karl in seinem ehemaligen Konfirmandenanzug, der jetzt Trauerdienst hatte, recht kindlich aus, denn er war aus ihm herausgewachsen, und das dicke Gesangbuch, das er in Händen hatte, weil sie gerade aus dem sonntäglichen Festgottesdienst kamen, verlieh ihm das etwas komische Ansehen eines verkleinerten Theologiekandidaten. Bertha dagegen hätte

eigentlich Anspruch darauf gehabt, günstiger kritisiert zu werden, denn, wenn ihr schwarzes Wollkleidchen auch nicht elegant geschnitten war, es saß doch gut auf dem wohlproportionierten geschmeidigen Körper, dessen angehende Rundungen es nicht ganz unterschlagen konnte. Die zierlichen Waden, von der holdesten Schlankheit und mit einer entzückend feinen, kraftvoll federnden Fessel zu einem etwas langen, dafür aber umso schmäleren und sehr hochristigen Fuß übergehend, hätten allerdings der von Karl herbeigesehnten seidenen Strümpfe bedurft, um ganz zur Geltung zu kommen; doch auch in Baumwolle wirkten sie entzückend. Das Köpfchen der Kleinen aber nahm sich schlechterdings süperb aus mit seiner wunderbar reinen Hautfarbe und der goldenen Haarflut unter dem reizend backfischhaften Barett.

Indessen: Henry war wohl nicht in der Stimmung, derlei zu sehen; er bemerkte nur die mangelnde Eleganz und die schwarzen Stoffhandschuhe, die er kindermädchenhaft fand.

So fiel denn auch seine Begrüßung der Geschwister etwas von oben herab aus, und Bertha fühlte das wohl, obgleich noch niemals jemand eine so förmliche Verbeugung vor ihr gemacht hatte, den Hut in der Linken und mit den Fingerspitzen der Rechten ihre Fingerspitzen berührend. Sie kam sich dabei zu ihrem Ärger recht wie ein kleines Mädchen vor und errötete flammend. Karl dagegen wurde noch

blässer, als er ohnehin war, wie ihn Henry auf ähnliche Art, nur mit weniger tiefer Verbeugung und bedeckten Kopfes, begrüßte. Er wurde sich angesichts dieses tadellos gekleideten jungen Gentlemans der ganzen Schuljungenhaftigkeit seines an den Gelenken schon etwas glänzenden Konfirmandenanzuges mit brennendem Schmerze bewußt und empfand bitterste Demütigung.

Ähnliches hatte er ja erwartet, aber doch nicht diese vollkommene und sichere Überlegenheit in allen Dingen des Äußeren. Denn es war nicht bloß der Anzug Henrys, der den seinen überstrahlte, auch das Auftreten des Vetters, diese ruhige, etwas hochnäsige Förmlichkeit, war so sicher und vornehm gemessen, daß Karl nicht, wie er gehofft hatte, etwas Lächerliches daran entdecken konnte, sich vielmehr mit Neid gestehen mußte, daß er selbst stark kleinbürgerlich und schülerhaft daneben wirkte. Dies um so mehr, als Henry fast einen Kopf höher als er und entschieden eleganter gewachsen war, ganz abgesehen davon, daß das Gesicht des reichen Vetters, wenn auch nicht an sich, so doch im Vergleich zu dem seinen, hübsch zu nennen war. Ihm selbst mißfiel es zwar auf den ersten Blick. Zumal die etwas hervorstehenden Augen und die scharfe Hakennase waren ihm direkt zuwider, und die allzu üppigen Lippen hatten alles andere eher als seinen Beifall. Aber er ahnte, daß die meisten anderen

über diese Züge anders denken würden, als er. Er ahnte schon jetzt, dank seiner außerordentlich entwickelten Gabe der Intuition, daß dieser Henry nicht bloß das viele Geld vor ihm voraus hatte, sondern auch in allem Körperlichen ihm gegenüber bevorzugt war.

Dabei sagte er sich ebenso schnell und mit vollkommenem Sicherheitsgefühle: inwendig haben Seine Hoheit nicht gar viel, das der Rede wert wäre.

Achtzehntes Stück: Gottes Mühle im Hause Jeremias

Henry, der in München vier luxuriös ausgestattete Zimmer zu seiner persönlichen Verfügung gehabt hatte: ein Schlafzimmer, ein Garderobezimmer, ein Arbeitszimmer und einen kleinen Salon, sah sich im Hause „dieses Onkels" auf ein einziges beschränkt, und dieses eine war klein und nur eben mit dem Nötigsten versehen. Auch gingen seine Fenster nicht auf einen schönen parkähnlichen Garten hinaus, sondern auf einen kleinen Hof, dem man freilich durch ein paar armselige, in Kübeln dahinsterbende Oleander- und Lorbeerbäumchen das Ansehen eines Gartens verleihen wollte. Rechts und links schlossen sich hinter niederen, dürftig mit Efeu überzogenen Steinmauern ähnliche Höfe an, den Abschluß nach hinten bildete das einstöckige Waschhaus, dessen oberes Stockwerk

vom Hausmeister und seiner Familie bewohnt wurde.

Auch das Vorderhaus, das die Familie Kraker allein innehatte, war nur zwei Stockwerke hoch. Herr Jeremias Kraker sowohl wie Fran Sanna Kraker nannten es eine Villa, wie auch alle übrigen Nachbarn ihre genau ebenso langweilig und dumm aussehenden Häuser Villen nannten, weil das Ganze ja eine „Villenkolonie" war, – eine der ersten ihrer greulichen Art in Deutschland.

Man hätte Henry auch das Fremdenzimmer einräumen können, das nach vorne hinaus lag und immerhin freundlicher und größer war, aber Herr Jeremias, der vor allem den Hochmutsteufel in Henry töten wollte, hielt es für richtiger, ihn so kümmerlich als möglich zu logieren, auf daß seine Seele alltäglich auch durch die Knappheit und Eingeschränktheit seiner Umgebung im Sinne christlicher Demut beeinflußt werde.

„Wir selbst wohnen, wie du gesehen hast, sehr einfach und schmucklos und auf die nötigsten Räume beschränkt," hatte er ihm bei Anweisung seines Zimmers gesagt „und doch sind wir erwachsene, erwerbstätige Leute, die ihren mäßigen Wohlstand in täglicher Arbeit erweitern und es sich am Ende erlauben dürften, auch einigen Luxus zu treiben. Um wieviel mehr ziemt es sich dann für dich, mit Wenigem fürlieb zu nehmen und auf alle überflüssigen Dinge, die

den Blick auf müßige Äußerlichkeiten und die Sinne auf gefährliche Bequemheit ablenken, zu verzichten, der du bisher noch nichts geleistet hast, das dir erlaubte, irgendwelche Ansprüche zu machen. Das Geld, das dir dein Vater hinterlassen hat, wird dir einmal jeglichen Luxus erlauben, aber du wärest nicht der erste, der gerade dadurch den Fluch des Reichtums an sich erführe, daß er in die weichen Arme des Wohllebens versinkt und dadurch Schaden nimmt an seiner Seele. Deshalb habe ich, den dir die Vorsehung zum zweiten Vater bestimmt hat, beschlossen, dich so zu erziehen, daß keine Luxusbedürfnisse in dir groß werden, du vielmehr erkennen lernest, wieviel schönere, nämlich im Innern des Menschenherzens ihre Nahrung findende, Reize in der Einfachheit und Bedürfnislosigkeit verschlossen liegen. So Gott will, wird diese schmucklose Kammer deinen Blick zur Einkehr in dein Inneres lenken und somit neben unserem Beispiele und unserer Lehre, unterstützt durch kirchliche Seelsorge, dir zu einem wahrhaft christlichen Herzen verhelfen, ohne welches auch der Reichste nur ein armer, elender Lazarus ist. Das einzige Bild, das du in diesem deinem neuen Heim erblickst, Christus, auferstehend von den Toten, gelte dir nicht als Schmuck, sondern als Mahnung. So soll ein jeglicher von den Toten auferstehen zum ewigen Lichte, der in der Finsternis wandelt."

Henry hatte das Gefühl, als würde ein mit lauem Wasser vollgesogener Schwamm auf seinem Kopfe ausgedrückt. Er hatte die Erinnerung, daß ihm in früher Kindheit manchmal ähnlich elend zumute gewesen war, wenn ihm eine harte Hand mit warmnassen Lappen übers Gesicht fuhr. Damals hatte er immer laut aufgebrüllt, — bis er gelernt hatte, daß ihm die ekelhafte laue Nässe dann auch noch in den Mund floß. Auch jetzt hätte er heulend aufbrüllen mögen vor Widerwillen, aber er dachte an seinen Vorsatz: Mund zu! So ließ er denn denn das Laulicht an sich abfließen und schwieg.

Ihr sperrt mich in einen Käfig ein, dachte er sich, — ich weiß wohl, warum. Ihr denkt, ich werde hier so armselig fühlen und denken lernen, wie ihr selbst. Das werdet ihr nicht erleben. Wenn ihr mich auch Henry nennt: ich bleibe doch der Hensel, der ich war; der Hensel meiner lieben Eltern, die euch verachtet und gehaßt haben wie ich; der Hensel, der ganz andere Wahrheiten weiß, als ihr. Ich habe gar nichts mit euch gemein. Ich bin wie der arme Dauphin, den die schurkischen Jakobiner einem schmutzigen Schuster überantworteten. Aber du, Schuster Jeremias, wirst mich nicht klein kriegen. Vielleicht wäre es dir und den übrigen um dich ganz angenehm, wenn ich krepierte in eurer Spelunke, wie der kleine Königssohn. Ich weiß wohl, was Papa mir gesagt hat: Um einen Reichen lauern viele Hände; die einen

wollen sich mit Trinkgeld begnügen, die andern passen den Moment ab, zu stehlen ... Ihr sollt euch schneiden, meine lieben „Verwandten". Ich bin sehr gesund und mach's nicht wie der Dauphin. – Auch fortlaufen werde ich nicht. Ich weiß jetzt, was es heißt, kein Geld zu haben. Ich käme nicht weit und höchstens ins Elend. Lieber diese Gefangenschaft ausgehalten bis zu dem Momente der großen Genugtuung, wo ich meinen Gefängniswärtern ein Trinkgeld zum Andenken geben kann. – Ich werde mich auch nicht sehr wehren, denn das wäre dumm, und ich gönne euch das Vergnügen nicht, über mich zu triumphieren. Ihr seid ja jetzt die Stärkeren. Aber wartet nur ab: Mein Tag kommt!

Derartige Gedanken beschäftigten ihn in tausend Variationen während der ersten Monate seines Aufenthaltes fast ausschließlich, wenn er in seiner Kammer an dem wackeligen Tische saß, auf dem die Statuette des reitenden Kosaken stand, als Postament das juchtenlederne Etui mit Frau Klaras Halsband und die Samtschatulle mit den Imperatorenmünzen unter sich. Über der Bettdecke aber lag ausgebreitet der gelbseidene Schlafrock mit den blauen und grünen Blumen, und über dem Bette an der Wand hingen seine Säbel und Degen. Wie oft streiften seine Hände den Schlafrock, den er sorglich jeden Tag abstäubte. Wie oft ließ er die kühlen Steine durch seine Finger gleiten.

Jeden Tag küßte er einen Opal und oft, oft schüttelte er die alten Münzen durcheinander, daß ihr Goldklang wie ein leises Geläute war. Degen und Säbel aber rührte er nicht an.

Die kleine Madonna hatte er auf sein Bücherbrett stellen wollen, aber Frau Sanna hatte ihm das mit der Bemerkung verboten, daß, wenn der Onkel sie erblickte, es zu einer fürchterlichen Szene kommen werde. Das Beste sei, er beseitige das wertlose und anstößige Ding überhaupt. Das nun hatte Henry nicht getan, aber er hatte die Figur in seinen Wäschekasten verschlossen. Denn hier, in dem „fremden Hause", wollte er Szenen wie damals in der denkwürdigen Nacht einstweilen doch lieber vermeiden.

Eine gewisse Furcht vor dem Onkel war nämlich bald nach Eintritt in das Krakersche Milieu über ihn gekommen. Nach und nach wurde sogar eine Art dauernden Respektes daraus, eines Respektes freilich ohne alle innere überzeugte Ehrerbietung. Auch dieser äußere Respekt kam nur sehr langsam. Er kroch in ihn hinein, wie etwas Muffiges, Trübes, Schweres, Umklammerndes. Er schob sich über die lose Schicht der längst nicht zur Überzeugung gewordenen Lehrsätze des alten Hauart. Er verdüsterte allmählich das Innere des Jungen, der so in einen Zustand trostlos öder Resignation verfiel und es, gleichsam mit herabsinkenden Armen, nach einer gewissen Frist vergeblich aufgewandten Trotzes aufgab, sich in

selbstbewußter Haltung zu behaupten oder gar durch stolzes Wesen zu imponieren.

Er hatte das anfangs zumal Karl und Bertha gegenüber versucht. Aber die hatten, wenn sie allein waren, nur höhnische Gesichter dazu geschnitten oder es durch ähnliche Allüren ironisch erwidert, und in Gegenwart anderer hatten sie es ganz einfach ignoriert. Ein irgendwie kameradschaftliches Verhältnis war selbst in Ansätzen nicht zustande gekommen, ja wurde nicht einmal den Eltern gegenüber geheuchelt. Alle Versuche dieser, es durch Zureden und auch Anbefehlen herbeizuführen, waren gescheitert, und diese Versuche waren nicht einmal sehr ernsthaft gewesen, denn es war den beiden christlichen Gatten im Grunde nicht unlieb, daß Henry zu vollkommenster Isolierung gedrängt wurde. Sie kalkulierten ganz richtig, daß er dadurch am schnellsten mürbe werden mußte.

Herr Jeremias nannte diese ganze Methode des stetigen langsamen Druckes auf Henry die Mühle Gottes oder den Mahlstein heilsamer Demütigung, und er versprach sich davon die völlige Auspressung alles Hochmuts aus der verhärteten Seele des „Judenjungen“, als den er und Frau Sanna Henry mit unverminderter Abneigung weiterhin empfanden, obwohl sie im Verkehr mit ihm alle harten Worte möglichst vermieden, ihn vielmehr mit immer gleicher duldender Milde, um salbungsvolle Redewendungen nie verlegen, behandelten. Und

gerade dies wirkte in der Tat mahlsteinartig auf Henrys Gemüt. Hätten sie ihn hart angepackt, scharf gestriegelt, wie es in des alten Hauart Testament geheißen hatte, — er hätte aufbegehren, Widerstand leisten, sich zornig entladen können. So aber geriet er wie unter einen Alb, wurde er langsam, in der einzelnen Steigerung des andauernden Druckes kaum merklich, niedergedrückt, und es kam, daß er sich nach und nach zu jedem Widerstand unfähig fühlte, mit hunderttausend unsichtbaren Fesseln dicht am Boden niedergehalten, schließlich fast unempfindlich gegen all das Lastende, Beengende, Atemversetzende.

Vielleicht wäre dieser Zustand dumpfer, träger Willenlosigkeit und Apathie, trotz der jetzt offenbar werdenden geringen Grundfestigkeit des Henryschen Wesens nicht so schnell eingetreten, wenn der Junge außerhalb des Hauses Gelegenheit gefunden hätte, sein Selbstgefühl zu steifen, seiner Eitelkeit genug zu tun. Aber dort, in der Schule, widerfuhr ihm das gleiche: Demütigung.

Nur mit „Kaum genügend“ hatte er die Aufnahmeprüfung in die Klasse bestanden, die durchschnittlich von Knaben des nächstjüngeren Jahrgangs besucht war, und es zeigte sich, daß es ihm auch hier schwer wurde, mit den anderen gleichen Schritt zu halten. Was er mehr wußte, als sie, wußte er doch nur halb und dabei ganz und gar zusammenhanglos. Dafür

fehlte es ihm in allen Fächern am Elementarsten, und keine Stunde ging ohne eine gründliche Blamage für ihn vorüber.

So zog er sich, beleidigt und gering geschätzt, auch von seinen Schulkameraden zurück und kam nach und nach zu dem Gefühl einer grenzenlosen Insuffizienz, zumal da es ihm auch an Federkraft des Geistes zu resoluter Arbeit fehlte. Er lag oft, statt zu arbeiten, stundenlang über seinen Büchern, die Stirn auf den verschränkten Armen, die Augen geschlossen, ganz benommen von einem dumpfen Gefühle völliger Hilflosigkeit. Nur die Angst vor neuen Blamagen störte ihn dann auf, daß er nun halbe Nächte hindurch wütend lernte, stumpfsinnig Regel auf Regel, Formel auf Formel sich einkeilend. Zu mehr als einem kümmerlichen Hinterdreinhinken in der Klasse kam er aber doch nicht.

Karl, der eine Klasse höher saß und dort als Erster, verfolgte das mit geringschätzigem Mitleide, aber er dachte gar nicht daran, ihm zu helfen.

„Betteln soll er mich drum," sagte er zu Bertha, als diese meinte, er solle Henry doch einmal zeigen, daß er ihm nützlich sein könnte. „Mir ist es selber ärgerlich, daß er ausgelacht wird, denn er ist schließlich unser Vetter. Aber ich rühre mich nicht, bis er auf allen Vieren herangekrochen kommt."

Das Maß seiner Demütigungen war aber

mit alledem noch nicht erschöpft. Hinzu kam, daß er zwar der älteste, aber der einzige nicht konfirmierte in der Klasse war. Er mußte mit viel Jüngeren am Konfirmandenunterricht teilnehmen, und Pastor Südekum, der diesen erteilte, war von Herrn Jeremias, unter Beibringung einiger Details aus dem Testament, ausdrücklich gebeten worden, ihm das Schmähliche seiner religiösen Unwissenheit recht scharf einzutränken. Das führte zu förmlicher Zerknirschung. Denn Pastor Südekum verstand es wahrlich gut, den Mahlstein der Demütigung zu drehen und den Teufel der Eitelkeit zu zwicken. Und er hatte es dabei leichter, als Herr Jeremias. Denn er war durch sein geistliches Amt für Henry, der sich durch derlei schnell imponieren ließ, eine ausgezeichnete Persönlichkeit, kein gewöhnlicher Mensch. Ein Mann, der Sonntags einen schwarzen Talar mit breiter Krause und Beffchen trug, mit großen schwingenden Armbewegungen auf der Kanzel stand und sonoren Tones rollende Perioden über die Gemeinde warf, die im kunstvollen An- und Abschwellen dieser feierlichen Sätze fast erschauernd dasaß, wie umweht vom heiligen Geiste selber, ein solcher Mann hatte bald Gewalt über den Sohn Saras, der für große Worte und Gesten sehr empfänglich war. Anfangs störte den an bartlose Priester Gewöhnten die dichte, glänzend schwarze Bartkrause, die den massigen Kopf des

Pastors an Backen und Hals einsäumte, aber bald trug auch diese lockige Umrahmung dazu bei, ihm dieses priesterliche Haupt besonders imposant erscheinen zu lassen. Es gab ihm etwas Kapitänhaftes, Gebietendes, wozu die scharfe Kommandostimme des streitbaren Gottesmannes sehr wohl paßte.

Henry, der etwa ein halbes Jahr nach seinem Eintritt in das Krakersche Haus, also bereits im Zustande ziemlicher Geducktheit, dem Gebläse dieses orthodox-evangelischen Glaubensfeuers ausgesetzt wurde, schmolz gar bald zu einem kümmerlichen Häuflein jammervoller Zerknirschung zusammen.

Die widerchristlichen Bestandteile der Hauartschen Lehre, gleich deren Ganzheit nur wie leichtbewegliche Fremdkörper in seinem Innern vagabundierend, wurden eilig zu Schlacken ausgebrannt und von dem schnell bekehrten jungen Ausnahmemenschen hurtig versteckt. Auch die Reste katholischer Anschauung flogen leicht auf und sanken dann, knisternd in sich zusammenrollend, nieder, wie Blätter eines dünnen Heftes aus schlechtem Papier, das man in den Ofen geworfen hat.

Henry, nun wirklich nicht mehr Hensel, eignete sich mit Inbrunst die Wahrheiten der gereinigten Lehre an und wurde zum hallenden Echo des Pastors mit der rollenden Stimme, wie er vorher das Echo des leise dozierenden Herrn Hauart gewesen war. So entstand ihm aus einer kurzen aber scharfen Demütigung zum

ersten Male wieder auf billige Weise (denn eigentlich zu lernen gab es ja hier nicht viel) die Möglichkeit, die ihm gemäße Art bequemer Genugtuung zu empfinden, das heißt, sich in wirksamen und seiner Umgebung willkommenen Redewendungen zu ergeben, die zur Folge hatten, daß er Lob einernten und sich wieder als etwas fühlen konnte.

Eine bewußte Berechnung darauf, insbesondere auf den Beifall des Onkels und der Tante, war bei alledem nicht eigentlich im Spiele gewesen. Henry hatte einfach instinktiv den leichtesten und sichersten Weg beschritten, auf dem er unter den nun einmal gegebenen Umständen dazu gelangen konnte, eine Rolle zu spielen, die seiner Eitelkeit genüge tat. Der Versuch, aus sich selbst heraus und im Gegensatz zu seiner ihm verhaßten Umgebung eine Rolle zu spielen, war ihm mißlungen. Er hatte mißlingen müssen, weil das, womit er imponieren wollte, doch auch nur etwas Fremdes und Unfestes in ihm war, und weil die Kraft, sich im Widerstande zu behaupten, gar nicht in ihm lebte. Hätte man sich nicht sorglich gehütet, die Wildheit seiner Natur aufzuregen, so wäre es wohl zu Explosionen seines Trotzes gekommen, und er hätte am Ende darin eine Genugtuung gefunden. Er hätte sich dann mit demselben Wohlgefühl als gefährliches Element gebärdet. So aber hatte er sich, marode geworden durch andauerndes Indereckestehen,

widerstandslos auf den „rechten Weg" drängen lassen und bald bemerkt, daß der für ihn jetzt wirklich der rechte war, nämlich der, der zu einem neuen Einbläser führte. Das Komödiantenhafte seiner Natur, die immer nur etwas scheinen wollte und darin die vollkommenste Genugtuung fand, bedurfte eines Souffleurs und fester Stichworte. Kostüm und Inhalt ergaben sich aus den Umständen; ebenso die größere oder geringere Leidenschaftlichkeit der Darstellung und das Verharren in der Rolle. Das Eigentliche seiner Natur, das, was er wirklich als Natur war, lauerte freilich immer im Hintergrunde und kam ihm zuweilen zum Bewußtsein, so daß er manchmal vor der Diskrepanz zwischen seinem Wesen und seiner jeweiligen Rolle erschrak; zur Äußerung zu gelangen war ihr aber nur für Momente eines plötzlichen Zwanges gegeben.

Seine jetzige Rolle verlangte ein zurückhaltendes, stilles, ernsthaftes Auftreten, wohlgeölten, aber friedlichen Fluß der Worte, — alles das auf der Grundlage einer gewissen, sanft zur Schau getragenen Demut. Er brauchte diese Rolle nicht zu kreieren, denn er war umgeben von Meistern in diesem Fache, die sie tadellos durchführten, weil sie ihnen zur Natur geworden war. Und die Nachahmung wurde ihm doppelt leicht, weil sich die Rollenstimmung in ihm ja langsam, stetig und sicher entwickelt hatte unter dem probaten Mahlstein des erleuchteten Herrn Jeremias.

Dieser sowohl, wie auch Frau Sanna, bemerkten erst mit Staunen, dann mit Wohlgefühl die Wandlung, die in Henrys Wesen sichtlich vor sich ging, seitdem er des Südekumschen Unterrichts genoß.

Anfangs freilich hatten sie Anwandlungen von Zweifel, denn es wollte ihnen nicht gleich eingehen, daß kaum nach Jahresfrist aus dem fürchterlichen Judenjungen, der solange ein zwar ruhiges, aber eigentlich unheimlich ruhiges Wesen gezeigt hatte, das sie für Verstecktheit hielten und daher immer mit ängstlichem Mißbehagen angesehen hatten, — daß aus dem mit einem Male ein christlicher Demuts-Musterknabe werden sollte. Vorsichtig, wie sie waren, gingen sie nicht sogleich mit Lob und Zuspruch darauf ein, sondern hielten sich reserviert und fragten erst bei Pastor Südekum an.

Dessen Auskunft aber war über alles Erwarten günstig. Sie lautete: er habe Henry sofort, auftrag- und pflichtgemäß, hart angepackt, ja, lutherisch geredet, angepurrt, und daraufhin habe sich bei Henry eine Art störrischen Dünkels gezeigt. Nun sei er aber über ihn hergefahren mit dem ganzen Rüstzeug gütigen Zornes und habe ihm alle seine seelischen und geistigen Blößen gezeigt, wie er so gar armselig bestünde neben den jüngeren als ein recht Verlassener und Unansehnlicher. Das habe den Jungen schon offenbar ergriffen. Noch mehr aber die Vorstellung, wie herrlich

er vor seinen Kameraden und vor sich selber dastehen werde, wenn er den Arm Gottes ergriffen habe und aus Gottes Hand empfangen das Schwert und den Schild wahrhaftigen Glaubens. Diese Vorstellung, dieses Bild habe die deutlichste Wirkung gehabt, und reichlich eingestreute Verse der Psalmodisten hätten die glückliche Wirkung belebt und offensichtlich vertieft. Nicht lange, und Henry habe mit der Innbrunst frommer Ergriffenheit an seinem Munde gehangen, leuchtenden, ja fast verklärten Auges, in dem der starke Wille glänzte: Ich lasse dich nicht, du segnetest mich denn! Und jetzt sei er weitaus der Beste aller seiner Schüler und Schülerinnen.

„Ich darf es leider nicht verhehlen, mein teurer Bruder Jeremias," hatte er hinzugefügt, „daß Ihre Tochter Bertha längst nicht mit Henrys christlicher Reife und Innbrunst an den Tisch des HErrn treten wird." (Er sprach das E deutlich als großen Buchstaben aus, eine Kunst, die selbst in Pastorenkreisen nicht allgemein verbreitet ist.)

Dieser Zusatz machte Bruder Jeremiassens Herz zwar beklommen, aber schließlich war er doch zu sehr Christ, als daß er sich dadurch die Freude über den neugewonnenen Wandler im Lichte hätte vergällen lassen. Bertha, so sagte er sich, ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Beine, also kann sie zwar lau werden, aber nimmermehr ganz ver-

loren gehen. Henry dagegen, aus jüdischem Blute und verdorben durch einen Gottlosen (er vergaß ganz, daß der ja auch von seinem Blute gewesen war), ist ein Verlorener gewesen und nun eingebracht in die Hürde der Gerechten. Also ziemt sich Lob, Dank und Preis unverkürzt und ohne Murren.

„Wahrlich, wir dürfen frohlocken, Sanna," rief er seiner Gattin entgegen, „die spöttische Zuversicht des Gottlosen ist zuschanden geworden. Er gedachte, es böse zu machen mit dem Knaben Henry, der Herr aber hat es gut gemacht."

Am Konfirmationstage Henrys und Berthas herrschte eitel Freude im Haus Kraker. Es gab fünf Gänge und zweierlei Weine, und Jeremias hielt eine so schöne Rede, daß er selber darüber weinen mußte, ganz abgesehen von Frau Sanna, die sich mit der Serviette abzutrocknen genötigt war, weil ihr Taschentuch keinen trockenen Faden mehr aufwies.

Neunzehntes Stück: In der Nachfolge Jeremiae

So hatte sich Henry nun erträglich gebettet und fühlte sich zwar nicht munter, denn dafür war in seiner neuen Rolle kein Platz, aber ganz behaglich. Um so mehr, als sein Erfolg in der Religion ihn angestachelt hatte, sich auch in den anderen Lehrfächern etwas aufzurappeln.

Dort war es ja schwieriger, weil mehr gelernt werden mußte, aber es ging schließlich doch. Nicht glänzend zwar, aber leidlich. Im deutschen Stil zeigte er nach der Meinung des Professors, der zugleich Religionslehrer war, sogar hervorragendes Talent. Er hatte sich als Grundstil eine etwas gehobene Schreibweise zu eigen gemacht, die zuweilen an die Psalmen erinnerte und für poetisch gelten mochte. Aber auch in Fällen, wo er diese nicht gut anbringen konnte, war er wohl imstande, sich geschickt und lebhaft auszudrücken, indem er sich brav an die Muster der jeweils in der deutschen Stunde abgewandelten Schriftsteller hielt. Der Inhalt aber war immer von löblichster Beschränkung auf das, was dem Vortrage des Herrn Professors entsprach.

Alles in allem: er wurde zwar kein ausgezeichneter, aber ein guter Schüler und hielt es dementsprechend unter seinen Klassenkameraden mit denen, die zur braven Mitte gehörten, und bei denen er im allgemeinen auch die fromme Sinnesart fand, die er sich, wie es schien, dauernd zu eigen gemacht hatte. Die Leuchten der Wissenschaft, die die Glanzzensuren einheimsten und sich als Auserwählte des Geistes fühlten, waren ihm nicht sehr sympathisch, weil er nicht mit ihnen konkurrieren konnte, und die Unterschicht der Klasse, die aus mangelndem Fleiße oder mangelnder Begabung immer im Hintertreffen blieb und von der Lehrerschaft

reichlich mit Tadel heimgesucht wurde, vermied er, weil er sich als einen empfand, der aus ihrer Gemeinschaft zu einer höheren Stufe emporgestiegen war. So fristete er innerhalb der Klasse eine durchaus unauffällige Durchschnittsexistenz und fühlte sich wohl dabei.

Zu Hause war es nun an der Regel, daß er dem Geschwisterpaare als nacheiferungswürdiges Beispiel hingestellt wurde, zumal von Jeremias, der beinahe eine Art Zuneigung zu ihm zu empfinden begann und bei jeder Gelegenheit die Kraft des rechten Geistes pries, dessen starker Anhauch diese wunderbare Umwandlung bewirkt hatte. Frau Sanna war weit davon entfernt, nicht auch eine gewisse Genugtuung darüber zu empfinden, und auch sie ließ es an sanftem Lobe keineswegs fehlen, doch mochte sie im Grunde es nicht gerne hören, wenn der „Fremde" (er hieß jetzt nicht mehr der „Judenjunge") ihren eigenen Sprößlingen als Muster vorgestellt wurde. Sie stand innerlich ganz auf seiten Karls und Berthas, die einmütig der Meinung waren, daß Henry nur eben ein sehr gewöhnlicher und unbedeutender Junge sei, dem man sein bescheidenes Zurücktreten nicht weiter hoch anzurechnen habe. Auch wurde sie immerhin eine gewisse Angst nicht los, es könnte diese ganze, gar zu betonte Artigkeit am Ende nicht von Dauer und vielleicht nur so etwas wie eine Art Winterschlaf seiner eigentlichen Instinkte sein. Sie vergaß

weder sein früheres Auftreten, noch seine früheren Reden und konnte es nicht recht begreifen, daß er selbst dies alles vergessen haben sollte.

Wenn er gar so fromm und brav war und z. B. das ohnehin sehr karg zugemessene Taschengeld zurückwies und irgendeinem der vielen frommen Fonds überantwortete, für die das Haus Kraker Sammelstelle war, so konnte sie der Lockung nicht widerstehen, die Versucherin zu spielen, indem sie etwa sprach: „Ist es nicht vielleicht selbstgerechter Hochmut, der dich so handeln läßt? Willst du nicht vielleicht nur zeigen, um wieviel du frömmer bist, als Karl und Bertha?"

Aber Henry wurde dadurch nicht aus dem Konzept seines artigen Gemütes gebracht. Er antwortete einfach: „Wenn es nicht recht ist, Tante, so unterweise mich nur, wie ich es anders machen soll."

Das war nicht Heuchelei, das war bloß, im flachsten Sinne, praktisches Christentum auf der Grundlage träger Indifferenz, nicht Nachfolge Christi, sondern Kopie Jeremiae. Es war ihm bequem, so mustermäßig brav zu sein à la Jeremias, wie es ihm früher bequem gewesen war, sich à la Papa Hauart als jungen Herrenmenschen zu gebärden.

Was große Ausnahmsmenschen aus sich heraus in die Welt projizieren an Bildern ihres überschwänglichen Inneren, oder was sie

der Menschheit vorleben an Wundern höchster Vereinigung von Idee und Tat, wird immer für den Durchschnittsmenschen recht bald zu einem bequemen Schema der Imitation. Je erhabener das Vorbild, um so banaler die Kopie. Das Einzige, zur Regel und Norm hingestellt für Alle, muß in seiner Verallgemeinerung immer mehr verflachen, bis nichts von ihm mehr übrig bleibt, als dehnbare Formeln, die sich den Bedürfnissen der Menge leicht anbequemen. Nur der intensiv strebende Mensch erfüllt diese Formeln immer aufs neue mit Leben aus der Fülle des Urbilds, wenn er nicht trachtet, sie zu brechen und zu neuen, jungen, vielleicht gegensätzlichen Wahrheiten zu gelangen. Ein solcher Mensch war, wenn auch mit ungenügenden Kräften, der alte Hauart gewesen, aber, was er selber unzulänglich und verworren geahnt hatte, konnte sich überhaupt noch nicht mitteilen, am wenigsten aber einem unreifen und nicht zum Streben angelegten Gemüte von sehr geringer Willenskraft. Für dieses Gemüt, für Henry, war viel faßlicher das bequeme Eingehen auf Formeln allgemein gültiger Art, die er um sich herum glatt wirksam sah. Wäre es wirkliches Christentum gewesen: dieser Komplex schwierigster Probleme für einen innerlich strebenden Menschen, so hätte er sich vielleicht doch besonnen, sogleich darauf einzuschwenken, aber es wurde ihm hier ja noch viel weniger zugemutet, als früher mit

den Lehrsätzen der Hauartschen Spekulation, aus denen er auch nur genommen hatte, was ihm schmeichelte. Er erhielt mit dem Katechismus schwarz auf weiß ganz einfach einen Leitfaden zum anerkannt Richtigen ausgehändigt, eine Art religiösen Anstandsbuches, nach dem er sich zu benehmen hatte, wollte er sich und seiner jetzigen Umgebung ein Wohlgefallen sein und so von Tadel verschont bleiben.

Manchmal dachte er freilich immerhin an das Frühere zurück, aber nur wie an einen hellen bunten Traum. Seine Pferde! Seine Wagen! Seine Zimmer! Seine schönen Kleider! Frau Klaras Musik! Seine Ausgänge, die Tasche voll Geld . . .!

Davon war nun bloß noch da, was auf seinem Tische stand, auf seinem Bette lag, und, heimlich stets in seiner Brusttasche verwahrt, das schöne juchtenlederne Portefeuille mit dem Päckchen Hundertmarkscheine.

Er wußte wohl, warum er diese heimlich immer bei sich führte. Frau Sanna hatte früher oft genug danach gefragt, und er hatte schließlich gelogen, daß er sie an Hermann geschickt hätte. – Warum hatte er das getan? Warum hatte nicht er auch sie dem Fonds zur Bekleidung von Negerkindern überantwortet? Was sollte, was wollte er damit?

Er wußte es selbst nicht. Aber er hätte das Geld so wenig hergegeben, wie die ihm gehörigen Gegenstände, die ja jetzt so gut wie

nichts mehr für ihn bedeuteten. Er sah sie kaum mehr an. Einmal, nachts, als er sich überarbeitet hatte und nicht einschlafen konnte, kam ihm im wirren Zustande halben Schlummers mit offenen Augen plötzlich die Idee, aufzustehen und sich das Halsband aus Opalen umzulegen. Er ging wie nachtwandlerisch an den Tisch und streckte schon die Hand danach aus; da sprach ganz deutlich eine Stimme zu ihm, seine Stimme: Nein, das gehört nicht dir; das gehört dem Hensel.

Am folgenden Tage packte er die beiden Kassetten, den Kosaken, den Schlafrock in die untere Schublade seiner Wäschekomode, wo sich auch die Madonna befand, legte die Brieftasche mit den Bankscheinen dazu und verschloß sie. Desgleichen nahm er Degen und Säbel von der Wand und stellte sie in den Kleiderschrank. Er wußte dabei nichts mehr von dem Halbtraum der vergangenen Nacht. Er handelte dabei überhaupt wie unbewußt, ganz schnell, wie wenn er vor sich selber etwas zu verbergen hätte, etwas Gefährliches, Bedenkliches, Anrüchiges, oder auch wie etwas Gestohlenes. Den Schlüssel zur Komode aber schlang er in ein Band, das er von jetzt ab unter dem Hemd auf der nackten Brust trug.

Als ihn Frau Sanna, die täglich sein Zimmer inspizierte, fragte, warum er die Sachen weggeschlossen habe, antwortete er: „Die gehen mich ja doch nichts mehr an." Aber er weigerte sich bestimmt, sie ihr in Verwahrung zu geben.

Trotzdem schloß er die Schublade nie auf, nach ihnen zu sehen, ja, er dachte nicht einmal an sie.

Er geriet um diese Zeit in eine Art Arbeitsfieber, nicht aus Lust an der Arbeit, ja nicht einmal bewußt aus dem Streben nach einem höheren Platz in der Klasse. Es war eine Art inneren Zwangs, sich irgendwie anzustrengen, ja fast, sich zu quälen. Er floh in die Arbeit vor etwas dunkel Aufsteigendem, bedrohlich Drängendem. Irgend etwas wollte sich in ihm ausdehnen, Besitz von ihm nehmen. Es mußte etwas Schlimmes, Sündhaftes sein, — wie wäre ihm sonst so unheimlich dabei zumute gewesen? Nur etwas half dagegen: sich abmüden.

Früher wäre er wohl aufs Pferd gestiegen, aber die Zeit war vorüber, da es ihn danach auch nur verlangte. Er stürzte sich dafür mit wahrer Inbrunst auf die Bücher und lernte, lernte, lernte, mit verbissener Wut. Es war wie Kasteiung, und er kam körperlich dabei herunter. Aber gerade das gefiel ihm, daß er blaß und mager wurde; besonders aber, daß dies auffiel. Er kam sich interessant vor und betonte die Anzeichen körperlicher Schwäche; ging gebückt, schleppend, langsam, sprach matt und hohl. Auch sein Äußeres begann er zu vernachlässigen.

Wie schwer war es ihm anfangs angekommen, täglich in demselben abgetragenen Anzug einhergehen zu müssen, wie hatte er darunter gelitten,

nicht mehr seine schönen Kravatten und Hüte tragen zu dürfen. Jetzt wehrte er sich gegen jedes neue Kleidungsstück und schien die Absicht zu haben, durch Schäbigkeit aufzufallen. Noch im ersten Jahre seines Hamburger Aufenthaltes hatte er seinen etwas stutzerhaften Mittelscheitel sorgsam bis auf die Mitte des Hinterhauptes durchgezogen. Vom Tage seiner Konfirmation ab war dieser Scheitel demütig nach links gesunken. Jetzt bestand von ihm nur noch eine Andeutung. Nicht einmal die Nägel schnitt er sich mehr ordentlich, und Karl, der peinlich saubere Händepfleger, konnte im Hinblick auf Henrys chronisch werdende Trauerränder nicht umhin, zu Bertha zu bemerken: „Er ist ein geborenes Schwein.“

Überhaupt: Je mehr Henry in der Wertschätzung des Herrn Jeremias und Frau Sannas, sowie seiner Lehrer stieg, um so mehr sank er in der Achtung der beiden Geschwister. Zumal seine Frömmigkeit machte ihn den beiden Freigeistern direkt verächtlich, und, da sich nun zeigte, daß auch die Pflege des Äußeren offenbar nur etwas Angewöhntes bei ihm gewesen war, nicht Bedürfnis einer feineren Natur, betrachteten sie ihn als gänzlich Unebenbürtigen und behandelten ihn mit Hochnäsigkeit.

Henry aber begegnete ihnen jetzt mit der Demütigkeit eines verprügelten Hundes, soweit es ihm nicht möglich war, ihnen auszuweichen.

Zwanzigstes Stück: In der Nachfolge Hesekiels

So lebte der weiland Lord Henfel ein verkrochenes Dasein unter dem Schatten des Katechismus dahin. Herr Jeremias und Frau Sanna priesen täglich den lieben Gott, daß er alles so überraschend schnell nach Wunsch gelenkt hatte, indem sie gar nicht mehr daran zweifelten, daß Henry auch ihre nun sehr lebhaft auf ihn gesetzten materiellen Hoffnungen einmal im weitesten Maße erfüllen würde. Sie waren daher in ihrer Art „nett" zu ihm, und besonders Frau Sanna entwickelte bald eine Art Süßigkeit ihm gegenüber, die gewiß das höchste Maß gemütlicher Milde darstellte, dessen die sauer fromme Dame fähig war. Henry empfand dies aber schon nicht mehr als besondere Annehmlichkeit, denn die Zeit war vorüber, da es ihm Genugtuung bereitet hatte, als frommer Knabe Fridolin erkannt zu werden. Er hatte nun selbst den Zustand gleichmütiger Selbstgerechtigkeit erreicht, der von Indifferenz gegenüber der „Welt" nicht weit entfernt und schon zu einer Art Stumpfsinn geworden war. Er trottete also seinen frommen Trab sanft weiter.

Das krampfhafte Arbeiten für die Schule förderte ihn dort nicht sonderlich. Er blieb im Kreise der Mittelmäßigen, und es gelang ihm nur gerade eben, unter ihnen an die Spitze zu

gelangen. Nur sein Nachahmungstalent im deutschen Stile wuchs, und er lieferte als Aufsätze wahre Bücher ab, die jedoch inhaltlich recht wenig enthielten, das Wenige aber unermüdlich immer aufs neue paraphrasierten durch hohl einherhallende Perioden.

Es waren vielleicht die einzig glücklichen Stunden dieses öden Jungenlebens, wenn Henry seine Perioden rollen ließ. Dabei fühlte er sich. Er las sie sich auch immer und immer wieder laut vor. Und dann geschah es wohl auch, daß ein Stück vom alten Henfel in ihm erwachte, ein Stück seiner Natur, das selbstgefällige Genügen an der Pose. Er konnte dabei sogar wieder an den Spiegel treten und ein bedeutendes Gesicht schneiden. Nur, freilich: es war jetzt ein Pastorengesicht.

Jenes wolkenhaft in ihm Aufdrängende, das ihn eine Weile geängstigt hatte, schien unterdrückt zu sein, und so ließ auch seine fieberhafte Art, zu lernen, allmählich nach. Dafür begann er nun, ebenso fieberhaft zu lesen. Bücher belletristischen Inhalts standen ihm nicht zu Gebote, denn das christliche Ehepaar übte eine strenge Einfuhrkontrolle aus, und die wohlausprobierten Praktiken, mit denen Karl und Bertha die Kontrolle sicher zu umgehen wußten, waren ihm nicht geläufig. So blieb er auf die Schulbücher angewiesen und begnügte sich fürs erste damit, die Echtermannsche Sammlung deutscher Gedichte zu verschlingen. Es

dauerte nicht lange, und er wußte alles auswendig herzusagen, was die damalige Pädagogik an Versdichtungen der deutschen Schuljugend vorzulegen für gut befand. Aber schließlich war auch das Interesse daran einmal erschöpft, und er sah sich nach anderer, in der Schule noch nicht durchgenommener Lektüre um.

Aber ach, fast alles war abgegrast; zum Teil sogar grammatikalisch. Nur in dem dicken feierlich in schwarzes Leder gebundenen Buche der Bücher gab es weite Strecken, dahin ihn kein Lehrer geführt hatte. Er fiel also über die Bibel her und las die Geschichten des Alten Testamentes mit Begierde. Aber so, wie der alte Magister Franke gewünscht hat, daß ein rechter Christ die Bibel lesen solle, las er sie nun nicht. Statt sich „mit wahrem Fleiße davor zu hüten, daß er nicht etwa einen heimlichen falschen Grund in seinem Herzen habe, oder irgendeinen unrechten Zweck, warum er die heilige Schrift lese", ging er ganz deutlich darauf aus, in ihr die Sensationen zu suchen, die sonst junge Leute seines Alters in profaneren Büchern finden. Denn, wie vieles in ihm auch unterdrückt zu sein schien durch jenen probaten Mahlstein: es war doch alles nur niedergewalzt und wartete auf die Gelegenheit, sich zu erheben. So auch der Hunger seiner Phantasie. Hätte ihm das christlich wandelnde Ehepaar den Daheim-Kalender oder ähnliches zur Verfügung gestellt, so würde er sich, akkommodationsfähig wie

er war, wohl auch damit befriedigt gefunden haben, und es wäre ein Leichtes gewesen, ihn auf der gleichen Linie behutsam und sicher weiterzuführen in die harmlosen Auen traktätchenhaft moderierter Belletristik, auf denen eine fromme Seele keinen Schaden erleiden kann. Aber Herr Jeremias hielt selbst diese Erzeugnisse der fabulierenden Literatur für eitel Blendwerk, durchaus unziemlich als Lektüre für einen Christenmenschen, sei er nun alt oder jung. Wie er sich ausschließlich auf Bibel, Gesang- und Geschäftsbuch beschränkte, so sollten auch die seiner väterlichen Gewalt unterstellten Kinder sich damit begnügen; nur daß bei ihnen die Schulbücher an Stelle des Geschäftsbuches standen. Schlimm genug, daß diese Schulbücher schon so mancherlei enthielten, das seiner Meinung nach geeignet war, den Geist auf falsche Bahnen zu lenken.

Hier meldet sich nun freilich die Frage: Kannte Herr Jeremias denn wirklich die Bibel? Wußte er nicht, daß in ihr, zumal im Alten Testamente, Dinge von höchster Verfänglichkeit stehen? Worte von schwellender, gewaltiger Brunst, die wohl ein Alter theologisch lesen kann, hinter denen ein junger Mensch aber Fleisch und Blut wittert?

Antwort: wohl kannte Herr Jeremias die Bibel und wohl jene Worte. Aber er war so durchaus ledern und phantasielos, daß es ihm nie eingegangen wäre, ein katechismusbeladener

Geist könne die Bibel jemals anders denn als das große Quellenwerk des Katechismus lesen. Herr Jeremias, der gespenstische Christ, der vor jedem nackten Bilde Reißaus nahm und imstande war, einen Kunsthändler, der eine Abbildung der Venus von Milo im Schaufenster hatte, dem Staatsanwalt Ärgernisses halber anzuzeigen, las die nackten Worte der Bibel mit entzücktem Gemüte, denn für ihn waren sie bekleidet, wunderbarlich und gar herrlich bekleidet mit christlichen Auslegungen. Alle Huren des Alten-Testamentes bedeuteten für ihn sibyllinische Hinweise auf Christum. Er, dem unzüchtige Worte greuelhaft waren (und fast ein jedes Wort, das eine gewisse Körperpartie streifte, konnte für ihn eine unzüchtige Bedeutung annehmen), las mit wahrer Genugtuung, jede Derbheit auskostend und pastoralen Tones unterstreichend, die unerhörtesten Schilderungen geschlechtlicher Vorgänge selbst seiner keuschen Susanna vor, wenn sie auf Bibelpapier standen. Sein christlicher Grimm vernahm es mit Wohlgefallen, wenn Hesekiel die Königreiche Juda und Israel mit zwo Huren verglich, und von seinen Lippen floß es wie Öl und Ambra, wenn er gewaltig las: „Hesekiel, Kapitel dreiundzwanzig: Siebzehntens: Als nun die Kinder Babels zu ihr kamen, bei ihr zu schlafen nach der Liebe, verunreinigten sie dieselbe mit ihrer Hurerey, und sie verunreinigte sich mit ihnen, daß sie ihrer müde ward.

Achtzehntens: Und da beides, ihre Hurerey

und Scham, so gar offenbar war, ward ich ihrer auch überdrüssig, wie ich ihrer Schwester auch war müde geworden.

Neunzehntens: Sie aber trieb ihre Hurerey immer mehr; und gedachte an die Zeit ihrer Jugend, da sie im Egypterland Hurerey getrieben hatte.

Zwanzigstens: Und entbrannte gegen ihre Buhlen, welcher Brunst war wie der Esel und der Hengste Brunst. (Jeremias 5, 8).

Einundzwanzigstens: Und bestelletest deine Unzucht wie in deiner Jugend, da dir in Egyten deine Brüste begriffen und deine Zitzen betastet wurden."

Fiel dann Frau Sanna etwa ein: „Tja, aber, eigentlich ist das doch alles recht anstößig und unpassend," so verwies er ihr diese Anwandlung von Bibelkritik fast heftig: „Gott selber hat so zu seinem Propheten gesprochen, Sanna, und also ist es im höchsten Grade passend und in keinerlei Hinsicht anstößig; zudem ist es in Gleichnissen gesprochen nach dem Verstande der abgöttisch gewordenen Juden, und jedes dieser kräftigen Worte bedeutet etwas gar anderes. Z. B. Hurerei! Das heißt nicht Hurerei, sondern Götzendienst. Oder „welcher Brunst war wie der Esel und Hengste Brunst". Das heißt nicht, – nun ja, kurz, es bedeutet: deren Sinn auf irdische Lust gerichtet war gleich dem Sinne unvernünftiger Kreaturen. Es ist überaus herrlich gesagt, und die Nutzanwendung auf heutige

24*

Zustände liegt auf der Hand. Was anders ist der heute herrschende materialistische Atheismus, als Hurerei, als ein Sichgemeinmachen mit dem lieben Vieh? Läßt sich nicht auch unsere gottlose Wissenschaft ihre Zitzen, aus denen die ewige Wahrheit quillen sollte, betasten von den Sendlingen und Söhnen Babels? Ist unser Deutschland, bildlich gesprochen, nicht auch geil geworden auf das zuchtlose Ausland? – So, nicht im gemeinen Verstande gelesen, sondern im Verstande der Schrift, d. h. im Verstande Gottes, verlieren alle diese Worte jegliche gemeine Bedeutung und werden zu leuchtenden Gefäßen der göttlichen Weisheit."

So Herr Jeremias; und Frau Sanna schämte sich ihres Zweifels.

Als aber Henry in einer schwülen Nacht auf dieses dreiundzwanzigste Kapitel des Propheten Hesekiel stieß, da zeigte es sich deutlich, daß der Teufel heutzutage nicht mehr wie in früheren Zeiten vom Hauche umgewendeter Bibelblätter davongejagt wird gleichwie von einem Sturme. Vielmehr er reckte sich in Henry auf; die drohende Wolke schwoll empor; in allen Blutstropfen des längst reifgewordenen und nur in allen seinen Trieben radikal beschnittenen Jungen saß triumphierend Satanas und besorgte eine Zirkulationssteigerung vom heftigsten Tempo.

Das war nicht Juda und Israel, zubenannt Ahala und Ahaliba, was nackt, heiß, winkend

vor ihm aufstieg aus den schwarzen Zeilen, leuchtend im Fleische, mit wollüstigen Schenkeln und starren Brüsten, die Arme über sich hebend und den Leib vorwölbend: — das war das Weib. Mit einem Male standen in Fleisch und Blut alle die nackten Frauenleiber lebendig vor ihm da, die er mit kühlem Blicke von einem unverstandenen ästhetischen Standpunkte aus henfelmäßig blasiert auf Bildern und Stichen in der Villa Hauart erst betrachtet und schließlich übersehen hatte. Die Worte des Propheten, die Herrn Jeremias Gefäße der göttlichen Weisheit waren, waren für ihn zuckende, heiße, hinweisende, schamlos betastende Hände. Was der theoretisch belehrte Henfel schon gewußt, der unter dem Mahlsteine fromm gewordene Henry aber vergessen hatte, wußte dieser neue Mensch, diese Mischung aus beiden, wußte Henfel-Henry auf einmal wieder. Und er ahnte Unsagbares hinzu. Sein Blut sprach dunkle, dröhnende, wilde, keuchende Worte. Es schrie und jauchzte etwas in ihm auf mit Naturlauten, bei deren Brausen alle die Echostimmen seines Innern, jedes Wiederklingen fremder Einflüsterungen verstummte.

Diese Nacht schlief Henry nicht. Er schlief dafür am nächsten Morgen während der Predigt in der Kirche.

Einundzwanzigstes Stück: Ahala und Ahaliba

Wäre man nicht seit längerer Zeit im Hause Kraker daran gewöhnt gewesen, breite blaue Schatten unter den Augen Henrys wahrzunehmen, so hätte man jetzt wohl auf dieses Phänomen aufmerksam werden müssen, denn die Schattierung nahm sowohl an Tiefe, wie auch an Umfang zu. Die Augen selbst aber gewannen an Feuer. Der Ausdruck von müder Demut verschwand aus ihnen; sie wurden flackernd, unruhig, suchend, und Bertha errötete jetzt immer unter ihren Blicken, die sie heiß und hastig streiften.

Aber Berta war nicht das einzige weibliche Wesen, das Hensel nun mit solchen scheuen aber hitzigen Blicken bedachte. Er zündelte an allen Mädchen und Frauen herum, die ihm in den Weg kamen. Zumal Minna, die „Köksch" mit den drallen bloßen Armen, die zu sehr zum Hamburger Lokalton gehörten, als daß selbst Frau Sanna auf den Gedanken gekommen wäre, sie in Futterale zu stecken, fühlte sich förmlich umwabert von dieser Lohe, und sie begriff den Sinn dieser Flammenzeichen trotz ihrer Zugehörigkeit zu einem penetrant christlichen Hause recht gut. Begriff ihn und billigte ihn auch, denn schließlich lag doch eine Art Huldigung für sie darin. Machte also liebliche Augen zu Henry hin, wenn gerade niemand in der Nähe war, und, als sie ihm einmal

abends etwas auf die Stube zu bringen hatte, lächelte sie ihn sogar einladend an. Der Erfolg dieser, übrigens nicht ernsthaft gemeinten, lächelnden Einladung überstieg indessen das Maß ihrer Erwartung so heftig, daß sie sich mit rücksichtslosestem Aufgebot aller ihrer Kräfte aus der plötzlichen Umschlingung durch Henrys Arme losmachte, ihm einen Stoß gegen die Brust gab und dazu rief: „Jehn Se doch zu die Menscher in der Ulrikusstraße! Ick bin nich so eene!"

Henry hatte in der kurzen Umpressung von Minnas üppigem Oberteil eine Art wonnevollen Schwindels empfunden, und selbst der Faustschlag gegen seinen Brustkasten war ihm eher eine angenehme, als schmerzliche Sensation. Aber bei aller Annehmlichkeit hatte er den Sinn der ihm mitgeteilten Adresse erfaßt.

Seit dem Tage seiner Bekanntschaft mit dem Propheten Hesekiel besaß er den sichersten Instinkt für derlei und wußte wohl, daß die bisherigen Nutzanwendungen seiner Bibellektüre nur Surrogate waren. Er hatte sie wie ein Rasender genossen; es war wie wollüstiger Flagellantismus. Das Gefühl der Sünde dabei, dieser letzte Rest von Katechismus in ihm, beeinträchtigte seinen wütenden Eifer keineswegs, vertiefte ihn eher. Ahala und Ahaliba waren Namen von unerhörter teuflischer Süßigkeit für ihn geworden. Er stöhnte sie vor sich hin, schrieb sie hunderte Male nieder, erfand Geheim-

zeichen für sie und machte sich von ihren Trägerinnen Phantasiebilder einer wüsten, maßlosen Üppigkeit. Das waren nicht mehr die Nacktheiten klassischer Prägung aus der Villa Hauart, das waren schamlose Monstrositäten von überlebensgroßer Fleischigkeit, wolluſttriefende Ungetüme mit hundert Brüsten und zahllosen Schenkeln, Dämoninnen der Unscham; ganz unplastisch gesehen, Unmöglichkeiten für die wirkliche Vorstellung: einer wild aufgerührten Geschlechtsphantasie aber innere Visionen von ungeheuerer Konzentriertheit auf ein brünstig geahntes Einziges. Ähnliche Symbole der triumphierenden Geschlechtswut, nur zu mystisch-feierlichen Posen versteint, hatte Madame Sara damals bei ihrem Tataren gesehen, aber sie wären zu kindlichen Puppen verblaßt neben den Phantasmagorien des jählings aus dem Katechismus in die Umschlingungen von Ahala und Ahaliba geratenen siebzehnjährigen Henry, der mit einem Male kein Knabe mehr war, sondern ein junger Hengst, der sich an den Stangen rieb.

Was der alte Hauart ihm gepredigt hatte vom Sinne der Zeugung als eines mit weiser Auswahl zu nutzenden Mittels zur Heraufführung eines neuen Herrengeschlechtes: dies nie Verstandene, kaum mit Interesse Angehörte, war wohl im Ansturm der plötzlich aufgewachten Sinnlichkeit für einen Augenblick aus der Vergessenheit aufgetaucht, aber sofort wieder ver-

sunken, genau wie alle die gläubig aufgenommenen, aber nie mit einem erfaßten Sinne verbundenen gegensätzlichen Lehren von der Erbsünde, — versunken in einen brodelnden, dampfig gischenden Kraterabgrund voll wütender, keuchender, brüllender Begierden.

Nur eines war geblieben: Die Verstellung, die Maske. Die durch fast zwei Jahre mit überzeugter Hingabe gespielte Rolle wurde weiter tragiert, aber nur unten, vor den anderen, und ohne innere Hingabe. Oben, in der Kammer mit dem auferstandenen Christus, flog die Maske in den Winkel, und die Natur tobte sich aus, wenn auch einstweilen in Surrogaten. Immerhin blieb etwas in seinem gedrückten Gebaren vor den Anderen echt. Aber sein scheues Wesen war nicht mehr Ausfluß der altgewohnten Demut, sondern kam jetzt aus einer inneren Unsicherheit und Erschöpfung. Doch schon das kurze Intermezzo mit Minna, die erste Berührung eines Weibes, gab ihm eine gewisse Festigkeit. Er wußte jetzt genau, was ihm fehlte, und er frohlockte in der Hoffnung, nun auch den Weg dahin finden zu können, wo er fände, was er brauchte.

Jener Straßenname ging ihm nicht mehr aus dem Kopfe. Jedoch, er mußte mehr wissen, als den Namen. Wie aber sollte er zu dieser Wissenschaft gelangen?

Daß er Onkel Jeremias nicht danach fragen durfte, war ihm klar. Von nun ab, darüber

gab er sich keinem Zweifel hin, galt es überhaupt, Onkel und Tante zu betrügen und Schleichwege zu gehen.

Sich an Karl zu wenden, kam ihm gar nicht in den Sinn. Der existierte überhaupt nun nicht mehr für ihn. Denn, daß dieser kühle Musterknabe von Ahala und Ahaliba nichts wußte, war ihm zweifellos. Karls lahme Weisheit, du lieber Gott, kannte sich lediglich auf Gebieten aus, die ihm jetzt herzlich gleichgültig waren.

Er mußte also Umschau in der Klasse halten. Da war nun aber auch guter Rat teuer, denn er hatte sich bisher an keinen einzigen Kameraden angeschlossen, und überdies traute er im Grunde auch keinem einzigen dieser ihm jetzt schrecklich unreif erscheinenden Jünglinge irgendwelche Wissenschaft auf dem Gebiete zu, das ihn jetzt einzig beschäftigte. Indessen begann er doch zu suchen. Die Liebenswürdigkeit, die sich bei ihm von jeher schnell und sicher zu entwickeln pflegte, wenn er etwas wollte, trat sofort zutage. Desgleichen auch die gewisse ihm angeborene Verschlagenheit, und sofort auch das bisher latent gebliebene Gefühl: du hast ja Geld. Er sah sich also seine Kameraden an, indem er gleichzeitig seine bisherige Reserve ablegte. In den oberen Regionen, bei den „Gelehrten", meinte er für diesen außerhalb der Schulinteressen gelegenen Fall keine Hilfe finden zu können; auch kaum bei der Mittel-

lage, zu der er selbst gehörte; am ehesten wohl bei denen, die er bisher als unter ihm stehend gemieden hatte. Er tat also diesen Hochmut von sich, der ihm jetzt auch gar nicht mehr von Herzen kam, und schloß sich in den Freiviertelstunden und beim Nachhauseweg den Mitgliedern der unteren Schicht an. Aber er stieß, so liebenswürdig er sich auch gab, auf Widerstand, ja er mußte zu seiner Bestürzung bemerken, daß er sich offenbar einer allgemeinen Unbeliebtheit erfreute, ja mit Mißtrauen betrachtet wurde. Das wäre ihm früher gleichgültig gewesen, solange er sich seiner Selbstgerechtigkeit erfreute; nun aber empfand er es peinlich, und dies nicht bloß darum, weil er deshalb ohne Rat bleiben sollte.

Er fühlte, daß er jetzt überhaupt Anschluß brauchte. Er brannte nach Aussprache, ja nach Bekennen.

Zweiundzwanzigstes Stück: Die starke Hand

Mit jedem Tage kam er mißmutiger heim, mit jedem Tage erhöhte sich eine gewisse krankhafte Reizbarkeit in ihm, mit jedem Tage nahm er mehr das Wesen einer grimmigen Verstocktheit an, und nur Berta gegenüber entwickelte er eine daneben um so auffälligere Lebhaftigkeit, die aber auch zuweilen in eine Art erschrockener Scheu umschlug.

Anfangs übersah das Mädchen dieses Ge-

baren geflissentlich, dann wurde sie schnippisch, ja höhnisch, schließlich aber schien sie Gefallen daran zu finden und wurde, wenn auch noch immer kapriziös, freundlicher zu ihm. Mit Herablassung freilich, wie aus Gnade, und hinterher kam immer gleich eine besonders hochnäsige Kühle, aber manchmal konnte sie ihn auch groß und strahlend ansehen, daß er vor innerer Beseeligung und doch auch in einem gewissen Schrecken die Augen niederschlagen mußte.

So kam es, daß er immer deutlicher wurde im stummen Ausdrucke einer aufsteigenden heißen ersten Verliebtheit und eines Sonntags sich nicht enthalten konnte, ein Gedicht, das er die Nacht vorher an sie gerichtet hatte, ihr ins Gesangbuch zu schieben.

Es war eine sogenannte „Jugendpredigt", zu der sie kommandiert worden waren, an der aber Jeremias und Sanna nicht teilnahmen; sonst hätte er das gefährliche Wagnis nicht unternommen. Es erschien ihm auch so schon unerhört vermessen und problematisch.

Er setzte sich der Seitenbank, auf der die Geschwister Platz genommen hatten, gegenüber, das Schiff der Kirche zwischen sich und ihnen, und wartete mit Beben auf den Augenblick, wo sie den Zettel finden würde.

Mit welchem Gesichte würde sie ihn lesen? Würde sie einen ihrer „göttlichen Blicke" zu ihm herübersenden? Würde sie erröten? Erbleichen? Lächeln? Die Stirne in Falten ziehen?

Oh! Ein ganz anderes Leben sollte beginnen, wenn sie seine Liebe erwiderte!

Er fühlte jetzt, plötzlich wieder ganz im hütenden Schatten frommer Gesinnung, daß er ein abscheulicher Sünder gewesen war, ein unsauberer, unflätiger Geist, ein Zerstörer alles Großen, Schönen, Heiligen in seiner Seele, bis er diesen Engel anzubeten begonnen hatte.

(Das war freilich fromme Lüge, denn er hatte auch während dieser Zeit ebensooft Ahala und Ahaliba gehuldigt, wie ihr).

Aber das würde endgültig aufhören, sobald sie ihn in ihre rettenden Arme genommen und ihm, wenn auch nur seelisch, einen Platz an ihrem reinen Herzen eingeräumt haben würde.

Es war, in stockender Prosa, eine Wiederholung seines Gedichts, was er so in seinen Gedanken hin und her wogen fühlte, während sein Blick jede Bewegung ihrer Hände verfolgte.

Da, jetzt . . . nein: er konnte nicht hinsehen, er mußte die Augen schließen . . . jetzt hatte sie den Zettel entdeckt. Die jungen Stimmen sangen eben: „Jesus, meine Zuversicht!" und er sang geschlossenen Auges leise, bebend mit und öffnete die Augen erst, als der erste Vers vorüber war, denn solange mußte sie wohl brauchen, seine vier Verse zu lesen.

Himmel, was mußten diese Augen sehen! Berta reichte mit den Fingerspitzen, die Mundwinkel spöttisch scharf herabziehend, ohne auch nur einen Blick aus den niedergeschlagenen

Augen zu ihm zu senden, den Zettel mit seinen Versen ihrem Bruder hin und begann sogleich, sich am Gesange des Chorals zu beteiligen.

Henry war wie betäubt. Die Kirche mit all den vielen offenen Mäulern, die ihm jetzt riesig erschienen, drehte sich scheinbar im Kreise und hob und senkte sich wie bei einem Erdbeben. Die Orgel schien zu pfeifen, der Choral ein Gassenhauer zu sein. Er mußte sich am Pulte festhalten und mußte den Vers mitbrüllen, wollte er nicht etwas ganz anderes laut aufschreien.

Eine ungeheure Wut packte ihn. Er wurde totenblaß. Aber nicht weniger blaß war drüben Karl. Ihre Blicke kreuzten sich wie Degenklingen, dann sahen sie beide vor sich nieder und blieben so während des ganzen Gottesdienstes, jeder nur an den andern denkend voll eines Hasses, der darum nicht weniger tief und grimmig war, weil zwei junge Leute ihn empfanden.

Als die Kirche aus war, schickte Karl die Schwester allein nach Hause und trat an Henry heran: „Ich muß mit dir reden!"

– „Bitte!"

– „Du hast dich unterstanden, das meiner Schwester zuzustecken!"

– „Was geht das dich an?"

– „Schweig!"

Karl zischte das so heftig und wütend hervor, daß Henry in der Tat nichts zu erwidern

wagte. Er ging gesenkten Kopfes neben dem Vetter her, während dieser ganz leise, aber im gedämpften Tone hart, sprach: „Ich dulde das nicht! Merke dir das! Du wirst nicht allein solche Albernheiten nicht wiederholen, sondern überhaupt aufhören, meine Schwester mit Blicken und diesem ganzen törichten und unverschämten Wesen zu beleidigen, das du in der letzten Zeit an den Tag gelegt hast. Meine Schwester ist nicht für deinesgleichen Tiere!"

– „Was!?"

Henry bekam seine großen Augen.

– „Vor deinen Glotzaugen fürchte ich mich nicht. Ich kenne dich besser, als du. Ich weiß auch, was es mit dem Geschmiere da auf sich hat."

Er zog den Zettel aus der Tasche, knüllte ihn zusammen und warf ihn über das Geländer der Brücke, die sie eben passierten.

– „Du bist ein geiler Hund! Du denkst, weil du stramm bist wie ein Pferdeknecht, und weil du einmal Geld haben wirst, darfst du dir bloß aussuchen, was nach deinem dreckigen Geschmacke ist. Nimm dich in acht, ich passe auf!"

– „Ich habe Berta wie die Madonna geliebt!"

Henry war selber verblüfft über das Wort. Es war ebenso wahr, wie flach empfunden, und so kam es in einem elend falschen Tone heraus und klang wie eine alberne Lüge.

Karl sah Henry verächtlich an und lachte

höhnisch auf. „He! Deine Porzellanfigur? Nicht? Ja, was du nicht alles hast! Der Jüngling mit dem seidenen Schlafgewand!"

— „Halt's Maul, oder ich schlage dich drauf! Du und dein Vater! Du und deine Mutter! Ihr alle lauert ja nur auf das, was ich habe!"

Wieder einmal machte ihn die Wut klar. Er fuhr fort: „Ihr wollt mich ducken, um mich zu bestehlen! Fußtritte für euch! Wart nur, mein Junge, dir spuck ich mal in die Hand!"

Seltsam. Das schien Karl nicht zu beleidigen. Er antwortete ganz ruhig: „Wenn ich sie hinhalte. Aber das wirst du von mir nicht erleben. Von mir nicht und von Berta nicht. Meine Hand ist nicht dazu da, von dir Geschenke zu nehmen. Höchstens was mir gehört! Meine Hand ist dazu da, dich zu führen, wenn du so weit bist, daß sich's lohnt. Vorderhand bist du noch nicht so weit. — Aber raten will ich dir jetzt schon: Für dich und was du Verehrung nennst, ist in der Ulrikusstraße gesorgt."

Henry blieb wie angewurzelt stehen. Er vergaß alles Vorhergegangene und sagte im Tone des höchstens Erstaunens: „Was, du weißt das auch?"

— „Glaubst du vielleicht, ich bin ein Kastrat?"

Merkwürdig, wie falsch er Henry verstanden hatte. Merkwürdig auch, mit welch giftigem Blicke er gerade diese Worte begleitete.

— „Ich meine nur: weiß denn das jeder Mensch hier!?“

— „Verstell dich doch nicht! Du weißt es vermutlich besser, als ich, und wärst schon lange dort gewesen, wenn du Geld dazu hättest!“

— „Ich höre jetzt den Namen zum zweiten-Male und weiß gar nichts.“

Karl sah ihn prüfend an. Dann sagte er nach kurzer Überlegung: „Soll ich dich vielleicht hinführen?“

Henry, ganz naiv: „Ach, bitte, ja.“

Karl lachte auf. Es war ein häßliches Lachen voller Ekel und Ärger und Haß.

Nach einer Weile: „Du bist doch grenzenlos dumm. Ich habe dich offenbar immer noch überschätzt. Du weißt also wirklich von Gott und der Welt nichts? Dein Schafsgesicht aus der Prägung Südekum ist echt? Das wäre ja beinahe interessant.“

Henry fühlte jede dieser Beleidigungen wie einen Hieb, und er war weit davon entfernt, diese Hiebe ohne Wiederschlag hinzunehmen aus christlicher Demut. Es war vielmehr wie ein tückisches Knirschen in ihm, eine lauernde Gier, sich zu rächen, Schlag für Schlag heimzuzahlen, Schlag für Schlag und jeden wohlgezielt. Aber jetzt fühlte er sich wie einen Hund, über dem der Herr steht, kurz gebunden und mit dem Fuße auf dem Boden niedergehalten, während die Prügel prasseln. Er

fühlte eine kalte grausame Überlegenheit über sich, die Mittel zur Züchtigung besaß, gegen die er bei allem Gefühle, schließlich doch der Gefährlichere und Stärkere zu sein, einstweilen machtlos war. Ja, er hatte sogar die Empfindung, es müsse ihm dienlich sein, von dieser verfluchten Hand geführt zu werden, sich diesem kalten Tyrannen anzuschließen mit blindem Gehorsam, ihm sklavisch zu folgen — bis einmal der Moment käme, wo er ihn nicht mehr brauchte, wo er selber die Mittel in der Hand hätte, ihn zu züchtigen, und die Kraft, ihn mit dem Fuße niederzuhalten. Mit dem Tückischen, Wilden seines Wesens verband sich knechtischer Respekt aus einem Gefühle der Minderwertigkeit heraus, ja, es kam etwas Besseres hinzu: ein gewisser Bewunderungstrieb, der Wille, sich einem Höheren, Stärkeren hinzugeben.

Dies alles war in ihm nicht klar; es war ein Knäuel dunkler, dumpfer Gefühle, unter denen immerhin die widerwärtigen überwogen, aber, Herr darüber zu werden, vermochte er nicht. Karl dagegen fühlte sich jetzt von einer Klarheit der Gedanken Henry gegenüber durchdrungen, daß sein Haß gegen den körperlich und durch Reichtum Bevorzugten für den Moment verflog. Er empfand frohlockend die Gewißheit, daß er ihn in der Hand hielt, daß er der Herr war, ihn nach seinem Willen zu führen und auch wohl zu modeln.

Er hatte in der Tat geglaubt, daß Henry

sich, gleich ihm und Berta, im Grunde nur verstellte, daß er nicht demütig, sondern herrisch dachte und nur auf den Augenblick der Befreiung aus dem aufgezwungenen Krakerschen Wesen wartete, um Vergeltung zu üben. Er hatte, ohne es sich merken zu lassen, Henrys Entwicklung wohl verfolgt, und zwischen ihm und Berta war der „Millionär“ stets ein Hauptgesprächsthema geblieben. Dabei hatte sich Berta als eine instinktiv bessere Psychologin bewährt, indem sie immer betonte: „Er ist ein Waschlappen; du brauchst nur zu wollen, und er folgt dir wie ein Pudel, genau wie er jetzt dem ekelhaften Pastor folgt.“

Karl dagegen, dem die innere Verschlagenheit Henrys sehr bald aufgegangen war, hatte sich ein verwickelteres Schema von dessen Wesen zurechtgelegt. Zwar zweifelte auch er nicht daran, daß der „Neger“, wie er ihn gern nannte, eines Tages Wachs in seinen Händen sein werde, aber erst dann, wenn er fühlen würde, daß sein jetziges Spiel zu nichts führte. „Der Neger ist“, so ging seine Rede „zweifellos von einer unwahrscheinlichen Dummheit, aber doch nicht so dumm, wie er sich jetzt stellt. Sein Haß, auf dich und mich und die Eltern, ist so groß wie seine Dummheit. Wenn er auch jetzt auf Papas und Mamas christlichen Blödsinn eingeht, so geschieht es nur zum Schein. Er will sie einschläfern und sich von uns fern halten. Denn das muß er doch merken, daß

wir nicht so sind, wie unsere christlichen Eltern. Es ist eine große, wilde Bosheit in ihm und eine verschlagene Roheit. Das macht ihn gefährlich. Nehme ich mich jetzt seiner an, so wird er freilich auch so tun, als folgte er mir. Was wäre das aber für ein Gewinn für uns? Er würde, wenn ich mich ihm näherte, darin sofort die Absicht wittern, ihn zu demselben Zwecke zu gewinnen, den er bei Papa und Mama voraussetzt. Diese Absicht erreiche ich nur, wenn ich warte, bis er kommt. Und das wird eines Tages geschehen, wenn ihm die Rolle des christlichen Musterknaben unerträglich wird."

Als dann die Bemühungen Henrys um Bertas Huld begonnen hatten, hatte er darin keineswegs das Anspinnen zu einer Gymnasiastenliebelei zwischen Cousin und Cousine erblickt, sondern einen frechen und schlau geplanten Vorstoß der Henryschen Sinnlichkeit, von deren Vehemenz er sich die phantastischsten Vorstellungen machte. Hier war ihm ein Mangel seiner eignen Natur zum Hindernis ruhiger Beobachtung geworden. Mit einer nagenden Wut legte er jeden Blick Henrys auf Berta als eine brutale Begierde aus und litt gräßlich darunter, daß Berta nicht ebenso wütenden Ekel dagegen empfand, wie er. Alles, was ihm auf diesem Gebiete offenbar versagt war (er fühlte das mit großer Deutlichkeit), traute er dem körperlich Begünstigten und haupt-

sächlich deswegen grimmig Gehaßten zu – im Grunde auch, und das war das Fürchterlichste, eine Übertragung seiner „Leidenschaft“ auf Berta. Dabei aber bildete er sich ein, daß diese Leidenschaft nur vorgetäuscht sei zu dem Zwecke, sich durch Bertas Verführung am ganzen Krakerschen Hause zu rächen.

Jetzt war ihm sein Irrtum klar geworden, und Henry erschien ihm einfach als ganz dummer Junge, den er nun in der Tat unverzüglich ans Leitseil nehmen mußte.

Als Henry auf seine groben Beleidigungen schwieg, ahnte er indessen trotzdem wohl, daß auch etwas Unheimliches hinter diesem Schweigen vorging. Doch damit war wohl erst für später zu rechnen. Jetzt mußte gehandelt werden. Er fuhr nach einer Weile fort: „Am Ende glaubst du, daß Berta und ich auch so fromm sind, wie du?“

„Wer sagt dir, daß ich fromm bin?!“ entgegnete Henry stolz, der durchaus den Angelhaken der Eitelkeit nicht merkte, der hier ausgeworfen worden war. „Wenn ich fromm wäre, würde ich dich dann gebeten haben, mich – dorthin zu führen?“

Jetzt lächelte Karl bloß sauer: „Allerdings, das ist kein Ort für südekümmerliche Knaben.“

Dieser Wortwitz begeisterte Henry förmlich. Er lachte laut schallend auf und sagte dann: „Wenn ich doch nur gewußt hätte, daß du über dieses Zeug genau so denkst, wie ich.“

Karl sah ihn mit kaum verhehltem Spott an: „Ja, wenn! Man muß eben die Leute nicht immer für so dumm halten, wie man selber aussieht. Nicht bloß Henry Hauart ist ein Freigeist. Es gibt sogar in seiner Klasse welche!"

– „Ach?!"

– „O ja. Sogar euer Primus ist einer. Er führt darum auch den Namen Voltaire."

– „Krümpermann?"

– „Ja, Konstantin Krümpermann. Aber, das darfst du eigentlich nicht wissen."

– „Warum denn nicht?"

– „Das wirst du dann erfahren, wenn du es wissen darfst."

Dieses dunkle Wort erfüllte Henry mit größter Neugierde. Er bettelte förmlich: „Ach bitte, kläre mich doch auf!"

– „Später! Vielleicht! Ich muß dich erst prüfen."

Karl empfand ein inniges Behagen, den Neger mit Geheimnissen zu umwölken.

– „Muß ich ein Examen machen?"

Henry dachte an eine Art umgekehrter Katechismus-Prüfung.

– „Ja. In der Ulrikusstraße."

– „Du hältst mich zum Narren."

– „Ich halte dich für einen Freigeist."

– „Was hat denn die Ulrikusstraße damit zu tun?"

– „Unendlich viel. Voltaire Krümpermann hält sie sogar für die hohe Schule der geistigen Freiheit."

– „Ach?! Ich hatte mir doch gedacht . . .?"

– „Eben!"

– „Aber wie so denn?"

– „Gehet hin und sehet!"

– „Warst du denn auch schon dort?"

Diese Frage beinträchtigte die muntere Laune Karls. Da er aber doch antworten mußte, sagte er: „Ich habe kein Geld dazu."

– „Ist es denn so teuer?"

– „Die Preise schwanken."

– „Glaubst du, daß tausend Mark reichen?"

– „Tausend Mark?!"

Karl mußte stehen bleiben vor Erstaunen. War es die Möglichkeit, ein Hamburger Sekundaner und so milchkalbmäßig unerfahren zu sein? Und: hatte der Mensch denn jetzt schon solche Summen zur Verfügung?

Er inquirierte: „Glaubst du vielleicht, Papa läßt dir auf deine Erbschaft hin tausend Mark auszahlen, damit du in die Ulrikusstraße gehen kannst?"

– „Natürlich nicht. Ich habe das Geld in meiner Schublade. Sogar mehr."

– „Unglaublich!"

Und nun mußte Henry genau erzählen, wie es zugegangen war, daß er dieses Kapital für sich hatte reservieren können. Dafür klärte ihn Karl über die Marktwerte in der Ulrikusstraße auf, soweit er davon Kenntnis hatte.

„Aber, da kann ich zahllose Male hingehen!" rief Henry entzückt aus.

— „Du könntest dich dort dafür sogar in Pension geben. Nur wird es schwer sein, hinzukommen, ohne daß Papa und Mama es inne werden, denn man pflegt dort eigentlich nur nachts einzukehren, wenn die Kindlein schlafen gehen."

— „Ich klettre einfach am Blitzableiter runter."

Henry war zu jeder Heldentat entschlossen.

— „So, und wenn du wieder ins Haus hinein willst?"

— „Dann klettre ich am Blitzableiter hinauf."

— „Natürlich: der kraftvolle Jüngling! Alles mit den Muskeln, nichts mit dem Gehirn."

— „Ja, wie soll ich's denn anders anfangen?"

Karl zuckte mit den Achseln.

Henry, der wohl merkte, daß Karl bequemere Wege wußte, drang mit dem Aufgebot seiner ganzen Liebenswürdigkeit in ihn ein, ihm zu helfen. Er wurde sogar überschwenglich und schwur ewige Dankbarkeit und Freundschaft, wenn er ihm sagte, wie er auf bessere Weise aus dem Hause und wieder hineinkommen könnte.

Karl indessen gab's nicht so billig und nicht so schnell.

Sie waren am Hause angekommen. Karl machte ein ernstes Gesicht und sprach: „Ich werde mich von jetzt ab deiner annehmen und werde dir auch zu dem verhelfen, was dir jetzt am meisten am Herzen liegt. Ich sage dir aber

gleich: Ich halte das für eine Schweinerei, und es versteht sich nun erst recht von selbst, daß du dein albernes Getue gegenüber Berta sein läßt."

— „Selbstverständlich!"

Henry sagte es mit Überzeugung. Er war auch in der Tat von seiner Abbiegung in das Gebiet platonisch sentimentaler Verliebtheit resolut wieder ganz hinübergeschwenkt in die Regionen, wo Ahala und Ahaliba winkten.

„Gut!" entgegnete Karl zufrieden. „Es ist auch dein Glück, denn du hast ja gesehen, wie Berta die Dummheit aufgenommen hat. Hoffentlich kommt dir nicht wieder ähnliches bei. Ich bin jetzt dein Freund, und auch Berta wird jetzt deine Freundin sein. Aber verlaß dich darauf: wenn du dir nur im geringsten wieder so etwas einfallen läßt, so hast du zwei Feinde an uns, deren Feindschaft du spüren wirst."

War sein Ernst vorhin gemacht, so war diese Drohung jetzt echt.

Henry merkte das wohl, und er ahnte auch, daß diese Feindschaft am Ende einmal echter sein möchte, als diese Freundschaft jetzt. Aber echt oder nicht, er wußte, daß er sie augenblicklich pflegen mußte. Er gab also nochmals die bündige Erklärung ab, nie wieder seine Augen zu Berta zu erheben, worauf Karl ihn einlud, am Nachmittage auf seine Stube zu kommen, da Berta nicht zu Hause sein werde. Er wolle ihm dann alles Nähere mitteilen.

Dreiundzwanzigstes Stück: Der überraschende Knabe Karl

Was Henry auf der Stube Karls erfuhr, war ganz dazu angetan, seine Bewunderung für den Vetter zu erhöhen und ihn mit Zutrauen in eine Zukunft zu erfüllen, die ihm durch dessen starke und kundige Hand eröffnet werden sollte.

Welch ein erstaunlich scharfer Kopf war (für Henry) doch dieser Karl, den er nur immer als den Sohn seines Vaters angesehen hatte! Das Christentum war ihm ein geschickt und nicht ohne poetisches Talent und psychologische Feinheit erfundenes Kindermärchen, dessen sowohl annutige, wie bedeutende Fabeln man wohl mit freundlicher Rührung genießen mochte, solange sie nicht mit dem Anspruche auftraten, bestimmende Wahrheiten und Grundsätze fürs Leben zu verkörpern. Insofern sie aber dies taten, mußte man sich wohl klüglich so anstellen, als glaube man daran, denn es wäre knabenhaft töricht, sich gegen etwas Mächtiges aufzulehnen, solange man nicht selber eine Macht ist; aber man durfte innerlich diese Ideale kindlicher Geister nie Gewalt über sich gewinnen lassen; sonst würde man auch später nie dazu kommen, das Leben mit allen seinen schönen Möglichkeiten von Grund aus, das heißt unbeeinträchtigt durch christliche Hemmungen in der eigenen Brust, zu genießen.

Ähnliches hatte Henry ja schon früher vernommen, aber jetzt, wo ihm Nutzanwendungen

winkten, wirkte es beträchtlich stärker, wenn auch wiederum eben nicht in die Tiefe. Übrigens entnahm Henry, wie immer, so auch jetzt, diesen Lehren nur gerade das, was er augenblicklich brauchen konnte, lenkte den Fluß der Theorien also schnell in das Gebiet der Ulrikusstraße und auf die praktischen Probleme, die ihn jetzt beschäftigten.

Auch darin verblüffte ihn Karl durch unerwartete Erfahrenheit. Zwar nach diesen „Vierteln der Tiere" gelüstete ihn nicht; seine unerlaubten Begierden gingen ganz wo anders hin, höher hinaus, aber er wußte sie zu befriedigen, ohne sich die Hosen am Blitzableiter zu zerreißen. Er verbrachte jede Woche zwei halbe Nächte außerhalb des Hauses und zwar mit Wissen seiner Mutter.

Henry riß die Augen auf. „Und der Onkel?"

— „Papa weiß nichts davon. Er würde es nie zugeben, daß ich in die Katakombe gehe!"

— „In die Katakombe?"

— „Ja, in die Katakombe. So haben wir nämlich, um der Sache eine christliche Etikette zu geben, eine freigeistig-literarisch-ästhetische Geheimverbindung genannt, in der wir jeden geistigen Unfug treiben. Von dem Unfug weiß Mama natürlich nichts. Sie glaubt, daß dort wissenschaftliche Vorträge auf christlicher Grundlage gehalten werden, und es schmeichelt ihrer Eitelkeit, daß ihr Herr Sohn sich an diesen gelehrten Bestrebungen beteiligt. Ich mache speziell für sie jeden Monat einen ungemein christlichen

Vortrag, den sie mit Erbauung liest. Das ist zwar langweilig für mich, aber es beruhigt mein Sohnesgewissen, denn nun hat ja auch sie was davon."

Henry war doch etwas verblüfft über diese kaltblütig souveräne Art von Verlogenheit, und Karl merkte das offenbar, denn er fuhr fort: „Alles Besondere läßt sich in seinen Anfängen, solange es noch nicht zur Herrschaft gekommen ist, nur in Heimlichkeit pflegen und bedarf der Verstellung, ja der direkten Lüge als Mittel zur Existenz. Diese Art Lüge ist aber immer auch Rücksichtnahme auf die nicht Besonderen, also doppelt entschuldbar. Indem ich diese blödsinnigen Vorträge zusammenschreibe, schaffe ich mir nicht bloß die Möglichkeit, wenigstens zweimal in der Woche geistig aufzuatmen, sondern ich beruhige auch das Gemüt meiner Mutter, die oft genug von Zweifeln an meinem Christentume heimgesucht wird."

Diese Logik fand Henrys Beifall durchaus, der sich überdies erinnerte, daß auch Papa Hauart die Lüge als Reservatrecht der Ausnahmemenschen hingestellt hatte.

Es war recht angenehm für ihn, durch Karl wieder Anschluß an seine frühere Anschauungswelt zu erhalten. Er glaubte jetzt, alles dies wirklich schon einmal begriffen zu haben, und er setzte seinerseits Karl in Erstaunen, indem er, aus dem Geiste Papa Hauarts heraus, ohne die von Karl erwartete Begriffsstutzigkeit mit

scheinbarer großer Agilität des Geistes auf all dies einging, ja sogar Ausführungen daran knüpfte, die eine unerschrockene Folgerichtigkeit des Denkens zu verraten schienen. Da er sich wohl hütete, zu sagen, woher diese Ideengänge stammten, erschütterte er sogar die Überzeugung des Vetters von seiner Dummheit, so daß dieser in seinen Enthüllungen weiterging, als er ursprünglich vorgehabt hatte.

Karl sagte: „Du scheinst für die Katakombe reifer zu sein, als ich gedacht habe; – unter uns gesagt: reifer auch, als die meisten Katakombler selbst. Denn im Grunde sind das unreife Schwätzer, die bloß nachplappern, was sie gelesen haben. Ich höre in der Hauptsache nur zu und finde manchmal, daß es bloß Unverschämtheit ist, wenn sie sich einbilden, besondere Menschen zu sein. Sie täten besser, zu schweigen und zu lernen. Aber immerhin, man hört aus ihrem Nachgeschwatze manches aus der Welt reiferer Geister, die übrigens meistens offenbar auch noch recht unreif sind und besser daran täten, wenn sie gleichfalls schwiegen. – Aber du sollst das alles selber kennen lernen; ich will dich für die Katakombe vorschlagen."

Das war für Henry nun zwar höchst schmeichelhaft und ehrenvoll, aber fürs erste reizte ihn die Katakombe weniger, als die Ulrikusstraße. Er lenkte Karl also nochmals behutsam auf diese ihm wesentlich interessantere Gegend hin.

Der lächelte giftig. „Durch Nacht zum Licht! Durch die Katakombe zum Puff! Dein Instinkt führt dich nicht irre. Übrigens wollen sie ja schließlich alle nur dorthin, und das viele Klugreden ist nur ein Ausweg, weil es ihnen am Gelde fehlt. Da du aber Geld hast, wirst du auch Führer und Begleiter haben. Sie werden sich um dich und dein Portemonnaie reißen. Voltaire Krümpermann, der große Idealist, der jede Woche einmal die Welt einreißt und neu aufbaut, weiß den Weg dahin ganz genau. Heil ihm und uns! Er wird fortan weniger Reden halten."

„Ja, aber," warf Henry ein, „wenn mir nun Tanta Sanna nicht erlaubt, mit in die Katakombe zu gehen?"

— „Dafür laß mich sorgen. Mama wird sich zwar wundern, daß auch weniger erlauchte Geister dort Eingang finden, aber wenn auch du monatlich einen Vortrag verfaßt, und du sollst ja recht geschickt in blöden Phrasen sein, wie mir der große Voltaire nicht ohne Eifersucht mitgeteilt hat, so wird sie auch dich unter die christlichen Genies rechnen. Schmiere eine Eintrittspredigt! Die werde ich ihr geben, und sie würde es für einen Raub an deinem Ingenium halten, dich an dem Verkehr mit der Auslese unseres Gymnasiums zu hindern."

— „Das will ich gleich heute abend noch machen. Wenn ich nur wüßte, worüber ich reden soll."

— „Ich werde dir ein Thema geben. Warte!"

Karl kniff seine ohnehin kleinen Augen zusammen und visierte durch den winzigen Spalt die Zimmerdecke „Kennst du Goethes Faust?"

— „Nein. Wir haben ihn noch nicht gehabt."

— „Richtig. Was kennst du überhaupt von der deutschen Literatur?"

— „Echtermeyers deutsche Gedichte und Die Jungfrau von Orleans, überhaupt: was im Lehrplan steht; du weißt ja."

— „Hm. Was war euer letztes Aufsatzthema?"

— „Inwiefern Schiller der einzige deutsche Nationaldichter genannt werden darf."

— „Aber ihr kennt ihn ja gar nicht! Aber ich weiß schon: der Professor hat ihn abgewandelt. Übrigens habe ich den Aufsatz auch schon mal geleistet. Freiheit! Ehre! Vaterland! Professor Sickert war Burschenschafter. Das vorgeahnte Deutsche Reich. Seid einig! einig! einig! Und: Ehret die Frauen! Du bist ja auf dem besten Wege dazu!"

Karl betrachtete seine schönen großen mattglänzenden Fingernägel. „Ich glaube du mußt pathetisch kommen, dazu sind weniger Gedanken nötig und es geht schneller ... Halt ich hab's. Nimm dir das Thema: „Der Kampf mit dem Drachen. Ein christliches Symbol." Der Drache sitzt natürlich in der eigenen Brust. Du kennst

ihn, d. h. natürlich, du hütest dich wohl zu zeigen, daß du ihn persönlich kennst und redest bloß so im allgemeinen von der Welt Lust und ihrer Üppigkeit. So talentlos ist kein Mensch, daß er darüber nicht zehn Seiten lang nichts reden könnte. Noch leichter aber sind die anderen zehn Seiten von den Waffen, mit denen der Christ gegen diesen Lind- und Tatzelwurm siegreich anzurennen vermag. Meine arme Schwester muß eine Brosche aus Elfenbein tragen, die diese probaten Tugenden in mehr weiblicher Symbolik zeigt: Glaube, Liebe, Hoffnung! Kannst du das?"

— „Aber natürlich, im Schlaf."

— „Also gut, morgen früh auf dem Schulweg gibst du mir den Quatsch. Ehe du ihn aber schreibst, schneide und putze dir die Nägel. Mit diesen Schmutzschaufeln kannst du nicht mit uns verkehren. Du mußt dich auch besser anziehen, soweit es Papa erlaubt. Mit so kurzen Hosen lassen sie dich in der Ulrikusstraße überhaupt nicht hinein. Es ist eine Schande, wie du aussiehst. Und nun gehe! Berta muß jeden Augenblick kommen."

Henry duckte sich förmlich unter dem befehlerischen Tone dieser Worte. Als er aber auf seinem Zimmer angekommen war, überkam ihn eine so zuversichtliche Fröhlichkeit, daß er den kleinen Raum unzählige Male mit fast tanzenden Schritten durchmaß. Er fühlte sich sicher, gehalten und doch frei.

Vierundzwanzigstes Stück: Die Bäume der Erkenntnis

Als Henry am anderen Morgen sein Manuskript an Karl ablieferte, musterte der ihn zuerst von oben bis unten und ließ sich auch seine Hände zeigen.

„Vom Schneiden der Fingernägel fehlen dir noch die Elementarkenntnisse," bemerkte er kritisch. „Und du hast es doch offenbar einmal gekonnt. Denn wie du herkamst sahen sie so tadellos aus, daß sogar ich etwas davon gelernt habe. Mensch, wie kann man so etwas verlernen!"

Henry, der gehofft hatte, Karl würde sofort sein Elaborat prüfen, war enttäuscht und ärgerlich, daß stattdessen an seinen Fingernägeln Kritik geübt wurde. Er antwortete daher etwas brummig: „Das habe ich in München doch nicht selber gemacht. Das besorgte eine ehemalige Hofkammerfrau, die als Handspezialistin mit einem großen Kasten voll einer Masse Scheren, Feilen, Messerchen, Pomaden, Bürsten, Pudernäpfchen, Lederpolsterchen, Essenzen und was weiß ich noch in den vornehmen Häusern herumlief. Die Prozedur war gräßlich langweilig, denn sie dauerte fast eine Stunde."

Karl hatte mit Interesse die Aufzählung des Kasteninhaltes verfolgt. Diese Hilfsmittel der Handspezialistik waren ihm, da damals die

Manikure noch wenig verbreitet war, etwas durchaus Neues, und er empfand wütenden Neid, daß dieser „Neger" einmal ihrer Pflege teilhaftig gewesen war, während er sich höchst kümmerlich mit einer viel zu großen Schere und einer viel zu groben Feile und einem Wolläppchen begnügen mußte. Er knurrte: „Schämen solltest du dich! Statt dem Himmel dafür zu danken, daß er dich gewürdigt hat, eine Kunst kennen zu lernen, die dem vornehmsten Gliede des Menschen, der Hand, dient, statt jede Einzelheit dieser im höchsten Grade interessanten Technik mit Lerneifer zu verfolgen, hat der Mensch sich gelangweilt und eine Stunde als eine zu lange Zeit zur Handpflege empfunden. Dir hätte man freilich lieber die Ohren stutzen sollen, als die Fingernägel."

— „Aber laß das doch," bat Henry, „lies lieber meinen Vortrag!"

— „Das tu ich nachher in der Religionsstunde. Übrigens weiß ich ja jetzt schon, was darin steht. Der Kasten der Kammerfrau ist mir hundertmal interessanter. Bitte, schildere mir genau, was darin enthalten war, und wie die Person mit den Gegenständen umgegangen ist. Direkt geschlafen wirst du ja doch nicht während der Prozedur haben."

Henry kam dem Wunsch nach Möglichkeit nach, vermochte die Wißbegierde Karls aber doch nicht ganz zu befriedigen, denn der

wünschte Belehrung bis in die kleinsten Details. „Weißt du was," so schloß er, „ich kaufe dir einen solchen Kasten. Papa hat einmal für Mama einen aus London mitgebracht. Der war womöglich noch reichhaltiger und kolossal fein. Hier in Hamburg muß so was doch auch zu haben sein."

Karls Augen leuchteten auf. Besser hätte sich Henry bei ihm nicht einschmeicheln können. So ein Kasten — himmlisch. Eine ganze Garnitur von Messerchen, Scherchen, Feilchen in jeder Größe auf Samt gebettet, umstanden von Döschen, Schächtelchen, alles blitzend und duftend, — es war ein Entzücken, zu denken, daß so etwas, wohlgeborgen vor Mama Sannas kleinbürgerlichen Augen, in seinem Besitz sein könnte, fleißig ausgenützt nicht nur für seine, sondern auch für Bertas Hände. Zwar — ein Geschenk von dem da! Aber natürlich, ja, warum denn nicht? Er würde ihm ja sehr viel mehr schenken, würde den Neger zu einem Menschen machen. Und überhaupt: es kam ja, was auch dieser törichte Günstling des Glücks ihm jemals schenken sollte, schließlich nur in seine Hände zurück, was der Zufall in dessen Hände gespielt hatte. Er tat also nicht weiter erstaunt und dankbar, sondern sagte einfach: „Sehr nett von dir. Ich nehme es an. Bei der nächsten Gelegenheit gehen wir einmal mit Berta auf den Jungfernstieg. Ich kenne dort ein wunderbares Geschäft für Toiletteartikel.

Das hat ohne Zweifel auch solche Kästen in der schönsten Auswahl. Du mußt nur ordentlich Geld einstecken, denn so was ist sicherlich teuer, wenn man nur auf das Beste reflektiert."

– „Ich trage das Geld seit heute wieder bei mir. Wir können den Sprung gleich nachher nach der Schule machen."

– „Famos! Dann ist es für Berta eine Überraschung. – Aber, sag mal, wieviel Geld hast du denn eigentlich?"

– „Achtzehnhundert Mark."

„Donnerwetter! Wir können wirklich froh sein, daß wir das Geld vor Mama gerettet haben. Aber geh, bitte, sparsam damit um bei den gefälligen Priesterinnen der Venus. Diese Weiber sollen ekelhaft geldgierig sein und allerhand raffinierte Manieren haben, zumal jungen Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen. Du mußt auch Achtung geben, daß du dich nicht etwa betrinkst und dann beim Nach-Hausegehen Spektakel machst."

– „Ich gehe nicht zum Trinken hin. Herrgott, ich ... Karl, ich bitte dich, hilf mir, daß ich bald hinkomme!"

Henry keuchte fast. Seit er sich so nahe am Ziele seiner Wünsche wußte, zersprengte ihn die Begier beinahe. Er ergriff die feuchtwarme Hand Karls mit der seinen, die heiß war wie ein trockenes Scheit Holz, das in der Sonne gelegen.

Karl entzog ihm die seine mit einem Aus-

druck von Grauen. Sein ganzer Widerwille gegen diesen brünstigen Starken kam ihm bei dieser Berührung zum Bewußtsein und auch der Umstand, daß seine Hände, diese so schön weiß aussehenden, immerzu diese greuliche klebrige Feuchte hatten, gegen die es nun aber hoffentlich in dem gebenedeiten Kasten ein Mittel gab.

Er sagte: „Übermorgen ist Katakombensitzung. Du kannst selbstverständlich noch nicht mit, denn ich muß dich natürlich erst vorschlagen. Aber du kannst mit aus dem Haus, denn Mama erhält noch heute dein Traktätchen. Ich selbst werde dich auf den Weg zu den Blumenschiffen bringen, denn der große Krümpermann würde dich zu heftig anpumpen. Auch brauchen die anderen überhaupt nicht zu wissen, daß du Geld hast. Um zehn gehen wir von zu Hause weg. Halb elf verlasse ich dich am Eingang zum Paradiese. Um eins erwarte ich dich an derselben Straßenecke. In zwei und einer halben Stunde kannst du viele Bäume der Erkenntnis schütteln. Hüte dich nur, dabei der Schlange auf den Schwanz zu treten."

– „Was willst du damit sagen?"

– „Daß die Schlange auch beißen kann."

Er sagte das mit offenbarem Vergnügen.

„Sprich doch deutlich!" rief Henry fast barsch aus.

– „Die Wollust der Kreaturen ist gemischte mit Bitterkeit. Das solltest du doch von Herrn Südekum wissen."

— „Ich pfeif auf Herrn Südekum und seine Bitterkeit; das ist alles bloß christlicher Schwindel, um unsereinen von allen schönen Dingen abzuschrecken."

— „Doch nicht ganz. Es gibt allerhand angenehme Krankheiten, die man gewissermaßen als Zuwage zu dem berühmten Apfel des Paradieses bekommen soll. Es ist das einzige, was in diesem Paradiese gratis verabreicht wird."

— „Du willst mir Angst machen, aber du erschreckst mich nicht."

— „O, kein Zweifel! Du würdest dich jetzt durch sämtliche Geschwüre der Welt nicht davon abhalten lassen, in dieses verbotene Obst zu beißen. Wohl bekomm's! Ich denke gar nicht daran, dich abzuhalten. Aber zur Vorsicht mahnen möchte ich dich."

— „Dann mußt du dich doch deutlicher ausdrücken."

— „Nein, ich danke. Das Thema ist mir zu schmierig. Das mag später Krümpermann, der Idealist, besorgen, der eine kleine, aber wohl assortierte Bibliothek über diese Geheimwissenschaften besitzt."

Nach diesem instruktiven Gespräch begaben sich die beiden Gymnasiasten in die Religionsstunde. Professor Sickert hatte mehr wie einmal Veranlassung, mit Mißfallen zu bemerken, daß Henry Hauart nicht bei der Sache war. Er war in der Tat ganz wo anders. Das gleiche muß von Karl Kraker gesagt werden,

der selbst während der heimlichen Lektüre von Henrys „Kampf mit dem Drachen" mehr an den himmlischen Kasten dachte, als an Wehr und Waffen gegen die Eitelkeiten und Lüste dieser Welt.

Als er ihn dann vier Stunden später in prachtvollster Ausstattung auf dem Jungfernstiege leibhaft in Händen hielt, genoß er ein wahres Glück. Er war ihm ein schlechthin wonnevoller Besitz und jedes einzelne Stück in ihm ein Gegenstand zärtlicher Liebkosung. Selbst Berta, die doch ein Mädchen war, mußte sich darüber wundern, welches Entzücken den sonst so gemessenen Bruder gegenüber diesen doch offenbar mehr für weibliche Hantierung bestimmten Dingen erfüllte. Daß aber Henry dafür gegen zweihundert Mark ausgegeben hatte, fand auch sie nur wirklich nett. Denn auch sie hielt es im Grunde für eine Pflicht des „Negers", die Belehrungen, die er nun durch den überragenden Karl erhalten sollte, so hoch zu bezahlen, als es ihm nur irgend möglich war. Aber sie war von jetzt ab immer recht reizend zu ihm, ja, es war ihr sogar wirklich ein bißchen ärgerlich, daß er mit einem Male so gar nicht mehr den Anbeter herauskehrte. Sie führte das lediglich auf den Rüffel zurück, den ihm Karl nach seinem Berichte erteilt hatte, und sie fand, daß Henry doch eigentlich nicht mit einem Male so ganz gleichgültig hätte zu werden brauchen. Nun, sie hatte es ja immer gesagt, daß er ein Waschlappen

war und unbedingt nach Karls Pfeife tanzen würde.

Henry selbst aber dachte nur noch eines: Mittwoch, abends halb elf!

*

Als die mit so heftiger Sehnsucht erwartete Stunde gekommen war und Karl sich von ihm mit den Worten verabschiedet hatte: „So, und nun brauchst du bloß die Straße hier hinunterzugehen und rechts einzubiegen. Die nächste Straße dann links ist es," da glaubte er zuerst, all das sei ein heimtückischer Spaß des Vetters.

Wie sollte es denn möglich sein, daß wenige Schritte von hier, wo die Pferdebahnen rasselten und die Herrn und Damen ehrbar nebeneinander hergingen, und überhaupt alles das gewöhnliche Wesen einer Hamburger Straße von mittlerer Frequenz zeigte, — wie war es zu denken, daß gleich nebenan alles so — ganz anders sein sollte? Alles dort in Öffentlichkeit erlaubt, was hier in heimlicher Andeutung schon wahnsinnige Frechheit, verbrecherische Schamlosigkeit gewesen wäre? Nur ein paar hundert Schritte noch, und es sollte dort gar nichts mehr Geltung haben, was hier unbedingte sittliche bürgerliche Norm war? Ein fremdes Land sollte sich hier in die sittsame Stadt, wo Onkel Jeremias und Tante Sanna wohnten, eingrenzen, ein Land ohne Moral, ja, ausschließlich dem Zwecke geweiht, der Unmoral zu dienen, ein freier Boden

zu sein für alles das, was hier, hundert Meter davon entfernt, für greulich unanständig galt?

Henry war bestimmt überzeugt, daß Karl ihn auf den Leim gelockt hatte. Er wollte schon umkehren und handfest Rache an ihm nehmen, gleichviel was daraus entstehen sollte. Aber es zog ihn doch mit Macht vorwärts, und wie er zwei Herren rechts einbiegen sah, stürzte er ihnen nach.

Richtig, auch sie bogen nun links ein. Kaum daß sie verschwunden waren, stand er an der Straßenecke.

Himmlische Güte! Ahala und Ahaliba! Zehn Schritte vor ihm rechts kamen zwei Frauen aus einem hellerleuchteten Hause heraus ein paar Stufen herab auf die Straße und umschlangen die beiden Männer mit nackten Armen. Auch ihre Brust war bloß, und sie hatten helle seidene Gewänder an und Blumen in den Haaren. Und links, da, noch näher zu ihm, ließ eine andere mit offenen roten Haaren, aus dem Fenster herausgelehnt, ihre beiden mächtigen Brüste im vollen Lichte der roten Türlaterne von einem Manne begreifen und lachte dazu mit einem Lachen, das Henrys Herz bis zu dem Hals hinauf schlagen ließ. Er wollte darauf losstürzen, aber es war ihm, als sei mit einem Male sein wütendes Blut so schwer geworden, daß er sich nicht von der Stelle rühren konnte. Er mußte sich gegen die Straßenecke lehnen und den Mund öffnen, denn er glaubte unter dem schweren

Andrange des Blutes ersticken zu müssen. Noch unter den geschlossenen Augen sah er die beiden Brüste vor sich, warm rot lasiert vom Lichte der Laterne, und darüber diesen lachenden vollen Mund und zwei große dunkle Augen. Er stand wohl nicht lange so, hatte aber alles Gefühl für Zeit verloren, wie im Traume, und glaubte, eine ewig lange Zeit dazustehen, unfähig, sich zu bewegen. Als er die Augen öffnete, war der Mann verschwunden und stand zwei Häuser weiter in der Umarmung einer schlanken Brünette, die sich bemühte, ihn in die offene Haustüre zu ziehen. Die beiden Brüste aber waren verschwunden und das Fenster geschlossen. Außer dem Mann mit der Dunkelhaarigen war niemand in der Straße zu sehen. Jetzt verschwanden auch die beiden im Hause, und die Häuserzeile mit den vielen farbigen Laternen lag öde und still.

Henry, der bisher die Querstraße noch nicht verlassen und sich nur mit den Augen in die Gasse seiner Sehnsucht gewagt hatte, tat jetzt, ganz unbewußt, einen Schritt vor, leise, scheu, wenn auch etwas gefaßter und entschlossen, weiterzugehen. Es war ihm aber, wie er noch zwei Schritte weiter tat, als gebe der Boden unter seinen Füßen nach. Feig war ihm zumute, jämmerlich feig, und wehmütig zum Weinen. Dem schweren Andrang des Blutes zur Brust war ein ebenso plötzliches Zurückfluten gefolgt. Er fühlte sich ganz leer und ängstlich leicht. Seine eben noch glühend heißen Hände waren

eiskalt. Dabei bevölkerte seine Phantasie die leere, trotz der farbigen Laternen nun halbdunkle Straße mit Bildern und Szenen, wie er sie soeben halb traumhaft gesehen hatte. Von allen diesen Treppenvorsätzen stiegen halbnackte Frauengestalten aufs Pflaster, die bloßen Arme zu wollüstigen Umschlingungen ausgebreitet. Aus jedem Fenster beugte sich der nackte Körper einer Frau mit großen lastenden Brüsten vor. Und alle diese Arme, diese Brüste galten ihm. Er brauchte nur zuzugreifen, und er besaß was er wollte.

Seltsam doch, daß er hier noch phantasierte, wo er wirklich gleich hätte zugreifen können. Es ist gewiß, und er dachte es sich selbst: Er würde nicht gewagt haben, auch nur an einen dieser Fensterläden zu klopfen.

Aber, wie schon Pastor Südekum (weiß der Himmel, aus welcher Erfahrung) gesagt hatte: Die Sünde wartet nicht auf den bösen Willen; sie überfällt den Ahnungslosen wie der Geier das junge Lamm. (Darum wachet und betet!) – Der gewisse Fensterladen links tat sich plötzlich auf, und die gewissen Brüste waren mit einem Male wieder da, und eine Stimme, die für Henry nicht süßer sein konnte, flüsterte: „Komm rein, Kleiner!"

Da war's um ihn geschehn.

Ehe er sich's versah, stand er in einem rosaroten Hausflur, rechts neben ihm ein dürres altes Weib, das er beiseite schob, und links

die Rote mit den schweren Brüsten. Sie sagte irgend etwas, das er nicht hörte; er sah auch nichts; er fühlte nur: Warmes, weiches Fleisch zwischen seinen Händen.

Und nun war er in einem niedrigen Zimmer mit goldblumichten Tapeten und voll eines Geruches, der ihn schwindeln machte. Der Ansturm des Blutes von vorhin wiederholte sich; nur noch heißer und wütender. Seine Füße hielten ihn nicht mehr; er sank nieder. Und nun lag das weiche warme Fleisch über ihm, und er hörte, wie etwas an ihm herabrauschte. Als er seine Blicke erhob, stand die Rote nackt vor ihm, und just in Gesichtshöhe erblickte er leibhaft vor sich, was er in maß- und formlosen Phantasien sich alle diese Wochen hin immer und immer wieder vorgestellt hatte.

*

So etwas hatte die rote Emmy noch nicht erlebt, wie reicher Erfahrungen sie sich in ihrer schon recht langen Laufbahn im Dienste der bedingungslosen Gefälligkeit auch rühmen konnte. Sie konnte nur immer und immer wiederholen: „Du bist ja verrückt."

Sie würde sich richtiger ausgedrückt haben, wenn sie statt verrückt „rasend" gesagt hätte, aber es wurde ihr wahrhaftig nicht Zeit gelassen, ihre Worte exakt zu wählen, und sie merkte bald, daß es überhaupt überflüssig war, irgend etwas zu sagen. Der Junge schien stumm und taub gleichzeitig zu sein und über-

dies von höchst wilder Sinnesart, denn nicht einen Augenblick wich ein wütend verbissener Zug von seinem Gesichte, und seine groß und rund hervortretenden Augen gruben sich mit einem grimmig bösen Ausdruck in ihr Fleisch. Gefräßige Augen nannte sie sie später ihren Kolleginnen gegenüber, als Henry sie wortelos, aber mit Hinterlassung eines Hundertmarkscheines verlassen hatte.

„Das war 'n Verbrecher," sagte sie; „der Junge hat irgend was ausgefressen. Wie einer, der morgen gehenkt werden soll, war er. Ich wundre mich bloß, daß er mich nicht erwürgt hat. So was! Da könnte man wirklich sagen, daß unsereins eigentlich zu bedauern ist. Ein Matrose, der einem mit der Faust vor die Augen schlägt, ist doch auch wieder nett zu einem, aber der Bengel tat gerade so, als hätte unsereins gar kein Gefühl und wär bloß ein Stück Fleisch. Wenn nur morgen die Polizei nicht kommt wegen den hundert Mark! . . ."

Indessen stand Henry bereits auf dem Treppenabsatze des gegenüberliegenden Hauses zwischen zwei geschmeidig langen, viel jüngeren und sehr hübschen Mädchen, einem ganz schwarzhaarigen und einem aschblonden, die ihm beide leise Vorwürfe machten, daß er, ein so feiner Junge, da drüben gewesen wäre.

Er hatte noch immer den bösen Ausdruck im Gesichte, der besonders von einer tief eingegrabenen Falte zwischen den dichten, sich

fast berührenden Augenbrauen herkam. Aber die übermäßige Benommenheit war geschwunden. Aus dem animalisch traumhaften Zustande der Überdrängtheit von wildentfesselten wütenden Begierden war eine seltsame Stimmung düsterer Entschlossenheit geworden. Die Begierde war noch nicht erschöpft, aber ihr Strom zurückgestaut. Sie lauerte hinter einem Damme von mürrischem Unbehagen und grollender Unzufriedenheit. – Henry machte sich keine Gedanken darüber, daß das alles so anders war, als er sich es vorgestellt hatte, aber er empfand es mit bösem Zorn.

Aus diesem Zorne heraus redete er die Mädchen barsch an, obgleich er wohl merkte, daß sie von feinerer Art waren, als die rote Massige da drüben. Aber er ging mit ihnen in das Haus.

Er hatte jetzt wieder Augen für seine Umgebung und merkte nun doch, obwohl er eigentlich nicht vergleichen konnte, daß hier alles reicher, schöner aussah. Ihm, der jetzt vom Hause Kraker her an dunkle Schmucklosigkeit gewöhnt war, erschien es wie ein kleines Palais, und er hielt es für ein sehr vornehmes Etablissement seiner Gattung. Mit Unrecht freilich, denn es war nur bessere Mittelsorte. Die gipsernen Nuditäten auf bronzierten Holzsockeln erinnerten ihn, obwohl sie verraucht und verschunden waren, an die Statuen der Villa Hauart. Der billige und abgetretene

Läufer, mit dem der schmale Gang belegt war, kam ihm wie ein vornehmer Teppich vor. Die mit abgeblätterten Goldleisten eingefaßten, einmal weißlackiert gewesenen Türen verstärkten seine Meinung, daß er sich in einem besonders eleganten Hause für die anspruchsvollere Herrenwelt befand.

Das machte ihn aber nun nicht etwa beklommen, sondern es gab ihm vielmehr ein gewisses Gefühl der Sicherheit. Wie er jetzt zwischen den beiden schlanken, in eine Art Balltoilette gekleideten Mädchen einherschritt, auf die Türen am Ende des Ganges zu, hinter der Klaviermusik erklang, war er äußerlich ganz der Henfel von ehemals, nur reifer und erfahrener. Die kurze Spanne Zeit, die er da drüben wie in einem epileptischen Anfalle seines jählings freigewordenen Geschlechtstriebes verbracht hatte, mehr in wütenden Reflexbewegungen, als bewußt genießend, hatte eine tiefere Umwandlung in ihm zustande gebracht, als irgendeiner der vielen Einflüsse, denen er sich bisher hingegeben hatte.

Dieser Henry war kein Knabe mehr, auch nicht der Knabe Henfel, aber es war in ihm viel mehr vom münchner Henfel als vom hamburger Henry.

Er ließ die beiden Mädchen mit einer kurzen Verbeugung aus der Schule des münchner Komplimentiermeisters vorantreten und überblickte den Salon des Hauses mit fast blasiert hochmütigem Blicke.

Es saßen da auf plüschblauen Wandkanapees fünf wie zum Balle angezogene Mädchen herum, während zwei, augenscheinlich die jüngsten, die wie Babys gekleidet waren, nach der Walzermusik des weißhaarigen Klavierspielers mit großer Hingegebenheit, eng aneinandergeschmiegt, tanzten. Diese beiden würdigten die Eingetretenen keines Blickes. Die eine, größere, mit lang herabfallenden strohblonden Haaren, sang mit geschlossenen Augen über die Schultern der kleineren hinweg, nach der Melodie des Walzers, höchst schwärmerisch „Rosen aus dem S..ü..den!", während die andere ihre Puppenaugen wie ins Leere richtete und zu träumen schien. Die Kanapeedamen dagegen warfen dem eintretenden Gaste über ihre Fächer weg musternde Blicke und ein paar Worte zu, die nach Ton und Inhalt in einem wunderlichen Kontraste zu ihren Balltoiletten standen. Eine schon etwas ältliche, die sehr talentlos bemalt und auch sonst nicht eben reizend war, sang sogar:

„Jrien, jrien, jrien is mein Leibkulleer.
Ick jäb sechs jute Jroschen drum,
Wenn ick man bloß schon mündig wär."

Indessen verging ihr die Frechheit, als sie Henrys wild drohende Augen erblickte.

„Huch!" schrie sie, „der Junge will mir mit seine Oojens verjiften. Entschuldjen Se nur, Herr Direkter, det war man bloß 'n Volkslied." Henry maß sie mit verächtlichen Blicken und

ließ sich mit seinen Begleiterinnen an einem Marmortische nieder.

„Trinken wir 'ne Flasche Sekt, Kleiner?" fragte die Aschblonde.

„Natürlich!" antwortete Henry.

„Rietz, Mutter, de Landwehr kommt!" schrie die Berlinerin.

„Und 'ne Schachtel Zigaretten, nich?" schmachtete die Schwarze.

„Meinetwegen!" erklärte Henry barsch.

„Der Junge macht sich for drei Mark achtzig!" höhnte die Berlinerin.

Henry stand auf und warf einen Aschenbecher nach ihr. Sein Instinkt war entschieden auf der Höhe der Situation, und keine der anwesenden Damen wäre auf die Idee gekommen, daß dieses hier sein zweites Debüt auf der Bühne der Liebe gegen bar war.

Auch der Berlinerin imponierte er jetzt, und sie wollte sogar vom Sekt mittrinken. Indessen war es die Art Henrys nicht, Beleidigungen so schnell zu verzeihen, wenn er sich der Macht bewußt war, sie zu strafen. Er bestellte noch drei Flaschen Sekt und noch drei Schachteln Zigaretten, schloß die Berlinerin aber ausdrücklich vom Genuß dieser Kostbarkeiten aus.

Die anderen aber gruppierten sich zärtlich und heiter um den Pflegling Jeremias Krakers, der zwischen diesem vielen Mädchenfleische seinen düsteren Groll nach und nach recht angenehm schwinden und eine höchst wohlige Empfindung

intensiver Genugtuung in sich Platz greifen fühlte.

So hätte er ewig sitzen mögen, die linke Hand im Busen der Aschblonden, die rechte oberhalb des Strumpfbandes der Schwarzen, die Augen aber bald da, bald dort, wo Rundlichkeiten leuchteten. Dazu zärtliche, winkende, werbende, schmachtende, verheißende, bittende, leidenschaftlich glühende, wollüstig-verschwimmende Blicke rings herum und nichts als schmeichlerische, verliebte, andeutende, aufdeckende, brünstige, geile Worte, gehaucht, geflüstert, gestammelt, geraunt – er schwebte auf einer Wolke wonnevollsten Hochgefühls: endlich, endlich einmal umgeben von nichts als Untertänigkeit und grenzenloser Dienstbereitschaftkeit, endlich wieder einmal der in all seinen Eitelkeiten zärtlich gestreichelte Herr und Gebieter. Und als nun gar die Aschblonde den glücklichen Einfall hatte, ihre süß und herbduftenden Haare ihm über den Kopf zu werfen und dazu zu schwärmen „Mein goldiger Prinz“, während die Schwarze leise seine Hand weiter aufwärts führte, da war es zum zweiten Male um ihn geschehen, und er begab sich mit den beiden Schlanken nach „oben“, wie in einem Triumphzug begleitet von der ganzen, selig vom Sekt begeisterten Schar seiden rauschender, nach allen Parfümerien des Jungfernstiegs duftender Mädchen, die einmütig erklärten, ein so nobler, so süßer, so feiner, so schöner Junge sei ihnen lange nicht vorgekommen.

War Henry von alledem, den Worten, den Blicken, den Berührungen, dem Wein schon hinlänglich berauscht, – angesichts des Wuchses und aller sonstigen Reize dieser beiden ihm nun in allen ihren Prächten zur Verfügung stehenden lebenden Bäume der Erkenntnis ergriff ihn ein Taumel der Entzückung.

Von ihnen erst lernte er die Süßigkeit der verbotenen Frucht. Drüben: das war ein dumpfes Nachdröhnen des babylonischen Gemurmels von Ahala und Ahaliba gewesen; hier war seliges Rauschen von blühenden Paradiesespipfeln, Geplätscher der tief aus moosigem Grunde zwischen samtenen Blumen aufwallenden Quelle: das sanft verhauchende Seufzen der sehnsüchtig beglückten Kreatur.

Es war ein Höhepunkt seines Lebensgefühles, auf dem sich Henry hier befand, und er genoß mehr, als die Reize zweier hübscher Mädchen. Nicht nur sie „erkannte" er, biblisch zu reden, – er erkannte in einem viel umfassenderen Sinne sich selbst.

Wie die Spiegel über und neben dem breiten Bette ihm seinen ebenmäßig schönen nackten Körper zeigten, so zeigten ihm seine Empfindungen den harmonischen Teil seines Inneren wie auf einem leuchtenden Hintergrunde. Dieser Hintergrund war das Stück Poetennatur in ihm, das, sonst immer verdeckt und verdunkelt durch Fremdes, hier freigelegt war durch die sinnlichen Eindrücke, die seinem Wesen am entsprechendsten waren.

Er war wirklich sehr liebenswürdig zu den Mädchen, und sie machten alle Anstrengungen, ihn zurückzuhalten, als er plötzlich, heftig erschrocken durch den Glockenschlag Eins, zu seinen Kleidern stürzte. Der Umstand, daß er seine Schuldigkeit ohne weiteres durch drei Hundertmarkscheine beglich, vertiefte den guten Eindruck noch wesentlich, und weder Minnie noch Ella brachten, nachdem sich Henry aufs zärtlichste von ihnen, chevaleresk freundlich von allen übrigen Damen verabschiedet hatte, die Meinung vor, daß er ein Verbrecher sei. Sie erklärten ihn vielmehr einmütig für einen jungen Gentleman von hohen Gaben in jeder Hinsicht, schön und stark wie ein junger Gott, „kolossal nett", und kurz und gut ein Musterbeispiel von einem Sektgaste. Als die Berlinerin ein paar niederträchtige Bemerkungen dazu machte, verfiel sie der allgemeinen Verachtung und wurde als ein Wesen betrachtet, das für bessere junge Leute überhaupt keinen Sinn besaß.

Viel schlimmer aber erging es Henry von Karl, als er gestanden hatte, daß seine Brieftasche um vier Hundertmarkscheine erleichtert war.

„Du bist ein Kretin!" schnaubte ihn der Vetter an, dem schon Henrys strahlende Laune und Verzücktheit unleidlich war. „Vierhundert Mark! Wenn ich das gewußt hätte! Aber dieses Maß von Dummenjungenhaftigkeit hätte ich nicht einmal dir zuzutrauen gewagt. Na,

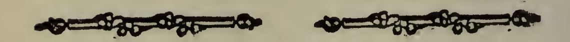
einmal und nicht wieder! Ich leihe dir meine Hand nicht noch einmal zu solchen Verrückt-heiten!"

Karls Vorstellungen von der Kraft paradie-sischer Verlockungen waren offenbar recht unzu-reichend.





Viertes Kapitel
Der goldene Widder



Erstes Stück: Das Böcklein

Henry hatte nun bis zu seiner Maturitätsprüfung am Gymnasium zwar noch drei volle Jahre, fühlte sich nach seinem Rigorosum mit Minnie und Ella aber durchaus als ein junger Mann, der eine wesentlich wichtigere Reifeprüfung mit Auszeichnung bestanden hatte. Mit einem Male (und zum ersten Male in seinem Leben) stellte sich ein sicheres Selbstbewußtsein bei ihm ein.

Nur dem Onkel und der Tante gegenüber streifte er den demütigen Christen noch nicht ab, doch schnitt er dieses schlichte Mäntelchen bereits etwas kürzer zu, etwa in der Art, wie es von Karl und Berta getragen wurde ... Im übrigen aber trat er nun munter und zuversichtlich, ja, wo es anging, auch schon ein bißchen frech auf. Karl mußte ihn hier und da bereits etwas dämpfen, damit er wenigstens in s e i n e r fürstlichen Gegenwart angemessenen Respekt bewahrte.

Es war eine schöne Zeit für den aufgetauten und nun hurtig aufblühenden jungen Mann, bei dem sich jetzt, sehr zur rechten Gelegenheit, auch der erste schwarze Flaum auf der Oberlippe einstellte, fleißig und wohlgefällig gepflegt, wie nun auch alles andere Äußerliche.

Eine angenehme Zeit, gehoben und erfüllt etwa von der Stimmung, die jungen Männern sonst erst gewöhnlich nach der Entlassung aus dem Gymnasium beschieden ist. Henry fühlte sich aus einer viel böseren Schule und Freiheitsverkümmerung entlassen. Das Gymnasium selbst genierte ihn nur wenig. Auch dort genoß er nun sich und eine Art köstlicher Freiheit, sich laufen zu lassen. Zum Erstaunen seiner Mitschüler, die ihn für einen unangenehmen Duckmäuser hatten halten müssen, entwickelte er nun eine andauernde, nicht bloß ausnahmsweise heraufgepumpte, muntere Liebenswürdigkeit. Es dauerte nicht lange, und er hatte nicht bloß Kameraden, sondern auch Freunde. Seine Freigiebigkeit und der Umstand, daß man in ihm eine Art Taschengeld-Nabob erkannte, der imstande und auch bereit war, mäßigere Taschengelder durch generös gewährte Darlehen von schlechthin phantastischer Höhe, bis zu zwanzig Mark, angenehm zu komplettieren, taten das ihre hinzu, und als er gar, entgegen den Weisungen Karls, seine Eigenschaft als Zehnmillionenerbe enthüllt hatte, erhielt er ohne weiteres die Respektposition eines heimlichen Primusses der

Klaſſe. Der große Krümpermann ſelbſt, der wirkliche Primus, nahm das ohne alle Eiferſuchtsanwandlungen als etwas durchaus Berechtigtes hin und beugte ſich, verſtändig wie er war, dem zwar nicht wiſſenſchaftlichen aber perſönlichen Übergewichte Henrys mit ſchöner Selbſtverleugnung, ja er ſchloß ſich dem plötzlich ſo intereſſant und wertvoll Gewordenen mit beſonderer Befliſſenheit an. Für ihn und noch drei andere Mitglieder der Unterſekunda, die gleich ihm des Vorzugs genoſſen, in die Katakombe aufgenommen zu ſein, die im übrigen nur die geiſtige Elite der drei oberſten Klaſſen geheimnisvoll umfaßte, war Henry als Katakombenkandidat ja auch beſonders intereſſant und wertvoll.

Die in allen Freiviertelſtunden jetzt öfter zur Schau getragene Sympathie dieſer vier, die alle zu den ausgemachten Muſterſchülern gehörten, für den ſonſt offenbar gemiedenen Henry kam dieſem auch im Urteile der Lehrerſchaft zugute. Auch dem Lehrerkollegium war Henry bisher nicht ſonderlich intereſſant oder gar ſympathiſch geweſen. Man hatte ihn bisher nur als Vetter des in jeder Hinſicht muſterhaften und überragend begabten Primus der Oberſekunda betrachtet und war dabei zu einer um ſo geringeren Bewertung ſeiner geiſtigen und ſonſtigen Eigenſchaften gelangt, als man ihn nie mit Karl zuſammen geſehen hatte. Jetzt, wo nicht nur dieſer, ſondern auch die beſten Schüler der Unter-

sekunda ihn mit ihrem Umgange auszeichneten, begann man ihm mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Denn es lautet ein ebenso bekanntes, wie probates Sprichwort: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist.“

Aber Henry wurde auch tatsächlich, je mehr er in der Ulrikusstraße verkehrte, ein um so besserer Schüler. Der Genuß der verbotenen Früchte bekam seinem Zerebralsystem offenbar ebensogut, wie seiner ganzen übrigen Entwicklung. Gleich La Fontaine, der ein fast blöder Knabe gewesen war, bis er einmal eine Treppe hinab stark auf den Kopf fiel, schien auch er eines gewissen körperlichen Anstoßes bedurft zu haben zur Aufweckung seiner vorher im Schlummer befindlichen Geisteskräfte. Sein Verstand munterte und hellte sich auf, ja auch sein Ehrgeiz wurde eigentlich erst jetzt lebendig. Seine Erfolge in der Palästra Veneris hatten ihn so mit Genugtuung und Selbstbewußtsein erfüllt, daß er nun auch in der Palästra Musarum ähnliche Empfindungen bewährter Tüchtigkeit empfinden wollte. Zwar, ganz so leicht wie dort wurde es ihm hier nicht, aber doch viel leichter, als früher. Das Lastende, Beklemmende seines bisherigen Hamburger Daseins im Zeichen einer ihm durchaus ungewohnten Gefühlswelt war wie mit der Gewalt einer Eruption gleich einer filzigen Moderschicht von seinem Wesen weggehoben worden, und nun konnten sich auch andere Kräfte in ihm entfalten, als es die waren, die jene Eruption

bewirkt hatten. Seitdem seine Sinnlichkeit, das Stärkste in ihm, nicht mehr gebunden war, war auch sein ganzes übriges Wesen frei.

Einen Bock muß man kastrieren, wenn er einmal einen guten Schöpsenbraten geben soll. Bloßes Einsperren genügt nicht. Bei der ersten Gelegenheit springt er über die Hürde und entwickelt erstaunliche Gewandtheiten.

Niemand begriff, wenn auch mit großem Mißbehagen, Henrys Zustand so richtig wie Karl. Er war es auch, der ihm unter Tilgung der Bezeichnung als Neger jetzt den Zunamen Böcklein verlieh.

„Stoß dir nur die Hörner ab, Böcklein," sagte er einmal zu ihm. „Das scheint mir die Hauptfunktion deines Lebens zu sein. Sie wachsen dir immer nach, und man muß nur dafür sorgen, daß du sie dir nicht etwa an Gegenständen abstößt, die mehr wert sind, als deine Hörner, und die darunter leiden können. Doch das laß meine Sorge sein. Nur mußt du mir auch folgen. Ich werde dich nie daran hindern, ein vergnügtes Böcklein zu sein. Aber in allen den Dingen, die nicht eigentlich zum Wirkungskreise eines Böckleins gehören, mußt du dich unbedingt meiner Leitung anvertrauen."

Henry fühlte sich jetzt viel zu wohl in seiner Haut, als daß er dem überlegenen Vetter, den er im Grunde doch auch wieder nicht für ganz voll nahm, seine zoologischen Impertinenzen übelgenommen hätte. Er begnügte sich, zu antworten:

„Es ist sehr nett von dir, daß du nicht direkt Schaf sagst, Karl. Ich würde dir aber auch das nicht übelnehmen. Denn, wenn ich auch, Gott sei Dank, ein Böcklein bin, so bin ich doch nicht so schafsdumm, um zu sehen, wie gescheit du bist, und wie gut du es mit mir meinst. Was kann ich mir denn Besseres wünschen, als daß du für mich denkst und ich mich für dich amüsiere?"

Er wußte gar nicht, wieviel heftiger er damit den Vetter traf, als dieser ihn getroffen hatte.

Zweites Stück: Der Logendiener

Als sich das Böcklein auf seinem eigensten Gebiete ausgetobt hatte, verlangte es nun aber doch auch nach geistiger Nahrung.

Karl fand es zwar im Grunde töricht, daß Henry wirklich Katakombler werden wollte, und es wäre ihm angenehmer gewesen, wenn das Böcklein seine Sprünge auch fernerhin ausschließlich auf den Triften der Ulrikusstraße zum besten gegeben hätte, statt sich an dem zu beteiligen, was er die geistigen Bocksprünge in den Katakomben nannte. Denn er ahnte Gefahr darin für seine Leitung des „munteren Tiers". Aber er konnte es ihm schon deshalb nicht versagen, weil die Katakombler Henrys Kandidatur angenommen hatten und selber darauf drangen, daß der nun zur Würde eines Ober-sekundaners gediehene unter ihnen erschiene und Proben seines Geistes ablege.

So ohne weiteres setzte er das ahnungslose Böcklein den Verlockungen der starken Katakombengeister aber doch nicht aus. Er hielt es für nötig, ihn vorher mit seinem eigenen Geiste zu imprägnieren, der natürlich sehr hoch über den Wassern dieser jungen Schwärmer schwebte.

„Du wirst gut tun, Böcklein," sprach er, „nicht alles für bare Münze zu nehmen, was dort im Umlaufe ist, und ich rate dir, gleich mir den Strudel dieser nicht immer ganz quellklaren Ideenströme zwar mit Interesse zu betrachten, dich jedoch streng davon zurückzuhalten, in ihnen unterzutauchen. Natürlich mußt du dir das nicht merken lassen, denn es würde als geistiger Hochmut ausgelegt werden, und so etwas können geistig Hochmütige am wenigsten vertragen. Sie glauben ja alle, so furchtbar klug und der gesamten Mitwelt mindestens um eine trojanische Pferdelänge voraus zu sein. Warum?! weil sie nachbeten, was andere adolescentuli, die das Gymnasium bereits hinter sich haben, aber auch nicht sehr viel gescheiter sind, als sie, ihnen in ein paar vorlauten Zeitschriftchen vorbeten. Ich gebe zu, daß das eine Spur weniger langweilig ist, als das, was wir bei uns zu Hause und in der Schule zu hören kriegen, aber wirkliche Vernunft hat es auch nicht. Ja, es ist eigentlich dümmer als das, denn es ist Revolution, Masseninstinkt in Empörung. Du wirst es ja bald merken: diese guten Katakombler, diese Söhne meist recht anständig be-

güterter Hamburger Bürger, sind im Grunde kleine Sozialdemokrätchen, wenn sie auch mehr die Schlagworte der sogenannten literarischen, als der sozialen Revolution im Munde führen. Nun, dagegen werden dich hoffentlich deine zehn Millionen wappnen. Die sind zehntausendmal mehr wert, als dieses Geschwätz, denn mit ihnen kannst du dir eine ganz andere Freiheit errichten, als es die ist, die unsere starken Geister meinen, — sofern sie wirklich einen persönlichen Begriff von ihr haben. Vergiß um Gotteswillen deine zehn Millionen nicht, Böcklein! Du hast nichts außer ihnen und bist nichts ohne sie. Laß dich ja nicht darauf ein, von ihnen zu abstrahieren und dich auf deine sogenannte Individualität zu verlassen, auf den „Menschen an sich", den sie dir predigen werden. Das ist ein Begriff, den die Leute nötig haben, die keine Millionen an sich besitzen. Auch das Genie kann sich derartige Begriffe leisten, denn das Genie ist wirklich der Mensch an sich. Aber das sind Dinge, die dich nichts angehen. Was dich jetzt, hier, gegenüber den Katakomblern, angeht und überhaupt für dein ganzes Leben gewissermaßen als Programm Geltung hat, ist dies, und ich werde es dir noch oft wiederholen: Du bist zum Zusehen da, nicht zum Mitmachen; Zuschauer, nicht Akteur; Genießer, nicht Produzent. Höchstens Kinder darfst du machen, denn das wirst du dir nicht nehmen lassen. Aber im übrigen: Du bleibst in der Loge und guckst zu!"

Das gefiel nun Henry gar nicht, und er meinte: „Erlaub einmal: das wäre doch ein Drohnendasein und schlösse jedes Gefühl von richtigem Leben aus. Jeder Mensch will doch Erfolge erringen, etwas leisten!“

„Igitt, igitt!“ rief Karl aus Hamburg grillig laut, „da haben wir's ja! Es ist, als ob du schon hundertmal das Blech der Katakombe hättest wimmern hören. Mit dir werde ich noch viel zu tun haben! Drohnendasein! Laß du doch die Bildersprache Andern! Sie ist verflucht schwer. Gefühl vom richtigen Leben, — was soll denn das heißen! Das heißt doch bei jedem Menschen etwas anderes. Solche Allgemeinheiten wirst du in den Katakomben sauciérenweise serviert kriegen, aber ich will dich ja gerade vor dem Genusse dieser Bettelbrühen warnen. Böcklein, höre mich an und merke dir das als wichtigste Lebensweisheit für dich: dein Lebensgefühl ist nur dann richtig, wenn es unbedingt im Genuß aufgeht und sich davon durch absolut nichts abbringen läßt. Vor allen Dingen nicht durch moralische Maximen, die für die Arbeitsbienen aufgestellt worden sind.“

„Ach Gott, das weiß ich ja,“ warf Henry ein, indem er sich an die Schule Hauarts erinnerte; „natürlich gibt es eine andere Moral für Herren und eine andere für Knechte.“

Er war überzeugt, damit bewiesen zu haben, daß er auf der Höhe der Karlschen Weisheit stehe, erlebte aber ein greuliches Fiasko.

„Bist du verrückt!?" rief der Vetter; „Hältst du dich etwa für einen Herrn? Bildest du dir ein, man ist ein Herr, weil man zehn Millionen besitzt? Glaubst du, dein Geld berechtige dich zur Herrschaft? Habe ich mich so tölpelhaft ausgedrückt, daß du zu der Meinung kommen konntest, du solltest dir das Lebensgefühl eines zur Herrschaft Geborenen anzwingen? Ein solcher, natürlich, gleichviel, ob er Geld hat oder nicht, muß tätig sein, schaffen, ungeheuer viel mehr, als jeder Knecht. Seine Kraft zwingt ihn dazu, es ist sein Wesen, seine Auszeichnung. Er darf sogar zerstören, Revolution machen. Er darf überhaupt alles. Er darf sogar unanständig sein."

Höher hinaus ging's nicht. Karl mußte sich verschnaufen. Auch Henry fühlte, daß er jetzt am besten schwiege. Es wurde ihm plötzlich klar, daß er gegen Karl auch mit den Waffen aus Herrn Hauarts Arsenal nicht auskam.

Endlich ließ sich der empörte Vetter wieder vernehmen und zwar ganz ruhig: „Also, Böcklein, damit du nicht völlig drehkrank wirst: ich sage: Du bist weder ein Herr noch ein Knecht. Du hast das bessere Teil erwählt: Du bist zum Genießer geboren. Wenn du nur Geld hättest, dürfte ich das nicht sagen. Es gibt genug Leute, die Geld haben und doch ewig Knechte bleiben müssen, und seien es Knechte des Geldes. Nimm z. B. meinen Vater an: er könnte hundert Millionen besitzen und bliebe ein Krämer.

Du aber bist sinnlich, bist stark, hast Phantasie, Begierde, Empfänglichkeit. Außerdem bist du faul. Nun, du kannst dir das leisten: Du hast Geld genug, das fleißig ist. Arbeiten, richtig arbeiten wäre gegen deine Natur. Aber, Böcklein, du hast eine Neigung, so zu tun, als wolltest du arbeiten, du möchtest gerne mitmachen. Ich sehe in dir eine gefährliche Tendenz erwachen (z. B. auch in deinem Hinneigen zu den Katakomben), daß du zeigen möchtest: ich bin nicht bloß der reiche junge Mann, ich habe auch noch etwas außer meinen Millionen. Deshalb rede ich zu dir, Böcklein. Diese Tendenz ist schlecht, ist unvornehm. Und: Richesse oblige. Reichtum verpflichtet zur Noblesse. Mitmachen wollen ist aber unvornehm. Vornehm ist nur der Genuß, der, ohne eine Hand zu rühren, fördert. Ohne die Leute in der Loge müßte die Kunst einpacken. Verstehst du mich?"

„Natürlich!" sagte Henry und zog die Brauen hoch, „aber es bleibt doch bloße Passivität."

— „Herrgott ja, das ist es ja eben! Die Ruhe ist das vornehme, die Ruhe des geistreichen Gönners, der zuviel Geschmack hat, um mit zu zappeln. Maecenas atavis edite regibus!"

Karl hatte genug für diesmal und nicht Lust, deutlicher zu werden.

Im ganzen hatte er für den Augenblick seinen Zweck erreicht. „Geistreicher Gönner" — sowohl das Adjektiv als auch das Substantiv

gehörte zu den Worten, für die in Henrys Innern der Boden locker und entsprechend war.

Als sie sich trennten, konnte er aber doch nicht umhin, die mancherlei Spitzen, die er in Karls Reden wohl empfunden hatte, seinerseits durch die Frage zu vergelten: „Aber du, nicht wahr, Karl, du hältst dich natürlich für einen zum Herrschen geborenen?“

„Ich?“ antwortete der, „wo denkst du hin! Ich halte mich, wie du eigentlich längst hättest bemerken können, für deinen Logendiener.“

Drittes Stück: Der geistreiche Gönner

Karls erstaunlich weise Kritik hatte das Leben der jungen Literaturradikalen in der Katakombe wohl richtig getroffen, aber diese kritische Weisheit war kalt und schleimig, wie seine Hände, und der grüne Enthusiasmus der wilden Katakombler war heiß und brausend. So kam es, wie es kommen mußte, weil es natürlich war: Henry vergaß die vetterliche Weisheit, so aufrichtig er gewillt gewesen war, sich ihrer Kritik zu bedienen, auf der Stelle, wie die hitzigen und gewaltigen Reden der gewaltigen Umstürzler aus Sekunda und Prima auf ihn anbrandeten. Im stürmischen Binsengewoge unerschrockener Diatriben gegen alles Bestehende ward ihm schleunig wohl, und er genoß das Vergnügen eines billigen Sturms und Drangs fast mit der gleichen Hingabe, wie

er auch weiterhin die Wonnen der Ulrikusstraße genoß. Er wetterte gewaltig sowohl gegen Paul Heyse wie gegen den Kapitalismus und ließ kein gutes Haar weder an Julius Wolff, noch an Bismarck, dem tyrannischen Junker. Die „Hypothese vom sogenannten lieben Gotte" behandelte er mit lässiger Verachtung, den „Erfinder der zehn Gebote" nannte er einen jüdischen Wasserkopf, Christus liebte er, mit Sokrates zu vergleichen, und nicht zugunsten des „Rabbis von Nazareth". „Kraft und Stoff" waren die Worte, die er am schauderhaftesten mißbrauchte. Gleich darauf kam aber „Naturalismus". Zola, dessen „Nanna" das einzige Buch der zeitgenössischen Literatur war, das er ausgelesen hatte (gewisse Stellen zwei- und dreimal) pries er in einem dithyrambischen Vortrag als den „geistigen Wundarzt der Gegenwart". Karl Bleibtreu, dessen „Revolution der Literatur" er in einer denkwürdigen Sitzung der Katakombe an sämtliche Mitglieder verteilte, stellte er weit über Lessing, und ungefähr alle übrigen Poeten des jüngsten Deutschlands brachte er in ähnliche Parallelen. Sein eigentliches Idol aber, sein Gott, wie er selbst sagte, war Hermann Honrader, dessen Gedichte er zwar nicht immer völlig verstand, aber sämtlich auswendig wußte.

Der Umstand, daß er sich der persönlichen Bekanntschaft des kühnsten und genialsten der jungen Dichter rühmen konnte, hob ihn auch in

den Augen der wenigen Katakombler, die seiner knabenhaften und leeren Überschwänglichkeit kritisch gegenüber standen und sie eigentlich nur deshalb hingehen ließen, weil die Katakombe allerhand Vorteile von ihm zog und jedes einzelne Mitglied sicher sein konnte, keinen Korb zu erhalten, wenn es sich in finanziellen Angelegenheiten an ihn wandte.

Dank der Generosität des „geistreichen Gönners" besaß der Geheimbund der starken Geister jetzt ein festes Lokal in einer Hafenwirtschaft. Es war ein verstecktes Hinterzimmer von ursprünglich mehr als gewöhnlicher Ausstattung, dem aber Henrys Geldbeutel nun durch Schmückung der Wände mit den Bildnissen der Häupter des jüngsten Deutschland und anderer radikal fortschrittlicher Persönlichkeiten zu einem entsprechend höheren Ansehen verholfen hatte. Es gab auch schon einen Bibliothekschrank von Henrys Gnaden, dessen Inhalt natürlich gleichfalls zumeist auf dessen offene Hand zurückzuführen war. Und immer aufs neue überraschte der geistreiche Gönner seine minderbemittelten Katakomben-Brüder durch neue Anschaffungen. War man früher zu den Sitzungen gekommen voller Erwartung, was der jeweils in Aussicht gestellte Vortrag für neue „Gesichtspunkte enthüllen" werde im Umkreis des großen Kampfes der Geister der Zeit (zu denen man sich allbereits zu zählen die jugendliche Keckheit hatte) so richtete sich

die Erwartung nun mehr und mehr darauf: was wird Lord Byron Neues in die Höhle geschleppt haben?

Voltaire Krümpermann, nicht unbegabt in der lukrativen Kunst der Schmeichelei, hatte diesen Katakombennamen für Henry aufs Tapet gebracht und damit begründet, daß Henry nicht allein ein Feuergeist nach Art des genialen Lords sei, sondern auch noch einiges andere mit diesem gemein habe z. B. ein großes Vermögen. Man hatte, ein paar ganz Naive ernsthaft, die übrigen mit gut versteckter Ironie, beigestimmt, nur Karl war nicht imstande gewesen, seinen Spott zu verbergen.

„Lord Byron?" hatte er ausgerufen: „Ich muß doch bitten, meinen Vetter nicht zu beleidigen. Ich will gar nicht davon reden, daß dieser Pear of England so geschmacklos gewesen ist, fast ausnahmslos in altmodischen strengen Strophenformen zu schreiben, während Henry Felix Hauart ausschließlich die allein geniegemäße Form der Unform, nämlich der freien Rhythmen, mit dem Hauche seines Geistes erfüllt. Ich will auch außer acht lassen, daß der berühmte Lord einen Klumpfuß hatte, also eigentlich ein Krüppel war, während Henry Felix Hauart die göttlichsten Beine auf dem Kontinente besitzt und in sämtlichen Liebeshöfen der Ulrikusstraße für den schönsten der zahlungsfähigen Jünglinge Hamburgs gilt. Ich sage nur das eine: der pp. Byron war nicht

wohlhabend genug, um im wesentlichsten Vergleichspunkte, zum Namengeber für unseren Wohltäter zu dienen. Wir müssen unsere Blicke in höhere Regionen der Begabung richten. Wer des Vorzugs gewürdigt werden soll, einem Henry Felix Hauart seinen Namen zu weihen, muß vor Reichtum gestunken haben. Und darum stimme ich für den Sohn des Gordius und der Cybele!"

Henry, natürlich ärgerlich über diese Verhöhnung, hatte ausgerufen: „Es scheint, der Zweck deiner liebenswürdigen Rede ist der, mit deinen Kenntnissen zu protzen und uns zu zeigen, daß wir nicht so gelehrt sind, wie du. Diese Genugtuung sei dir gegönnt. Du darfst uns verraten, wer der Sohn dieses unbekannten Ehepaares war, und dich einen rauf setzen."

Karl aber hatte nun erst recht die Lacher auf seine Seite bekommen, in dem er darauf antwortete: „Faß dich an deine Ohren und erinnere dich, wem Apollo Eselsohren hat wachsen lassen. Es war seine Majestät der König Midas von Phrygien, der so gut für dich zum Paten paßt, weil ihm ohn all Verdienst und Würdigkeit alles zu Golde geworden ist. Nicht wegen der Eselsohren, beileibe nicht! Denn Apollo lebt nicht mehr. Du weißt doch, warum er dem König Midas Eselsohren hat wachsen lassen? Dieser geistreiche Kritiker hatte nämlich einen Wettstreit zwischen Lessing und Karl Bleibtreu, pardon, nein, zwischen Apollo und Pan zu Pans Gunsten entschieden."

Trotz dieses bösen Intermezzos durfte sich Henry fortan mit dem Namen Lord Byron schmücken, und Karl redete ihn seitdem gerne als Eure Lordschaft an, wenn er ihm etwas ganz besonders Unangenehmes sagen wollte, was er jetzt um so weniger unterließ, als Henry im übrigen fast nur Schmeicheleien zu hören bekam.

Denn Karl merkte wohl: die einzige Möglichkeit, Henry weiterhin unter seiner Fuchtel zu behalten, war, ihm zu zeigen, daß er sich nicht durch ihn imponieren ließ, weder durch seine üppigen Reden, noch durch seine materiellen Gefälligkeiten. Er rechnete ganz richtig. Allen übrigen wuchs Lord Byron über den Kopf, alle übrigen wurden abhängig von ihm, alle übrigen gerieten in die Lage von ewigen Bittstellern, die gezwungen waren, eine Schmeichelei immer mit einer anderen zu überbieten, so daß Henry selbst, so angenehm ihm das war, schließlich doch auch Degout und Mißtrauen empfand. Karl dagegen blieb für ihn immer der Überlegene. Und, wenn er einmal schmeicheln mußte, so konnte es in einer Form geschehen, die wirklich auszeichnend wirkte. Der gescheite Vetter war auch klug genug, nie dann zu schmeicheln, wenn ein bestimmter Zweck ersichtlich sein konnte. Er hatte das auch nicht nötig, denn das Verhältnis zwischen den beiden war nach und nach so geworden, daß Karls Wünsche unausgesprochen in Erfüllung gingen. Wenn

Karl zuweilen Henrys Bedürfnis nach Anerkennung aus seinem Munde befriedigte, so geschah es von einem höheren, pädagogisch-psychologischen Standpunkt aus: eben zur Festigung dieses Verhältnisses, das doch zuweilen Lockerungskrisen durchmachte, wenn Henrys Eitelkeit Karl gegenüber gar zu wenig auf ihre Kosten kam.

Im übrigen ging diese Eitelkeit jetzt auf, wie eine Saubohne in warmer Jauche. Die gefälligen Damen, die sich unter dem verständigen Schutze eines hohen Senates dem Dienste der Liebe widmeten, wetteiferten mit den hochstrebenden Jünglingen, die ihrem Lehrerkollegium zum Trotz moderne Literatur trieben, im Kultus dieser, jeder Schmeichelei gewachsenen Eitelkeit des jungen Erben. Vernahm er aus dem Munde der lockeren Mädchen, welch außerordentlicher körperlicher Vorzüge und Schönheiten er sich rühmen könne, so klang von den schüchtern beflaumten Lippen der radikalen Jünglinge das Lob seines Geistes und seiner noblen Gemütsart. Daß das eine wie das andere Lob mehr seinem Geldbeutel als seiner Person galt, dieser Verdacht stellte sich wohl bisweilen ein und überschattete für Augenblicke sein Wohlgefühl. Aber solche Augenblicke gingen schnell vorüber, erstens, weil Henry selber an seine trefflichen Gaben Leibes und der Seele glaubte, und zweitens dank den Belehrungen Karls, der wirklich viel Talent zum Prinzen-

erzieher bewährte, indem er dozierte: „Solange du diesen Reichtum nicht ebensosehr als Begabung, also als von Gottes Gnaden empfangen, als eine Auszeichnung des Schicksals empfindest, wie irgendeine andere persönliche Eigenschaft, solange bist du dieses deines wesentlichsten Talentes noch nicht würdig und wirst auch nicht das rechte Vergnügen daran haben. Natürlich umdienert man dich in erster Linie deiner Gelder wegen, aber du hast gar keine Ursache, diese Dienstbeflissenheit und Verehrung geringer einzuschätzen, als etwa ein Fürst die ihm gezollte Untertänigkeit, oder als ein Künstler die ihm entgegengebrachte Bewunderung, oder ein schönes Mädchen die Verzücktheit ihrer Liebhaber. Nur, wo Aas ist, sammeln sich die Raben; nur, wer anderen etwas zu geben hat, ist wertvoll für andere. Ob das Ehrenstellen und Orden, oder ob es Gemälde sind oder Gedichte, oder das hohe C, oder Küsse, süße Blicke, Händedrücke etc. pp., oder ob, wie in deinem Falle, die Spenden in der handgreiflichsten Wertform des Geldes verabreicht werden, bleibt sich ganz gleich. Deine Gaben sind schließlich die reellsten, denn mit ihnen kann man sich die meisten andern kaufen. Weshalb denn auch reiche Leute eigentlich viel mehr umworben werden, als alle anderen begabten Leute. Aber, wie ich schon sagte, sie haben nur dann etwas davon, wenn sie selber von ihrem Reichtum hoch denken und nicht etwa meinen, er sei weniger

wert, als etwa eine persönliche Tüchtigkeit, und er verdiene im Grunde den ihm entgegengebrachten Respekt gar nicht, oder der Respekt gelte jedenfalls, genau besehen, nicht eigentlich ihnen. Diese reichen Leute, zu denen auch du noch gehörst, sind eigentlich gar nicht reich. Sie verhalten sich in einem gewissen Sinne zu den wahrhaft reichen, wie sich ein Dilettant zu einem Künstler verhält. Sie sind bloß angeflogen vom Reichtum, nicht durchdrungen von ihm und seiner ganzen Bedeutung. Der wahrhaft Reiche, der zum Reichtum geborene, empfindet den Reichtum als einen Teil seines Selbst und pflegt und achtet seine Schätze genau so wie ein Fürst seine Abkunft und Stellung, ein Künstler sein Talent, ein Mädchen seine Schönheit. Wer seinem Reichtum huldigt, huldigt ihm. Er empfindet das ohne weiteres und mit unverkümmerter Genugtuung. Und zwar optimo jure. Denn ein wahrhaft reicher Mensch ist im eigentlichsten Sinne ein ausgezeichneter Mensch. Das Schicksal, dem gegenüber man bekanntlich mit dem blöden Substantivum Gerechtigkeit auch nicht das geringste ausrichtet, hat ihn mit dieser Gabe nicht nur gewissermaßen äußerlich so ausgezeichnet, wie es einen anderen mit adliger Geburt, Kunst oder Schönheit auszeichnet, nein, es hat mit dieser Gabe sein ganzes Wesen erhöht. Denn Reichtum, ob zwar an sich etwas Äußerliches, ist Macht, und Macht ist keineswegs etwas Äußerliches. Macht ist Kraft, und

Kraft ist etwas Persönliches, gleichviel, ob sie in den Muskeln, im Gehirn oder im Geldbeutel liegt. – Wenn dir aber auch diese Logik noch nicht genügt, obwohl es die Logik ist, auf der alle unsere Einrichtungen beruhen, so bedenke, daß dein Reichtum nur das ist, was du damit anfängst. Gewiß, der Reichtum bleibt auch dann eine Macht, wenn der reiche Mensch ihn einfach hütet. Er hat dann die Macht des Unheimlichen, und auch das Unheimliche imponiert. Aber eigentlich wirksam wird diese Macht doch erst durch den Willen, der sie anwendet. Nach welcher Richtung hin sich dieser Wille bei dir betätigen muß, habe ich dir schon gesagt, und ich werde es dir noch oft sagen müssen. Für diesmal genügt es, wenn du begreifst, daß man dir selber huldigt, wenn man sich in die Klientele deines Reichtums begibt, denn man huldigt deinem persönlichen Willen, mit der du eine Kraft ausübst. Also, Böcklein, weite ruhig und wollustvoll deine Nüstern, wenn der Weihrauch dampft; Ambra und Myrrhen duften dir und deiner persönlichen Herrlichkeit. Aber, sei klug: Vergeude diese Kraft nicht! Wenn das Genie beim Teufel ist, drücken sich die Bewunderer und stellen ihre Räucherpfannen anderswo auf."

Viertes Stück: Der lyrische Kükensalat

In den Katakomben ging es von Woche zu Woche lustiger zu, seitdem Lord Byron die

Kräfte seines Geistes und Geldes dort walten ließ. Die Verwandlung des Geheimbundes der starken Geister in eine Klientele der Henryschen Üppigkeit vollzog sich nicht mit einem Male, aber sehr sicher und folgerichtig.

Eine Weile noch, so lange nämlich, als Seine Lordschaft selbst Vergnügen daran empfand, hatte man sich weiter damit beschäftigt, Vorträge über moderne Literatur zu halten und endlose Diskussionen daran zu knüpfen. Aber Lord Byron schleppte zu viele Bücher und Zeitschriften herbei, als daß man hätte Schritt halten können, und eines Tages erklärte er, zur ingrimmigen Verblüffung Karls, daß man doch eigentlich zu gut dazu sei, wiederzukäuen, was „die da draußen" von sich gegeben hätten. („Pfui Teufel", rief Karl). Er schlachtete sie, nur seinen persönlichen Freund Hermann ausgenommen (in dessen näheres Verhältnis zu sich er übrigens niemand, auch Karl nicht, eingeweiht hatte), allesamt auf einmal, grausamen Hohnes voll, ab, indem er sich skrupellos der kritischen Meinungen Karls bediente, als seien sie „langsam in der grauen Masse seiner Gehirnwindungen gereift", wie er sich, mit einer letzten Erinnerung an Büchners „Kraft und Stoff" ausdrückte.

Karl war empört über die Frechheit. Wie immer, wenn Henry seine Ansichten wiederholte, empfand er es als eine Art Tempelraub, als kindische Entstellung, bubenhafte Karikatur,

und er hätte am liebsten auch hier, wie er es bei ähnlichen Fällen zu Hause immer tat, sofort die Gegenpartei ergriffen und ihm nachgewiesen, daß er auf verrucht tölpelhafte Manier eine Wahrheit zur Fratze breitschlüge. Aber er ließ sich nicht gerne in Gegenwart anderer dazu herab, zu seinem Vetter in Opposition zu treten, hoffte auch, die anderen würden dem „Affen" schon selber heimleuchten.

Darin hatte er sich nun aber geirrt. Henry besaß keine eigenen Gedanken, aber Instinkt für den Moment zur Proklamierung fremder, und er hatte, unkritischen jungen Leuten gegenüber, die sich gerne durch derbe Direktheiten imponieren lassen, die unfehlbare Technik pathetisch-höhnischer Impertinenz. Hätte Karl früher dieselben Gedanken in seiner schneidend ruhigen Art entwickelt, man hätte ihn aus der Gemeinschaft der starken Geister ausgeschlossen, und auch jetzt, wo der Moment dazu da war, hätten sie, von ihm klar und bündig ausgesprochen, die ganze Katakomblerschar gegen ihn aufgebracht. Lord Byron aber erntete frenetischen Beifall und wurde von Voltaire Krümpermann als der „kühne Mund der allgemeinen Meinung" gefeiert.

Indessen hatte er noch einen größeren Trumpf im Spiel. Er erhob sich zum zweiten Male und hielt eine andere Rede in einem anderen Tone: feierlich, großartig, schwungvoll. Nicht mehr Kritik, nicht mehr Analyse, nicht mehr

Echo müsse das Ziel der Katakombe sein; dies sei nun erledigt. Aber man müsse anderes dafür leisten: Positives, die Synthese, die Selbstoffenbarung. (Karl krümmte sich vor fast physischem Schmerze; das war noch schlimmer, als das erste: das war „Böckleins eigener Mist".) Der Niederschlag der Zeit und ihre Kämpfe habe sich auch in ihren, der Katakombler, Seelen verdichtet zu einer lebensträchtigen Schicht tiefer Empfindungen, und diese Keime drängten zum Lichte empor, zur lebenanfachenden Sonnenfackel. („Gräßlich!" schrie Karl auf.) „Lasset uns diese Keime pflegen! Machen wir aus der düsteren Katakombe unfruchtbarer Meinungen ein fruchtschwangeres Ackerfeld der Poesie!" („Ekelhaft!" rief Karl, aber schon unter mißfälligem Gemurmel der Majorität). „Jeder von uns ist ein Teil des ungeheuren Saatbodens deutscher Dichtung. Keiner ist unter uns, der nicht Verse machte." („Untersteh dich!" brummte Karl, aber man hörte es bereits nicht mehr, weil alle Anwesenden dem Redner lebhaft zustimmten.) „Ich wußte es. Aber warum verstecken wir unsere Gedichte voreinander?" (Karl: „Weil wir bisher noch einen Rest der Scham besaßen!" Tumult.) „Nein: Weil wir bisher Knaben waren und nicht den Mut zur eigenen Schönheit hatten. (Das war zuviel für Karl. Er hielt sich beide Ohren zu und wühlte seinen Kopf in eine Sofaecke.) „Aber das ist nun vorbei. Wir wissen unsere Be-

ſtimmung und haben den Mut zu ihr. Wir wollen uns voreinander enthüllen! Eine Stätte der gegenſeitigen Offenbarung ſeien fortan die Katakomben, und ich ſchlage für ſie den Namen „Das Saatfeld" vor.

Der Antrag wurde mit allen Stimmen gegen die Karls angenommen, der wutſchnaubend erklärte, auszutreten, da er nicht geſonnen ſei, einem lyriſchen Dilettantenkonventikel anzugehören. Aber ſiehe: Auf ein Glockenzeichen Henrys öffnete ſich die Türe, und Onkel Tom, der ſchlaue Herbergsvater der Katakombler, erſchien mit breitem Lächeln und einer gewaltigen Bowle. Hinter ihm her aber ſchritt Fränzchen, ſein Töchterlein, im Schmucke ihrer ſiebzehn Jahre und trug auf umfangreicher Platte vor ſich her, was allen Hamburgern, jungen wie alten, lieblich dünkt: einen großen Kükenſalat, gekrönt mit einer dichten Schicht zartroſigen Hummers, und wie von einer ſchwarzen Perlenkette eingeſäumt mit einer hohen Kaviarböſchung.

„Sei mir gegrüßt, o du Berg mit dem rötlich ſtrahlenden Gipfel!" rief Voltaire Krümpermann entzückt aus, und auch Karl war bezwungen.

„Wenn deine Lyrik dieſer Richtung huldigt, mein Lord," erklärte er, „ſo wäre ich von allem Geſchmacke verlaſſen, wollte ich ihr nicht volle Anerkennung zollen. Ich ziehe meine Austrittserklärung zurück, indem ich hoffe, daß du dich auf dieſem Gebiete zum Epiker entwickeln wirſt."

Sein intuitiver Blick verriet ihm ſogleich, auf

welcher Linie sich das Saatfeld der jüngsten Hamburger Dichterschule entwickeln werde, und er nahm sich vor, Henrys lyrische Instinkte mit aller Kraft nach dieser Linie hin zu beeinflussen. Denn, wenn Karl sonst nichts von seinem Vater hatte: den Sinn für gute Küche hatte er von ihm geerbt, und in der Gabe, den Inhalt dunkelgrüner Flaschen mit Etiketten erlauchter Aufschrift kennerhaft zu würdigen, verriet sich der Sohn des Bordeaux-Händlers.

Es kam genau, wie er gedacht hatte. Das Saatfeld brachte zwar anfangs eine reichliche Menge von dem hervor, was Karl bei sich und zu Henry als lyrisches Stroh bezeichnete, und Lord Byron besonders stellte Garbe auf Garbe rhythmischer Wortverbindungen zusammen, aber von allem Anfang an wurde die Offenbarung lyrischer Gefühle doch nur als Einleitung zu reelleren Genüssen betrachtet, und schließlich wurden diese versifizierten Prologe sogar statutengemäß auf ein einziges Gedicht beschränkt, das ausdrücklich „kurz zu halten" war und sich „möglichst im Rahmen der Anakreontik bewegen" sollte. Weshalb denn schon bald nach Gründung des Saatfeldes Karls Antrag einstimmig gutgeheißen wurde, man wolle dem Geheimbund den Namen „Der lyrische Kükensalat" verleihen. Den Doppelsinn, den der boshafte Antragsteller mit diesem Namen verband, merkte man gar nicht.

Da aber alle reellen Genüsse (und diese

wurden immer üppiger und kostbarer) von Henry bestritten wurden, so war es nur ein Akt der Dankespflicht, wenn Lord Byron zum ständigen „Meister vom Salate" ernannt wurde. Zur Feier der fünfundzwanzigsten Bowle unter seinem ruhmreichen Präsidium hatte Karl den Festprolog übernommen. Da er seinen Abiturientenfrack bereits besaß, denn er war nun bereits Oberprimaner, hatte er diesen angetan, wie auch die übrigen nach Möglichkeit in festlichen Gewändern erschienen waren, und das von ihm zärtlich geliebte Kleidungsstück teilte ihm eine Feierlichkeit mit, die ihn selbst die Ironie seines Gedichtes fast vergessen ließ, als er es mit spitziger Stimme vortrug:

Erhabner Meister vom Salate, edler Lord!
Zum zwanzigsten und fünften Male heut
Begehen wir durch Eurer Lordschaft Huld
Ein Fest Anakreons und Epikurs.
Mit wenig Worten wahrlich sag ich viel.
Was wir an Hummern, Küken, Kaviar,
Sardellen, Ölsardinen, Corned beef,
An Käsen Englands, Hollands und der Schweiz,
Westfälischem Schinken, fettem Lachs vom Rhein,
Makreelen, Sprotten, Rauchfleisch, Göttinger
Und anderer Zervelatwurst, ham and eggs,
Poularden, Bekassinen, Plumpudding,
Kapaunen, Schnepfen, Reh- und Hasenpain,
Getrüffelten Pasteten jeder Art
Und kurz an allem, was die Küche beut,
Von Euren Gnaden, Meister, Lord und Herr,
In dieser Zeit genossen haben, ist
Enorm, und meine Muse selbst versagt
Im Angesichte des Homerischen,

Des übergroßen Themas, das nur Ihr,
Erhabner Meister, voll bewältigtet.
So schweig ich denn vom Weine lieber ganz,
Desgleichen vom Liköre und von dem,
Was tiefer Sinn, Erfahrung und Genie
Zu Bowlen miteinander hold vermählt.
Nur eines sag ich, Meister vom Salat:
Selbst Eurer Lordschaft edle Verse sind
Beinah nicht ganz so überschwänglich schön,
Wie dieser Bowlen klare Harmonie.
Heil, dreimal Heil Euch, daß ihr weggelockt
Den knabenhaften Katakomblersinn
Vom blauen Dunste hohler Meinungen
Auf das, was gut schmeckt, nährt und wohlbekommt.
Und wieder Heil, und nochmals dreimal Heil,
Heil Euch und uns, daß Ihr uns rettetet
Von jenem andren Wahn, dem kindischen,
Als sei das Dichten ein gesunder Sport.
Wen machten jemals denn Trochäen fett?
Was sind Molosser gegen Malossol?
Zum Teufel mit dem ganzen Rhythmenquark,
Aus dem man keinen Kuchen backen kann!
Für Hungerleider mag es ziemlich sein,
Sich in Ermanglung von Gegohrenem
Mit Jamben zu berauschen. Wir, o Lord,
Verschmähen Surrogate, seit uns dein
Erhabnes Portemonnaie den Weg gezeigt,
Auf dem der Edle taumelt in das Licht.
Wie gerne dankten wir dir gleich reell,
Mit Wertobjekten, aber ach, wir sind
Du weißt es ja, geringen Taschengelds
Und müßten, wollten wir ein Weihgeschenk
Zu deinen Füßen niederlegen, erst
Dich um ein Darlehn bitten, wie so oft.
Darum beschlossen wir, symbolisch sei,
Ein Zeichen nur der Untertänigkeit
Des lyrischen Salates, was wir weihn.
Doch soll von schöner Hand es dargebracht
Und deinem Herzen lieblich nahe sein.

Nach diesen Worten drückte Karl unter hallendem Applause auf die Klingel, und Fränzchen, halb musenhaft, halb wie zu einem ländlichen Balle geschmückt, trat ins Zimmer. Auf ihren netten, kleinen, polsterigen Händen trug sie ein himmelblaues samtenes Kissen, und auf dem Kissen lag, aus lauter leeren Hummerscheeren gebildet, eine von Fränzchens eigener kunstreicher Hand mit Goldfäden zusammengehaltene Kette. Lieblich errötend trat das rundliche Blondinchen vor den Meisterstuhl, machte einen Knix und legte das Kissen auf den Schoß Henrys, der steil aufrecht und mit so ernsthaftem Gesichte dasaß, daß er auch bei Verleihung der Ritterkette des Ordens pour le mérite nicht würdevoll ergriffener hätte aussehen können. Selbst die nahe Gegenwart des jugendlich üppigen Mädchenkörpers brachte ihn nicht aus seiner feierlichen Haltung, und erst als Fränzchens Busen fast seine Nase berührte, während ihre Hände ihm die Kette um den Hals legten, schien er neben dem ganz ernsthaften Hochgefühle einer ehrenvollen Auszeichnung auch noch etwas anderes zu empfinden. Einen Augenblick überwallte ihn die Lust, einen Kuß auf diesen bemerkenswerten Busen zu drücken, aber er fand doch, daß diese ihrer ganzen Natur nach mehr erotische als dignitäre Handlung sich nicht recht zur Solennität des Augenblickes schickte, und so plazierte er den Kuß höher hinauf, auf Fränzchens Stirn.

Worauf das Mädchen, nun feuerrot werdend, das himmelblaue Samtkissen wieder an sich nahm und nach einem nochmaligen Knixe unter einer Salve von Bravos das Zimmer verließ.

Lord Byron aber behielt während des ganzen Abends seinen würdeträgerhaften Ausdruck bei. Er kam sich wirklich ausgezeichnet vor.

Fünftes Stück: Das dicke Ende der Hummerkette

Obwohl Henrys Ehrenkette nur aus leeren Hummerscheren bestand, war sie sehr kostbar. Wenigstens in dem Sinne, daß sie ihm sehr viel gekostet hatte.

Himmlische Güte, was war das für eine Rechnung, die ihm am Schlusse dieses ruhmreichen Abends Onkel Tom überreichte!

Eine Rechnung? Nicht doch, ein Schuldbuch!

Wie hübsch hatten sich die stattlich vielen Viktualien in Karls Jamben gemacht! Wie niederträchtig dagegen nahmen sie sich in Mark und Pfennig aus.

Henry empfand in schmerzhafter Deutlichkeit den Unterschied zwischen Poesie und Prosa.

Und wenn der Inhalt des Schuldbuches damit wenigstens erschöpft gewesen wäre! Aber nein: da paradierte auch die ganze Einrichtung des Katakomben-Saatfeld-Salates: Die Bilder, Büsten, Tische, Stühle, Schränke, Sofas, Vorhänge, Teppiche, Bowlen-Terrinen, Gläser, Be-

stecke . . . Eine glänzende Parade, aber beängstigend teuer.

Und schließlich auch noch: „Bar vorgestreckt . . .“

Gütiger Himmel! dachte sich Henry, ist das Leben so teuer? Was machen denn dann die Leute, die keine Millionen erben?

Indessen konnte er dieser nicht ganz logischen Abschweifung ins Allgemeine nicht weiter nachgehen, da sich ihm sogleich eine andere speziell ihn angehende Frage schlangengleich entgegenwälzte, bereit, ihn von unten bis oben kräftig zu umschlingen: Was soll denn jetzt ich machen? Woher soll denn jetzt ich über 15 000 Mark herkriegen?

Onkel Tom bemerkte, nicht ohne leidenschaftliches Mitgefühl, wie sich Entsetzen auf Henrys eben noch so würdevollen Zügen recht naturalistisch kraß abmalte. – Sollte er sich verrechnet haben? . . .

Der verschmitzte Mann hatte gar wohl gewußt, was er tat, als er dem stolz und gebieterisch auftretenden jungen Herrn nicht allein kalte Küche und Getränke kreditierte, sondern auch die Rechnungen, die auf seinen Namen lauteten, beglich. Die Darlehen in bar hatte er ihm sogar selbst angeboten. Zwar mußte er, um dies alles tun zu können, selbst Geld auf Zinsen nehmen, und das war, da er nicht im besten Rufe stand, keineswegs leicht gewesen. Aber er nahm alle Schwierigkeiten gerne auf sich, ja, mehr als gerne: mit einer gewissen

Fröhlichkeit des Gemütes und in der gehobenen Stimmung eines Mannes, dem es endlich einmal beschieden ist, seine Fähigkeiten an einer größeren Aufgabe zu bewähren. Das Ausbalgen von Wasserratten brachte ja auch etwas ein, aber es war doch ein mühsames und spärliches Geschäft gegenüber dem Rupfen eines goldenen Huhns.

Woher aber wußte Onkel Tom, daß Henry ein goldenes Huhn war?

Diese rhetorische Frage stellt mangelhafte Weltkenntnis.

Ein hübsches Mädchen mag noch so im Verborgenen blühen, seine Existenz wird gar bald bekannt, und es dauert nicht lange, so kommen Interessenten aus den entferntesten Stadtteilen. Noch schneller ruchbar aber wird es, wenn ein junger Mann vom Schicksal dazu ausersehen ist, in einigen Jahren über mehrere Millionen zu verfügen. Eine kleine Andeutung genügt, und die Kunde verbreitet sich, als sei sie ausgeklingelt oder an der Börse angeschlagen worden. Denn für nichts interessiert sich Frau Fama mehr, als für Millionen, die bestimmt sind, in junge Hände zu fallen.

Natürlich hatte Onkel Tom der geschwätzigen Dame nicht ohne weiteres geglaubt, sondern, als gescheiter und vorsichtiger Hamburger, fleißig Erkundigungen eingezogen und erst dann seine vertrauensvollen und liebenswürdigen Eigenschaften entwickelt, als es ihm über allen Zweifel erhaben schien, daß das Hühnchen wirklich nach der Mauser goldene Federn erhalten werde.

Nun war ihm aber doch ein bißchen angst geworden, als das Schuldbuch gar so mächtig anschwoll und es sich herausstellte, daß er den Bedürfnissen dieses allzu freigebigen Jünglings auf die Dauer nicht gewachsen war.

Henry seinerseits hatte die Gefälligkeiten des immer lächelnden dienstbeflissenen Wirtes wie etwas Selbstverständliches entgegengenommen und sich durchaus keine Gedanken darüber gemacht, daß es damit einmal ein Ende haben könnte. Das Gefühl seines Reichtums war, seit er unter den Bäumen der Erkenntnis wandelte, mächtig genug in ihm geworden, um all die glückliche Gleichgültigkeit gegenüber gemein finanziellen Dingen zu entwickeln, deren sich ein reicher Erbe erfreuen darf, wenn er im übrigen danach angelegt ist und zudem die Theorie des Reichtums aus dem Munde eines so geistvollen Lehrers doziert bekommt, wie es Karl war.

So tat ihm denn jetzt die Überraschung gar nicht wohl, und er verlor seine sichere Haltung deutlich, als er die fünfstellige Ziffer gelesen hatte. Sogar die Worte fehlten ihm. Er sagte bloß „hm!" und das ist eine bei Gläubigern wenig beliebte Interjektion.

„Tja!" erwiderte darauf Onkel Tom.

Henry hüstelte.

Es trat eine der zwischen Schuldner und Gläubiger nicht seltenen beklemmenden Pausen ein, die beiderseitig als fatal empfunden werden.

Plötzlich hellte sich Henrys Antlitz auf und, wie im Reflex davon, auch Onkel Toms verdüstertes Angesicht.

— „Kennen Sie einen Münzensammler!?"

Wohl nicht eigentlich, meinte Onkel Tom, aber er werde schon einen ausfindig machen.

„Dann ist die Sache erledigt," sagte, nun schon wieder im Tone stolzer Selbstsicherheit, die solvente Leute schön auszeichnet, der bisher in den Hintergrund getretene Lord Byron. „Ich besitze eine kostbare Sammlung antiker Goldmünzen, über die ich verfügen darf. Die werde ich Ihnen bringen, und Sie werden sie verkaufen. Sie repräsentiert erheblich mehr, als ich Ihnen schuldig bin. Übrigens verstehe ich es wirklich nicht, daß Sie mich wegen dieser Bagatelle da mahnen. Ich sollte Ihnen doch, meine ich, auch für etwas höhere Beträge sicher sein."

Onkel Tom beteuerte, daß er nicht im Traume daran gedacht habe, Herrn Hauart zu mahnen. Er wisse sehr wohl, über wie viele Millionen Herr Hauart in einigen Jahren zu verfügen haben werde. Den einzigen Sohn des Herrn Henry Hauart selig mahne kein vernünftiger Mensch in Hamburg. Er sei zwar nur ein kleiner Wirt, habe aber doch wohl genug „Ortskenntnis" als geborener Hamburger und auch hinlänglich Taktgefühl in derselben Eigenschaft. Nur eben, es fehle ihm an Barmitteln, und so habe er erinnern wollen, e r i n n e r n, nicht mahnen. Ein reeller Geschäftsmann müsse ja zuweilen eine

Aufstellung machen, damit eine Kontrolle möglich sei. Daran sei ihm gelegen. Herr Hauart möge nur ja genau prüfen und etwaige Versehen namhaft machen, denn irren sei menschlich. Wenn übrigens Herr Hauart noch vor Begleichung des jetzigen Kontos etwas in bar ...

„Ja, Sie können mir 500 Mark vorstrecken, Onkel," meinte nachlässig, aber leutselig Henry. „Ich hab noch einen Besuch vor."

Onkel Tom kniff die Augen verschmitzt zusammen und entnahm seiner speckigen Brieftasche die fünf blauen Scheine. Herr Hauart könne sich, erklärte er dabei, gar nicht vorstellen, wie froh er darüber sei, daß Herr Hauart ihm seine Erinnerung nicht übel genommen habe. Ob er nicht lieber tausend . . . ?

„Gott ja, meinetwegen," ließ sich Henry nochmals herab, „doppelt genäht hält besser."

Onkel Tom lachte, als habe er in seinem ganzen Leben noch nie einen so blendenden Witz vernommen. Trotzdem war dieses Lachen echt, denn dem schlauen Budiker war wirklich zum Lachen vergnügt zumute. War diese Rechnung bezahlt, so hatte er gut und gerne dreitausend Mark „verdient" außer dem regelrechten Geschäftsprofit. An der Münzensammlung gedachte er mindestens das gleiche zu verdienen, und dann, aufs neue mit Barmitteln versehen, fühlte er sich einer Wiederholung des löblichen Geschäftes fröhlich gewachsen.

Sechstes Stück: Bestimmte und unbestimmte Gefühle

Henry war es doch nicht recht geheuer zumute, wie er am nächsten Salatabende die Münzensammlung unter dem Mantel verbarg und damit das Haus verließ. Er dachte sonst nur wenig an den Papa und meist in Fällen, wo er dessen Lehrsätze zu seiner Entschuldigung brauchte. In diesem Falle mußte er wohl oder übel an ihn denken, und er kam sich dabei recht unentschuldigt vor.

Wie oft hatte Papa Hauart ihm davon gesprochen, mit welchen Schwierigkeiten er dieses und jenes Stück erworben hatte. Es war keines darunter, von dem der leidenschaftliche Sammler nicht eine ganze Geschichte zu erzählen gewußt hätte. Und was hatte er nicht alles von diesen Cäsarenprofilen ablesen können.

— „Sieh dir diese Stirnen, Nasen, Kinne nur recht eindringlich an! Mit ihnen hat der Prägestempel gewaltige Wahrheiten verewigt. Auf diesem Gelde steht geschrieben: Wille, Gewalt, Weltverstand. Hier hast du Majestäten nicht von Gottes Gnaden, sondern von Gnaden der Kraft. Die Münzen schwacher Kaiser habe ich nicht gesammelt, auch wenn sie die selteneren und kostbareren waren. Du darfst also und sollst ein jedes dieser goldenen Bildnisse mit Ehrfurcht betrachten."

Unangenehm, daß ihm diese Sprüche jetzt ein-

fielen ... Ehrfurcht, wenn man Geld braucht ... Hol's der Teufel!

Und dann, was würde Karl dazu sagen, Karl, der ganz verzückt gewesen war, als er diese „Ahnengalerie Henry Felix Hauarts" zum ersten Male gesehen hatte . . .! Nur mit Zagen erklärte er ihm, was sein Mantel verhüllte.

Aber dieser fabelhafte Vetter war wieder einmal ganz anders auf der Höhe der Situation, als er. „Fort mit Schaden!" rief er aus, „nur keine Sentimentalitäten. Ein frischer Kükensalat geht über alle toten Kaiser. Kauf dir sie wieder, wenn du dein Geld hast! Du wirst zwar das Doppelte bezahlen müssen, aber sie werden dir dann auch das Doppelte wert sein, wenn du daran denkst, daß sie dir zu so vielen köstlichen Bowlen und Delikatessen, sowie zu einer Ehrenstelle im Reiche der Geister verholfen haben!"

Das leuchtete Henry schleunig ein. — Wiederkaufen, natürlich! Und später mit Ehrfurcht betrachten.

*

Dieser Vetter war doch ein herrliches Geschenk des Himmels für ihn. So unbequem zuweilen seine Wahrheiten waren, und so schwer es ihm manchmal wurde, seine Überlegenheit zu ertragen, wenn man im übrigen sich allen anderen überlegen fühlen durfte, so angenehm war es doch, ihn als Stütze und Rückhalt zu haben. Henry empfand hier und da einen rechtschaffenen Haß

gegen ihn, plötzlich, jäh, wie in Stößen aus seinem Innersten, aber im ganzen war er ihm doch willig untertan. Er bewunderte ihn und bildete sich etwas darauf ein, der Vetter dieses Genies zu sein, von dem er überzeugt war, daß es einmal seine Zeit zu gleicher Bewunderung hinreißen werde. Selbst Hermann verschwand hinter ihm, obwohl sein Ruhm aktuell war. Aber Hermann hatte keinen seiner Briefe beantwortet und nur eines seiner Bücher mit der Widmung an das „Saatfeld" geschickt:

Die Kunst ist heute ernst, denn Wahrheit ist ihr Ziel.
Wer ohne Zorn und Eifer ist, der geh' beiseite.
Sie braucht nicht Lauheit: – Glut, und ist kein Spiel
Für Müßige. Sie wirbt und ruft zum Streite.
Wer kämpfen will, soll fröhlich zu ihr stoßen;
Der Schlachtenbummler kriegt was auf die Hosen.

Seitdem war Henry etwas kritisch gegen Hermann Honrader, den Führer der Jungen, gestimmt und sehr geneigt, in Karl den kommenden Mann der neuen Literatur zu sehen, dessen Bestimmung es war, ihn zu entthronen, und er war fest entschlossen, Karl gegenüber die Rolle des geistreichen Gönners zu spielen, indem er ihm alle seine reichen Mittel zur Verfügung stellte, auf daß er sich recht ungehindert, frei und con amore entwickeln konnte zu einem Verkündiger abgeklärter Ruhe und reiner, über allem Kampfgetümmel schwebender Schönheit. So stand es um seine Gesinnung zu Karl, solange dieser

noch in Hamburg war und ihn täglich beeinflussen konnte.

Als Karl aber sein Abiturienten-Examen gemacht hatte und auf seines Vaters Geheiß zum Studium der Jurisprudenz nach Leipzig gegangen war (höchst widerwillig, denn die Jurisprudenz wie Leipzig war ihm gar nicht sympathisch), da hatte er doch in erster Linie ein Gefühl der Erleichterung und kam sich nun erst eigentlich frei und herrlich vor. Als er dann merkte, daß er auch ohne Karl den Übrigen gegenüber seine Rolle noch ebenso gut, ja besser spielen konnte, weil jede Hemmung fehlte, und daß die anderen, auf denen Karl gleichfalls gelastet hatte, ihm nun erst recht huldigten (denn sie hatten sich dabei bisher vor Karl immerhin ein bißchen geniert), so begann er auch von seiner Bewunderung Karls einige Abstriche zu machen und zu erwägen, ob er sich inskünftig nicht überhaupt von ihm emanzipieren sollte.

Dafür schloß er sich jetzt um so mehr an Berta an.

Er tat dies sofort nach dem Abgange Karls auf die Universität und fand bei der schönen Cousine gleichfalls sofort alles Entgegenkommen. Indessen täuschte sich Henry, wenn er meinte, Berta folge dabei, auch ihrerseits nun von Karls Einflusse frei geworden, dem Impulse einer bisher eingedämmt gewesenen Sympathie. Sie folgte ursprünglich vielmehr einer Weisung Karls.

Bei ihr verringerte sich Karls Einfluß durch seine Abwesenheit keineswegs. Zwar liebte sie ihren Bruder nicht in dem über das Geschwisterliche hinaus gehenden Sinne, wie er sie liebte, dem sie das einzige weibliche Wesen war, für das er eine eigentliche Neigung besaß. — Es war das ein etwas komplizierter Fall, wie denn alles an Karl kompliziert und problematisch war. Er liebte in ihr das Weib, gerade weil das Weib in ihr für ihn nicht in Betracht kam. Alle anderen weiblichen Wesen hatten für ihn etwas Peinliches, gewissermaßen wie schöne Aufgaben, denen er sich nicht gewachsen wußte. Und er fühlte sich dennoch zum Weibe hingezogen, innerlich intensiver, strömender, ja begehrlicher, als sonst ein junger Mann. Er verzehrte sich in einem unfruchtbaren Begehren danach, müdete sich ab bis zur Erschlaffung und empfand doch von Grund aus dumpfe Vergeblichkeit. Neben dem Begehren war das Grauen einer jammervollen, feigen Angst, einer beklemmenden Insuffizienz, aus der dann eine Art Abscheu gegen das Weib werden konnte, das für ihn etwas ewig Lockendes und gleichzeitig Drohendes war. Ihm, dem, wie wenig jungen Leuten, der Sinn für das Harmonische, Regelrechte, Normale eingeboren war, dem nichts so sehr verhaßt war, wie das Herausspringen aus den Geleisen sicheren, natürlich oder durch Sitte begründeten Herkommens, dem das Monströse auf jedem

Gebiete als unanständig, abscheulich deuchte, ihm war das harmonische Gefühl zum Weibe in um so tragischerer Weise versagt, als sich alles in ihm dagegen aufbäumte, den Ausweg zu suchen, der in ähnlichen, aber weniger komplizierten Fällen sonst triebhaft gesucht und gefunden wird. Er verfiel auf einen anderen. Er trieb einen verzückt erotischen Kultus mit seiner Schwester. Er zwang sich, seinen Blick von allen anderen weiblichen Wesen weg auf sie zu lenken, wie auf eine Geliebte, um derentwillen einer auf alle anderen Frauen verzichtet, obwohl er weiß, daß sie nie seine Frau werden kann. Und er tat es eben deshalb. Es war eine ungeheuerliche Leidenschaft, ein sinnlich unsinnliches Freiertum von perverser Unkeuschheit und keuscher Perversität. Daraus, im letzten Grunde, war die geistige Unterwerfung Bertas unter Karls ganzes Wesen entstanden. Seine Liebe war so ganz zu Geist geworden, daß sein Geist über sie hatte übermächtig werden müssen. Und sie empfand diese Übermacht wie etwas unsäglich Wohltuendes, empfand sie als Liebe, ohne sich übrigens des Untergrundes bewußt zu sein.

Ihre eigene Liebe zu ihm, völlig bis zur Willenlosigkeit, zur anbetenden Verehrung gehend, hing aber durchaus nicht mit einer entsprechenden Veranlagung zusammen. Nur war das Geschlecht bei ihr, trotz frühzeitiger Entwicklung, nicht zum Erwachen gekommen, weil sie vom Wesen

ihres Bruders wie besessen war. Sie hing ihm so ganz an, war so erfüllt von dem bewundernden Gefühle seiner Vollkommenheit, daß ihr alle jungen Leute neben ihm knabenhaft unbeträchtlich erschienen, kaum ihrer Beachtung, geschweige ihres Interesses würdig.

Ihre Stellung zu Henry entsprach der des Bruders genau. Auch im Untergrunde ihres Empfindens war Haß gegen den Minderwertigen, dem der Zufall Reichtümer in die Hände gespielt hatte, die eigentlich ihnen gehört hätten und insbesondere Karl gebührten. Der Widerwillen gegen sein Wesen war in ihr ursprünglich nicht so heftig, vulkanisch, wie bei Karl, aber er war von diesem genugsam genährt worden, um schließlich gleich bös empfunden zu werden. Schließlich aber war sie mit und durch Karl zu der Entscheidung gekommen, daß es vernünftiger sei, den üblen Fremdling an sich zu fesseln, als ihn abzustoßen, und daß man unverrückt das eine im Auge behalten müsse, keine anderen Einflüsse auf ihn übermächtig werden zu lassen. Auch Berta wußte den Wert von zehn Millionen zu schätzen, und es war ihr nicht minder klar, als ihrem Bruder, daß sie beide in erster Linie dazu berufen seien, sich ihren Anteil daran zu sichern. Im Grunde betrachtete sie Henrys Erbschaft immer noch als die ihre, und Karl hatte manchmal seine liebe Not, ihr klar zu machen, daß es geboten sei, etwas realistischer zu denken.

„Es gibt nur zwei Mittel, unser Geld wiederzubekommen," hatte er einmal halb scherzhaft und doch mit sonderbar ernstem Tone gesagt. „Das erste ist: dem teuren Vetter Rattengift zu geben. Wie denkst du darüber?"

„Wenn das so leicht ginge!" hatte Berta einfach geantwortet, für die der Gedanke gar nichts Entsetzliches hatte.

Und Karl: „Ja! Wenn wir im Rom der Renaissance lebten und nicht in unserem biederen Hamburg, wo alle bürgerlichen Gewerbe vertreten sind außer der ehrbaren und nützlichen Zunft der Giftmischer. Auch fehlt es uns wohl an der nötigen Courage."

„Mir nicht!" hatte Berta mit schönem Selbstvertrauen geantwortet.

Und Karl: „Ich hoffe, daß das dein Ernst ist, aber was hilft uns dein Mut, wenn es uns an Sachkenntnis, Technik und den nötigen Pülverchen fehlt? Vielleicht sollte ich Apotheker werden. Es wäre vielleicht immer noch ein geringeres Opfer, als das, was du bringen müßtest, wenn wir das zweite anwenden wollten."

„Und das wäre?" hatte Berta verständnislos gefragt.

„Daß du den Millionenvetter heiratest," war Karls Antwort gewesen, worauf zu seiner innigen Freude Berta einfach gesagt hatte: „du bist verrückt!"

*

So war es denn nur ein weiteres Glied der Berechnungskette der beiden Geschwister, wenn Berta der Annäherung Henrys an sie mit freundlicher Mühmlichkeit entgegenkam.

Sie war nun eine schöne junge Dame geworden, wundervoll schlank und doch füllig gewachsen, biegsam und vornehm in den Bewegungen des ganzen, zugleich kräftigen und zarten, wohlgegliederten Körpers und von einer überaus edlen, zwar ein klein wenig strengen, aber doch reizenden Ebenmäßigkeit der Gesichtszüge. Die Krone ihrer Schönheit aber, wie früher, so jetzt, war ihr rotgoldblondes Haar, das sie auch in der nun gebotenen weniger freien Frisur wohl zur Geltung zu bringen verstand.

Es dauerte nicht lange, und Henry verliebte sich ein zweites Mal in sie.

Das erstemal hatte er sich in eine Schwärmerei hineingesteigert, weil andere, gar nicht schwärmerische Triebe ihn verwirrt und ausgehöhlt hatten, da er daran verzweifelte, sie sättigen zu können, und weil diese Triebe seinem dadurch verstörten, zerwühlten, und entkräfteten Wesen als etwas Abscheuliches, Niedriges, Gemeines erschienen waren. Im Garten der Erkenntnis, wo er sich so willig und gelehrig eines Besseren hatte belehren lassen, war diese Schwärmerei schleunig verflogen, und die Anwesenheit Karls verhinderte es gründlich, daß sie sich aufs neue einstellte. Es war aber auch die Zeit noch nicht gewesen.

Henry mußte, um zu einer neuen und tieferen Schwärmerei reif zu werden, sich an den Früchten der Erkenntnis nicht ersättigt, sondern übersättigt haben. Ihrer müde war er trotzdem nicht, aber ihr Genuß war ihm gewöhnlich geworden. Er fand: es müsse doch wohl noch erlesenere Früchte geben.

Zudem hatte sich sein Blick für weibliche Schönheit geschärft. Es blieb ihm nicht verborgen, daß Bertas Schönheit etwas hatte, das den gefälligen Mädchen fehlte: Stolz, Vornehmheit, Unberührtheit. Das waren jetzt unwiderstehliche Reize für ihn. Dazu der Abglanz von Karls Geist auf Berta; ihre graziös gemessene Art, sich zu benehmen; auch das Spröde, jungfräulich Herbe, gegen jedermann Abweisende, kurz, eigentlich: die Dame.

Sein Verkehr mit ihr nahm von seiner Seite her seltsame, fast feierliche Respektformen an. Die Neigung zu derlei lag entschieden in seiner Natur. Zudem gewährte es seiner Eitelkeit Genugtuung, sich zu gebärden wie ein Ritter gegenüber seiner Königin. Denn er fühlte sich dabei innerlich doch als der maskierte Prinz, der nur aus einer unendlichen Feinheit des Gefühls die Rolle eines Untergebenen spielt, weil er die Hoheit der Schönheit begreift. Doch, was erst Spiel war, wurde zur Empfindung. Henry hatte einen angeborenen Trieb, zu verehren, und gab sich ihm leidenschaftlich hin, weil er fühlte, daß dies der beste Teil seines Wesens

war. Etwas Äußerliches blieb immer daran, ganz in die Tiefe ging's nie, aber wie es sich äußerte, das hatte den Anschein tiefster Hingegebenheit.

Berta fand das alles anfangs komisch, aber nach und nach gewann es doch Gewalt über sie. Ein gewisser Widerwille in ihr blieb, aber zeitweise konnte sie ihn vergessen, ja es gab Momente, wo sie eine Art Wohlgefallen an dem kräftigen jungen Manne empfand — ein ihr selbst unbegreifliches und ganz neuartiges Wohlgefallen. Sie empörte sich oft genug dagegen, aber es kam wieder. Und so geschah es, daß sie bald recht freundlich, ja lieb zu ihm sein konnte und bald wieder recht unangenehm, abstoßend, fast gehässig.

Dieser schwankende Zustand blieb, genau wie jenes erstemal, nicht ohne Folgen auf Henrys Stimmung. Er wurde leicht gereizt (doch nicht Berta gegenüber) und konnte schnell auffahren und heftig werden. Es kam schon zu Szenen zwischen ihm und Frau Sanna, die sich aber merkwürdig nachgiebig zeigte. Denn erstens, der Zeitpunkt, daß Henry mündig wurde, kam immer näher heran, und dann: wie hätte sie nicht merken sollen, was in ihm Berta gegenüber vorging? Mußte man da nicht ein Auge zudrücken? Beileibe nicht beide, denn man durfte gerade jetzt um Gotteswillen es nicht an Wachsamkeit fehlen lassen, — aber eins, — o ja!

Indessen wurde Henrys Launenhaftigkeit dadurch nur immer schlimmer. Er fühlte wohl, daß der Gegendruck schwächer wurde, und er war sich ganz klar darüber, womit das zusammenhing: Die Stunde der Abrechnung nahte heran. Der Abscheu gegen Onkel Jeremias und Tante Sanna, der sich während seiner Katechismusperiode etwas gesetzt hatte, war, obwohl Henry sich weiterhin gut zu verstellen wußte, längst wieder mächtig in ihm geworden, und seine Empfindungen für Berta taten ihm keinen Abbruch. Er wußte es ja, daß sie selbst, gleich ihrem Bruder, ganz ähnliche Gefühle gegen die Eltern hegte.

O nein: den beiden Gefängniswärtern sollte nichts geschenkt werden, und sie sollten schon jetzt manchmal kleine Abschlagszahlungen erhalten. Henry sah wahrhaftig keinen Grund ein, warum er sich ihnen gegenüber mehr menagieren sollte als gegenüber allen anderen, denen er es auch von Zeit zu Zeit fühlen ließ, daß der Umgang mit einem zukünftigen Kapitalisten nicht immer lieblich ist.

Er war auch längst nicht mehr so peinlich darauf bedacht, zu verhehlen, daß er à conto seiner Erbschaft sich dies und jenes leistete, das aus dem Rahmen der Krakerschen Lebensführung fiel. Mit bunten seidenen Kravatten fing's an, die er ganz offen zur Schau trug, obwohl er sein Taschengeld weiterhin der Inneren Mission zur Verfügung stellte. Dann

kamen hohe Kragen hinzu, dann steife Hüte, dann ein Spazierstock mit silberner Krücke, helle, sehr oft erneuerte Glacehandschuhe und dergleichen Greuel der Weltlust mehr. Henry konstatierte mit innigem Vergnügen, daß Onkel und Tante diese Symptome heimlichen Kredit-genusses wohl bemerkten, aber nur mit sauren Gesichtern darauf reagierten, ohne Einspruch zu erheben. Sie ließen es auch geschehen, daß er die freien Nachmittage in der Woche und die halben Sonntage außerhalb des Hauses verbrachte. Nur die Kirche hätte er nicht schwänzen dürfen, aber dazu fühlte er auch keine Neigung, denn er besuchte sie an der Seite Bertas, und es war seiner Eitelkeit ein hoher Genuß, neben der schönen jungen Dame, deren Erscheinung überall Aufsehen erregte, zum Tempel des Herrn zu wallen und dort eng neben ihr zu sitzen. Auch konnte man dort so angenehm heimlich flüstern und Blicke des Einverständnisses über das törichte Gebaren mancher Frommen austauschen.

Berta selbst zeigte sich bei diesen Gelegenheiten auch ganz gerne mit Henry. Fing die ver-ehrungsvolle Untertänigkeit des Vetters schon selbst an, ihr schmeichlerisch wohlzutun, so genoß sie den offensichtlichen Neid ihrer Freundinnen auf die Begleitung des stattlichen und nun auch etwas eleganten jungen Mannes mit un-verstelltem Behagen, um so mehr, als es bereits an spitzigen Bemerkungen und Fragen nicht fehlte,

die ebensosehr auf Henrys Millionen, wie auf das interessante Problem einer Verlobung von Cousin und Cousine zielten.

Einstweilen wies sie selbst den Gedanken zwar noch ganz bestimmt von sich, aber er stellte sich doch bereits mit großer Regelmäßigkeit immer wieder ein.

Sie wußte genau, daß Henry ihn hegte, obwohl er nie auch nur im entferntesten darauf anspielte, ja überhaupt jede auch noch so leise Deutlichkeit im Aussprechen seiner Gefühle vermied. Aber ebenso genau wußte sie, daß Karl außer sich geraten würde, wenn sie sich einfallen ließe, darauf einzugehen. Und Karl war ihr unendlich mehr wert, als Henry, obwohl sie sich sagen mußte, daß der anfing, ihr äußerlich zu gefallen.

Ein ungewisses und in seiner Ungewißheit bald qualvolles, bald seltsam wonniges Gefühl gewann Macht über sie. Daß das nicht „Liebe" war, glaubte sie zu wissen, und sie sagte sich immer wieder, daß es dies auch durchaus nicht sein dürfe, denn sie wollte, nein, wollte keinen Mann lieben, so gewiß sie wußte, daß Karl nie eine Frau lieben werde. Sie und Karl wollten beisammen bleiben. Sie brauchte diese alberne Liebe nicht, die ihr Karl als etwas schauderhaft Gewöhnliches, ja Gemeines verächtlich gemacht hatte. Und gar eine Liebe zu diesem ungebildeten Tölpel, diesem leeren Schwätzer, der nichts war, nichts wußte, nichts

empfand, als was ihm Karl eingeprägt hatte, — pfui! Sie haßte ihn ja! Sein Gerede bereitete ihr Übelkeit. Irgendeine Bewegung an ihm, ein Ton in seinen Worten, die Art, wie er sie manchmal ansah, konnte ihr direkt widerlich sein. Und dennoch: zuweilen war ihr so wohl in seiner Anwesenheit, so lebendig wohl, so drängend, so heiß. Sie mußte ihn dann groß ansehen und konnte nicht anders, als sehr freundlich zu ihm sein. Ja, sie hätte ihn berühren mögen oder wenigstens ganz nahe zu ihm hinrücken.

Auch Bertas Stimmung fing bei diesem schwankenden Gemütszustande an, die im Krakerschen Hause fast immer von den Eltern glücklich durchgeführte, von den Kindern aber unbedingt verlangte Gleichmäßigkeit vermissen zu lassen. Herr Jeremias wiederholte mit Dringlichkeit die schon früher ein paarmal geäußerte Meinung, es sei hoch an der Zeit, das Mädchen in eine christliche Pension der französischen Schweiz zu schicken, wo der Geist Calvins Gewähr dafür leistete, daß mit den feinen Manieren und einem besser ausgesprochenen Französisch nicht zugleich schändliche Ideen eingesaugt würden. Aber Frau Sanna erklärte, daß der Zeitpunkt dafür erst dann gekommen sein werde, wenn auch Henry das Haus verlasse, denn es sei offenbar, daß Bertas Einfluß auf ihn, der jetzt bedenkliche Neigungen zu Zerstreuungen außer dem Hause an den Tag lege, sehr heilsam und keineswegs zu entbehren

sei. Jeremias möge die Gewogenheit haben, in diesem Punkte ihrem mütterlichen Blicke zu trauen, der tiefer zu schauen imstande sei, als er, der den ganzen Tag in seinem Kontor zubringe und seine Meinungen ohne alle solide Beobachtungsgrundlagen fasse. Weiter wolle sie jetzt nichts sagen, aber der Tag werde kommen, wo Jeremias einsehen werde, wie tiefbohrend und klar ihr Blick gewesen sei.

Das Haupt der Familie Kraker wußte wohl, daß bei so bestimmt vorgebrachten Überzeugungen seiner Frau ein Löken wider den Stachel keine Aussicht auf wünschenswerte Effekte habe, und so unterwarf er sich löblich.

Siebentes Stück: Die beiden Sphären

So entschieden sich Henrys Schwärmerei sogleich nach Karls Abreise auf Berta gerichtet hatte, so gewiß blieb es wahr, daß auch Fränzchen ihre Reize besaß, Fränzchen, deren Busen dem Meister vom Salate im Augenblicke seiner Dekoration so angenehm nahe, und für die ein Kuß auf die Stirne sicherlich ein zu laues Zeichen der Anerkennung gewesen war.

Vielleicht war das breite und üppige Kanapee der lyrischen Küken daran schuld, vielleicht auch der Umstand, daß der Schauplatz der Bowlen und Delikatessen vor Beginn der Sitzungen immer nur von einer halb eingedrehten Gasflamme erleuchtet war, wenn der Meister als erster erschien,

um alles Nötige zu befehlen und anzuordnen, – kurz, das dralle und niedliche Fränzchen, drall und niedlich auch ohne Musengewand, hatte dem reichen Jüngling nur ein geringes Maß von Widerstand entgegenzusetzen gehabt, als er den Wunsch äußerte, zu erkünden, ob sie die Strumpfbänder unter oder über dem Knie trüge.

Groß, wie sein Herz war, konnte er beide darin hegen: die Dame und die Magd, und wenn es ihm der Dame gegenüber ein schönes und erhabenes Gefühl war, ohne einen Gedanken an Lohn und Erhörung den dienenden Ritter zu spielen, so war es ihm ein angenehmer und lieblicher Zeitvertreib, der Magd gegenüber den Herrn nicht bloß zu spielen, sondern auch zu zeigen. Mit freundlicher Herablassung, versteht sich. Und das Mägdlein fand es nicht weniger angenehm und lieblich, als der Herr.

Das ging so eine Weile recht munter und lustig hin. Henry ermangelte nicht, dem Mädchen immer aufs neue was Nettes und Willkommenes mitzubringen, mal eine Schachtel Pralinés, mal ein Ringelchen, mal ein Herzchen aus Email, bald auch ein besseres Korsett, feine Strümpfe, battistene Höschen, Hemdchen mit durchbrochenem Rand und was sonst dazu gehört, einem kleinen Jüngferchen den Gedanken, daß es eigentlich kein Jüngferchen mehr ist, leichter zu machen.

Aber was halfen alle Bonbons und Wäschestücke, was hilft aller Tand zum Anstecken und

Anhängen dagegen, wenn es dem Mädel eines Tages klar wird, daß nicht bloß etwas geschehen, nein, daß auch etwas passiert ist?

In Hamburg kommt dann der Gedanke an die Elbe, und, wie überall, kommen Tränen und Jammer und Vorwürfe. Und „Er", wie überall, so auch in Hamburg, ist erst perplex, dann außer sich und kann keine Tränen sehen und kein Jammern hören und sagt: Es ist ja nicht so schlimm, so was kommt alle Tage vor; und: sei nur ruhig, ich lasse dich nicht im Stiche; für das Kind wird schon gesorgt.

Perplex und außer sich war Henry auch, und Tränen sehen und jammern hören konnte er auch nicht; im übrigen schlug er aber einen anderen Ton an. Einen großartigen Ton. Den Millionärston. Sie sollte nicht so blöde sein! Unglück nannte sie das? Glück sei ihr widerfahren! Eine lebenslängliche Rente werde sie beziehen!

Aber die Schande? Wenn man doch selber noch so jung wäre und sollte schon ... hu, huhu!

Das verfluchte Geheule! Was denn: Schande? In ihren Kreisen kriegte jedes Mädchen ein Kind. Es käme bloß darauf an, was sie außerdem kriegte.

Aber der Vater? die Mutter?

Verdammt! Daran hatte er noch gar nicht gedacht. Onkel Tom, dem er ohnehin wieder eine Heidensumme schuldig war, würde sich das Kind allerdings schwer bezahlen lassen ... Noch einmal: verdammt!

Und Henry sprach: „Daß du dir um Gotteswillen nichts merken läßt, ehe es überhaupt nicht mehr zu verbergen ist. Keine verweinten Augen! Kein melancholisches Gesicht! Lustig! Munter! Lachen! Sonst muß ich wegbleiben!"

— „Nur das nicht, Herr Henry, nur das nicht!"

Das arme Ding fühlte sich schon bei dem Gedanken verlassen und verstoßen.

— „Ich sag's ja: es kommt alles auf dich an. Wenn du vernünftig bist, bleibt alles beim alten. Nicht? he?"

— „Ach Gott ja. Ich will schon. Ich lasse mir gewiß nichts anmerken, Herr Henry. Gewiß nicht!"

Rührend war sie in ihrem hilflosen, schnellen, zutraulichen Eingehen, und als sie dann gar gleich zeigen wollte, daß sie noch lächeln konnte, war es eigentlich zum Weinen.

Aber Herr Henry war ein viel zu starker junger Mann, als daß er sich schwachmütig hätte rühren lassen sollen von ein paar rührenden Herzenstönen und einem halb bangen, halb mutigen Zucken um Mädchenlippen aus den Kreisen, wo jedes Mädel ein Kind kriegt. Er merkte gar nicht, wie hold das war, wenn es schon nicht rührend sein sollte. Seine Stärke erlaubte es ihm, seine Gedanken von diesem fatalen, aber schließlich noch nicht eigentlich aktuellen Zwischenfall weg auf die Pflicht des Augenblickes zu richten, auf die Zusammenstellung des Menüs,

– „Die Krabbenpasteten sind doch bestellt?!"
Fertig. Erledigt. Schluß. Starke Geister lassen sich auch durch fatale Zufälle nicht aus dem Geleise ihrer Tätigkeit drängen.

*

Immerhin belastete die „Sache" Herrn Henry stark und trug nicht dazu bei, seinen Stimmungen das Gepräge stetiger Harmonie zu verleihen.

Die Vorbereitungen zum Abiturientenexamen auch nicht.

Die immer mehr anschwellenden Schulden auch nicht.

Sonderbar pikierte Briefe Karls auch nicht.

Allerhand merkwürdige Fragen und Andeutungen Frau Sannas auch nicht.

Und am wenigsten das Benehmen Bertas ...

Sie hatte ja schon immer viel in Launenhaftigkeit geleistet, aber diese Wetterstürze waren jetzt direkt kraß.

Nicht, daß seine Schwärmerei und Anbetung darunter gelitten hätte. Im Gegenteil, sie wurde immer aufs neue angefacht. Aber dieses ewige Auf und Ab kostete Nerven, und er hätte sich jetzt so gerne ausgeruht in der Liebe der schönen Base. Denn das war neben dem anderen in seiner schwärmerischen Neigung zu Berta doch auch: Der Wunsch und die Sehnsucht nach einem innigen Anschluß an ein Wesen, das ihn still, gütig und rein betreute, das nicht sein Geld, sondern sein Herz wollte und das

ihm dafür selber sein Herz öffnete zur Einkehr, zur Herberge, zum dauernden Verweilen.

Der starke Herr Henry war doch eigentlich nur stark in Dingen, die mit seinem Gelde zu bewältigen waren oder durch starke Worte erledigt werden konnten. Im Inneren war er ganz und gar nicht so aus einem Gusse, wie Papa Hauart von einem zum Herrschen Geborenen verlangte, oder wie es Karl als Haupteigenschaft eines „richtigen Reichen" bezeichnet hatte. Henry brauchte immer Anschmiegung, er mußte sich anlehnen, um stehen zu können. Und zwar an etwas Lebendiges anlehnen, an einen Menschen, den er sich zum Idol machte. Der Geldschrank allein genügte ihm nicht. So kräftig seine physische Konstitution und sein Genußvermögen war, so gering war seine eigentliche innere Vitalität. Er war seelisch und geistig Schmarotzer.

Das Schicksal hatte ihm äußere Machtmittel verliehen, aber sein Wesen war nur der Repräsentation von Macht gewachsen: wirklichen Machtsinn besaß er nicht. Er war nicht einmal zum Verschwenden fähig; auch da reichte es nur zur Allüre; inwendig lauerte die Angst. Auch das Glücksgefühl des Reichtums, das Souveränitätsgefühl, wie es der alte Hauart in seiner Art besessen hatte, fehlte ihm eigentlich. Er empfand es nur in Wallungen.

Wenn er jetzt auf der einen Seite einen großen Haufen Schulden hatte, der ihm im

Grunde ganz unnötigerweise Sorgen machte, weil er immerhin winzig war neben seiner Erbschaft, so hatte er auf der anderen Seite eine ganze Klientele von Verpflichteten. Aber er hatte keine Freude daran, denn es war kein herzlich Verpflichteter darunter. Sein Schenken oder Helfen war weder ihm noch den anderen eine Wohltat. Er fühlte das. Aber er maß die Schuld nur den anderen bei, die er im Grunde verachtete, während der echte Schenker und Helfer Liebe empfindet. Er sah nur Berechnung und Spekulation auf seinen Reichtum und entbehrte Schätzung seiner Persönlichkeit. Daß ihm in Wahrheit damit alles entgegengebracht wurde, was er verdiente, fühlte er nicht. Er glaubte Wunder was zu tun und tat doch nichts weiter, als in den Geldbeutel greifen, und was er dabei empfand war lediglich das Vergnügen großtuender Bittegewährung.

Seine Sehnsucht nach Halt war also tief begründet, und auch sein Instinkt, weiblichen Halt zu suchen war richtig. Nur war es ein tragischer Irrtum, daß er ihn in Karls Schwester suchte.

Was er um so nötiger brauchte, als er es selbst gar nicht besaß, war Liebe. Aber Bertas Liebesvermögen ging in Karl auf. Sie konnte nur sinnlich etwas für ihn empfinden, und damit konnte Henry nicht wesentlich geholfen werden. Seine Schwärmerei zu ihr hatte nur einen ganz geringfügigen erotischen Einschlag,

und er erwartete von ihr als Dame alles mögliche andere, als sinnliche Leidenschaft. Es hatte sich bei ihm die Anschauung herausgebildet, daß das Vergnügen mehr oder weniger etwas Käufliches sei, das man sich bei Frauenspersonen der niederen Schichten verschafft, die sonst nichts zu geben und für den vornehmen Mann auch weiter keine Bedeutung haben, während die Dame für ihn nur nebenbei auch Weib, in der Hauptsache aber etwas unendlich Edles, Erhabenes, Spirituelles war. War dort „unten" alles erlaubt, so schien ihm dort „oben" schon der Gedanke an derlei als Beleidigung. Die Genüsse, die der Umgang mit einer Dame verschafften, mußten nach seiner Meinung auf einem ganz anderen Gebiete liegen. Da verehrte man in Demut und romantischer Ritterlichkeit unbefleckte, allen gemeinen Wünschen entrückte Schönheit. Da ließ man sich die süßen, holden Gnaden innigen, reinen, vor jedem Anhauch der Begierde gefeiten Gefühlslebens kindlich beglückt gefallen, da läuterte man die männliche Gedankenwelt von allen Schlacken der Rohheit im Feuer einer idealeren Sphäre des Geistes: da betete man zu einer Madonna und huldigte einer Göttin. Und eben deshalb war hier Ruhe und dauerndes Geborgensein, während dort Gier, Hast und jagender Wechsel war.

Indessen gewann aber über Berta gerade leidenschaftliches Begehren, sinnliche Leidenschaft Gewalt. Auch sie teilte die Liebe in zwei

Sphären ein, aber bei ihr hieß die untere Henry.

Es kam, durch sie, zu hastigen heimlichen Umarmungen, zu heißen schnellen Küssen, und Henry kam sich, trotz seiner Theorie, dabei wie ein Gott vor. Aber Berta sah wahrlich keinen Gott in ihm. Es waren Ausbrüche eines heftig erotischen Temparaments bei ihr, die ihre Gesinnung zu Henry nicht im mindesten beeinflußten. Wollte er in seiner Art innig zu ihr werden, sich aussprechen, so lehnte sie brüsk oder verdrossen ab.

Sie hätte sich ihm hingeben können, ja sie schrie innerlich danach, aber das war wie die Brunst einer Herrin zu ihrem Diener. Nach ihm vielleicht ein anderer, noch einer, viele, einer den anderen vergessen machend, keiner mehr, als stummes Werkzeug, zugelassen und weggeschickt. Einer nur der Herr und Geliebte: Karl.

Sie begann sich ganz ruhig die Möglichkeit vorzustellen, daß sie Henrys Frau werden könnte. Aber Karl mußte bei ihnen sein als der Herr im Hause. Bei Henry die Wollust, bei Karl das Glück. Sie redete sich halbe Nächte lang vor, daß das möglich sein müsse. Denn: war es nicht die natürliche Ordnung der Dinge? Welche andere Stellung gebührte diesem starken, gelenken, wohlgebauten, sinnlich feurigen, aber nach ihrer Meinung grundrohen Menschen, als die, für die er nach ihrer Überzeugung aus-

schließlich begabt war? Mußte er das schließlich nicht selber einsehen? O, er würde es schon müssen. Karls überwältigendes Wesen war wohl imstande, noch andere zu unterwerfen, als ihn. Und Henry unterwarf sich ihm ja so gerne, wie ihr. Er war zu nichts anderem bestimmt, als zum Werkzeug ihrer Sinne und zum Sklaven des Karlschen Geistes.

Welch ein Leben das sein würde! Alle Möglichkeiten des Reichtums, der Lust und des innigsten Einsseins mit Karl durchglühten ihre Phantasie. Das wäre ein Dasein, Karls und ihrer würdig, und auch Henry würde, so meinte sie, alle Ursache haben, damit zufrieden zu sein.

Der Trieb zu Henry beherrschte sie dabei mehr, als sie es sich selber Wort haben wollte.

Eines Abends, es war schon zehn Uhr vorüber, und die Eltern waren in einer großen Veranstaltung der Inneren Mission, die sie sicher nicht vor zwölf Uhr nach Hause zurückkehren lassen würde, hielt sie es in ihrem Bett nicht mehr aus. Sie tat ihren Frisiermantel um und stieg mit hochgehender Brust, wie geschoben, getragen von einem unwiderstehlichen Zwang, ihrer Sinne nicht Herr, des Bewußtseins fast verlustig, die Treppe zu Henry mit bloßen Füßen hinauf. Daß das Mädchen ihr begegnen, daß die Eltern früher nach Hause kommen könnten, sie dachte nicht daran. Nur ihn jetzt an sich fühlen, ihre Arme um seinen Hals werfen, ihren Mund auf seinen drücken.

Als sie vor seiner Türe stand, mußte sie sich an die Pfosten lehnen. Eine unsäglich heiße Fülle durchschwellte sie so mächtig, daß ein Schwindel über sie kam. Noch vor den geschlossenen Augen drehten sich feurige Scheiben von durcheinander irisierenden Farben. Was mußte die Wollust sein, wenn dieses schon so selig besinnungslose Hingenommenheit war.

Als sich unter dem Druck der Hand auf die Klinke die Türe lautlos öffnete, war ihr, als hätten sich die Mauern selber auseinandergetan unter dem Andrang dieser wunderbaren Macht, die sie vorwärts schob und über Henry hinwarf, daß ihre Haare wie ein goldner Schleier ihm über Kopf und Antlitz fielen.

Ihre Brust lag auf seiner rechten Schulter, ihre Wange an der seinen, ihr Mund saugte sich an seinem offenen Halse fest, und ihre Hände fühlten unter dem seidenen Schlafrocke seine nackte Brust; dann sank sie, während er, aus seinem seligen Schrecken erwachend, sich umwandte, nieder und legte ihren Kopf hochaufstöhnend auf sein Knie.

Sie sah ihn nicht, fühlte ihn nur, fühlte ihn mit Kopf, Brust und Armen. Alle Wollust der Welt war in ihr.

Der battistene Mantel hatte sich geöffnet, aus den Spitzen des Hemdes drängten sich die starren Knospen der Brust vor; auch der herrliche Nacken und ein Teil der zart abfallenden Schultern war sichtbar.

Henry, von diesem alle Himmel ausschüttenden Traume wie von einem leibhaft gewordenen Märchen mitten in einer trigonometrischen Aufgabe überrascht, wußte nicht, wie ihm geschah. Er griff, wie um sich von der Wirklichkeit zu überzeugen, mit beiden Händen nach den Brüsten, schob sie dann unter die heißen flaumigen Achselhöhlen und hob Berta auf. Sie hatte noch immer die Augen geschlossen und war bleich wie Wachs.

– „Berta!"

– „O!"

Er preßte sie mit beiden Armen fest an sich, daß ihr der Atem verging und küßte sie wie wahnsinnig in den lechzend geöffneten Mund.

Dann hob er sie in die Höhe und trug sie wie ein Kind zum Bett hin.

Aber ehe er dort mit ihr angelangt war, stieß sie beide Hände gegen seinen Hals und schrie: „Laß!"

– „Berta?"

– „Nein!"

Sie war plötzlich erwacht und sah ihn dunkel an: „Nein! Laß!"

– „Ich... ich kann nicht! Du mußt!"

Er machte einen Schritt vor, aber sie legte beide Hände wütend um seinen Hals und trat nach ihm.

Er hatte wohl die Kraft, aber nicht den Mut, sie zu bändigen. Er ließ sie nieder. Sie fiel in einen Stuhl und schloß ihren Mantel.

Henry ging, die Lippen aufeinander beißend, zum anderen Ende des Zimmers.

Sie blickte düster vor sich hin, steile Falten in der Stirne. Häßlich müde sah sie aus.

Was nun?

Henry wollte sich ihr wieder nähern.

– „Komm mir nicht zu nahe!"

– „Was hast du denn?"

– „Ich . . . nein!"

– „Bin ich dir plötzlich zuwider?"

– „Laß das!"

– „Aber du bist doch zu mir . . .? Wie danke ich dir dafür! . . . Verzeih mir, daß ich . . . Ich habe mich vergessen."

– „Ich habe mich vergessen."

– „Nein, nein! Du konntest ja nicht wissen, wie . . . roh ich bin. O verzeih; ich weiß, was ich dir schuldig bin. Es wird nie wieder vorkommen."

Sie sah ihn verständnislos an.

Diese beiden jungen Menschen verstanden einander in der Tat nicht.

Er verstand nicht, warum sie gekommen war, und sie verstand nicht, warum ihre Abwehr genügt hatte, ihn zurückzuhalten.

Sie stand für ihn schon wieder unendlich hoch, er erschien ihr niedriger denn je.

Mit einem Ruck stand sie auf und wollte fort.

Er vertrat ihr die Tür: „Bleib doch! Ich bitte dich, bleib! Laß mich dir einmal alles sagen."

— „Was solltest du mir zu sagen haben!?"

— „Daß ich dich liebe und anbete. Daß mein Leben dir gehört, alles, was ich bin und habe. Daß mein Leben keinen Sinn hat außer dir. Daß ich um deine Liebe bettle und ihr jedes Opfer bringen will."

— „Jedes?"

— „Jedes, Berta. Du bist meine Herrin jetzt schon und sollst es immer sein. Ich will keinen Willen haben außer deinem, wenn ich nur deine Liebe habe."

— „Wie – meinst du das?"

— „Daß du meine Braut sein sollst und später meine Frau."

Er glaubte eine fürchterliche Roheit gesagt zu haben mit diesen Worten und erwartete eine fürchterliche Zurückweisung.

Aber Berta lächelte auf einmal und sah ihn groß, wie umfangend, an.

Außer sich vor Glück stürzte Henry auf die Knie und küßte, ohne diesmal an ein ritterliches Muster zu denken, die Kanten ihres Frisiermantels.

Dann sprang er auf, lief zu seiner Kommode, riß eine Lade heraus und kam mit einem juchtenledernen Etui zurück, das er öffnete und ihr hinhielt, wie der Page einer Königin die Krone entgegenreicht: „Nimm dies als Zeichen unserer Verlobung! Es ist dies das Kostbarste, das Heiligste, was ich besitze, das Halsband meiner seligen Mama!"

Berta gingen die Augen über, als sie das köstliche Geschmeide mit den sanft schimmernden, taubeneigroßen, perlenartig geschnittenen Opalen erblickte.

„Leg es dir um den Hals," bat Henry, „nur deine Haut soll die Kette meiner Mutter berühren."

Aber Berta wehrte ab: „Noch nicht, Henry! Später! Ich danke dir! Aber jetzt muß ich gehen."

Henry war sehr betrübt und machte sein verdrossenes Gesicht, das ihm das Aussehen eines gescholtenen Jungen gab.

Dadurch wurde nun Berta nicht gefügiger, denn gerade dieses Gesicht liebte sie an ihm gar nicht. Und so versagte sie ihm den Kuß auf den Mund, den er nun erbetteln wollte, aber sie gab ihm die Hand und ließ sich seine Küsse darauf gefallen, während sie hinausging.

Henry lauschte dem leisen Auftappen ihrer nackten Füße auf den Treppenstufen mit verhaltenem Atem nach und warf verzückt schwungvolle Kußhände in das Dunkel des Treppenhauses.

Als ihre Türe kaum hörbar zugeklappt war, blieb er erst mit leerem Ausdruck eine Weile in der offenen Türe stehen, dann schloß er sie mit äußerster Behutsamkeit und fuhr sich mit der Hand über die Stirne.

Sein Zimmer kam ihn mit einem Male wieder schön vor, weihevoll. Eine getragene, erhabene

Stimmung kam über ihn; er fühlte sich begnadet, erhöht, geläutert. Er glaubte, sich bezwungen, sich einer unerhört hohen Auszeichnung würdig erwiesen zu haben. Jetzt erst war er dieser Madonna wert. Eine Göttin hatte ihm vertraut, und er hatte dieses Vertrauen nicht zuschanden gemacht.

Als ob eine unsichtbare heilige Hand die seine führte, schlug er das Kreuz über Stirn und Brust.

Wie er dann das Halsband wieder in die Lade legte, fiel sein Blick auf die glasierte Madonna. Er nahm sie, hob sie hoch über sich und stellte sie, indem er niederkniete, mitten auf seinen Schreibtisch: – „Berta!"

Achtes Stück: Zwei Briefe

Als er am nächsten Tage aus der Schule nach Hause kam, immer noch das Herz voller Gnaden, fand er Frau Sanna in seinem Zimmer.

Sie machte ein bekümmertes Gesicht und sprach: „Ich habe dich hier erwartet, weil ich mich unmöglich vor dem Onkel aussprechen kann. Es gäbe ein Unglöck!"

Henry erschrak fürchterlich. Entsetzlich! Bertas Besuch bei ihm war entdeckt worden!

Fassungslos stammelte er: „Um Gotteswillen Tante, du denkst doch nichts schlimmes!? Es war ja nur . . ."

Er griff, wie hilfesuchend, nach ihrer Hand.

Sie überließ sie ihm, sagte aber doch mit strengem Tone: „Es ist onentscholdbar. Nun bist du fast vier Jahre in einem christlichen Hause, hast dich auch immer wie ein rechter Christ aufgeführt, und wir haben wirklich geglaubt, du seiest einer. Und nun aufs neue dieser heidnische Greuel . . .!"

Ist sie verrückt geworden durch die Entdeckung? dachte sich Henry; es ist doch direkt blödsinnig, hier von Christentum und Heidentum zu reden!

Da bemerkte er, daß ihre Augen mit unverstelltem Abscheu auf der blau-weiß-goldenen Madonna ruhten. Er verstand und mußte laut auflachen, indem er schleunigst Frau Sannas Hand losließ.

Nun wurde die aber gewaltig bös: „Du lachst?! Du . . . Du hast dieses Götzenbild also in der bestimmten Absicht aufgerichtet, mir einen Schabernack anzutun? Das soll dir übel bekommen!"

So sehr sie in letzter Zeit geneigt war, Henry gegenüber die Milde zu spielen, so unfähig war sie zu dieser Rolle, wo es sich nach ihrem Gefühle um eine Verhöhnung der gereinigten Lehre handelte. Sie bebte.

Aber Henry, außer sich vor Glück, daß das Entsetzliche offenbar nicht geschehen war, mußte diesem Gefühle der Erleichterung freien Lauf lassen. Er lachte unabläßig weiter. Der kleine Raum erdröhnte unter seinem schallenden Gelächter.

Das war zuviel. Frau Sanna, genau dort stehend, wo in der vergangenen Nacht Berta gestanden hatte, als Henry ihr das Halsband entgegenreichte, fühlte den ganzen Zorn Gottes in sich, und dieser schrie nach Zerschmetterung des heidnischen Greuels. Sie stürzte nach dem Tisch, ergriff die Madonna und machte Miene, sie zum Fenster hinauszuwerfen.

Wie Henry das sah, brach sein Gelächter jäh und schrill ab. Eine ungeheure, wilde Wut packte ihn. Er umpreßte Frau Sannas Handgelenk und brüllte: „Hinstellen!"

„Nein!" kreischte Frau Sanna auf, obwohl sie vor seinen hervorgetretenen, rot unterlaufenen Augen erschrak, und bemühte sich, durch Kratzen mit der linken Hand seine Rechte von ihrem Handgelenk los zu kriegen.

Aber gegen die Mutter war Henry von standhafterer Kraft, als gegen die Tochter.

Er brach ihr fast das Handgelenk und zwang sie, die Figur loszulassen.

Sie fiel auf den Tisch und zerbrach.

Jetzt war die Reihe, zu lachen, an Frau Sanna. Jedoch sehr zur Unzeit. Denn dieses höhnische Gelächter steigerte die Wut Henrys ins Maßlose.

„Du hast mir meine Madonna vernichtet?!" brüllte er, „du?! du?! du?! das sollst du mir büßen! Das ist das letzte! Alles andere kann ich vergessen, aber das nicht! Denn diese Madonna war meine Mutter, meine gestorbene

Mutter, und meine Braut, meine lebendige Braut! Soll ich sie dir zeigen? Jetzt!? Auf der Stelle? Komm mit! Komm hinunter! Sie sollst du um Verzeihung bitten, sie! Denn sie hast du beleidigt, du christliches Greuel!"

Frau Sanna fuchtelte mit den Händen in der Luft herum und stürzte mit dem Schreckensrufe ab: „Er ist verröckt geworden! Er ist verröckt geworden! Jeremias! der Katholische ist verröckt geworden!"

Da kam Henry zur Besinnung.

Was hatte er da gesagt! Um Gotteswillen: was hatte er da gesagt! Wenn sie nun Sinn und Richtung seiner Worte verstanden hatte! Und überhaupt: nun war ja alles vorbei! Nach dieser Szene würde sie nie einwilligen . . . Er hatte mit seiner tierischen Wut alles zunichte gemacht, was gestern nacht sich so herrlich entfaltet hatte! – Es gab nur ein Mittel, er mußte den Kranken spielen, den Überreizten, den Überarbeiteten.

Er warf schnell die Scherben in die Kommode, legte sich ins Bett und verlangte nach dem Arzt.

*

Durch die offene Türe hörte er noch eine Weile Tante Sanna kreischen und wimmern; dann ließ ihn die Stimme Bertas erschauern, und es wurde still.

Nach einer Weile kam der Arzt und mit ihm Onkel Jeremias.

Merkwürdig: der machte ja gar keine

Unheilsaugen? Nannte ihn vielmehr „lieber Junge?" Erkundigte sich sorglich beim Doktor, ob die Sache auch wirklich nichts auf sich habe? Und ging ab, ohne eine zornmütige Rede gehalten zu haben?

Was ist denn das? dachte sich Henry; das verstößt doch gegen die Naturgesetze? Ich muß doch mindestens „schmachbeladene Kreatur" genannt werden?

Da hörte er draußen hüsteln und sah, wie er nach der Türe blickte, daß ein Zettel durch die Schwellenglinze geschoben wurde.

Er war wie der Wind bei der Türe und nahm den Zettel auf. O, du himmlische Güte und Seligkeit! Er war von Berta.

Henry küßte ihn schnell; dann las er:

„Ich habe Mama nicht anders beruhigen können, als durch allerhand Andeutungen und ‚Geständnisse', als ob wir uns ‚heimlich verlobt' hätten. Sie hält Dich nicht mehr für verrückt und auch nicht mehr für einen heimlichen Katholiken. Sie schiebt alles auf die ‚heimliche Verlobung', gegen die weder sie noch Papa etwas einzuwenden haben, wie es scheint, wenn sie auch nichts ‚davon wissen wollen'. Du verstehst mich hoffentlich? Du darfst ja nicht merken lassen, daß Du weißt, daß die Eltern wissen, und die Eltern – wissen überhaupt nichts. Sie erklären alles für Narrheit und haben mir verboten, je wieder allein mit Dir zu reden, – bei

Strafe sofortigen Abschubs in die französisch-reformierte Schweiz. Mama hat mich ein ‚schändliches Mädchen' genannt, Papa v r-stieg sich zu dem Ausdruck ‚hinterlistiges und unbesonnenes Geschöpf'. Wenn es ihnen aber ernst wäre, wär's ganz anders gekommen, zumal bei der ungeheuren Wut, in die Du Mama versetzt hast. Sie macht Bleiwasser-umschläge um ihr Handgelenk. Soviel Kraft hätte ich Dir gar nicht zugetraut. — Schweig um Gotteswillen gegen Karl! Mit ihm muß ich reden. Nur ich! — Bleibe noch eine Woche im Bett liegen! Es ist besser so. — Streichle die Opale und denke an

Berta."

Als ob Henry daran hätte erinnert werden müssen!

Dieser Brief hob ihn auf den Gipfel des Glücks.

Jetzt war er wirklich „heimlich verlobt". Dieser Brief war ein Dokument und ein Amulett. Er steckte ihn in dasselbe Säckchen, in dem er früher die Hundertmarkscheine getragen hatte, und ließ es auch im Bette nicht von der Brust. Desgleichen kam das Opalhalsband nicht von seiner Bettdecke.

Er war so glücklich, daß ihm selbst Onkel Jeremias und Tante Sanna wie zwei gute, liebe Menschen erschienen, die es immer aufs herzlichste und beste mit ihm gemeint hatten. Nicht mehr Rachedurst erfüllte ihn gegen sie,

sondern Reue und der feste Entschluß, alle seine gedachten und begangenen Schändlichkeiten einstmals gutzumachen.

Er war überhaupt ganz voller Reue, vergleichbar einem Schwamme, der Essig gesogen hat.

Sein ganzes Leben war doch eigentlich ein einziger Unflat. Wie konnte man mit einem Engel zusammen wohnen und dabei Häuser der Sünde besuchen? Wie konnten Augen, die diese Göttin sehen durften, etwas Reizvolles an einem Geschöpfe wie Fränzchen finden?

Obwohl er gar nicht krank war, spielte er nicht bloß vor den anderen, sondern auch vor sich selbst den Schwerleidenden. Er fand, daß er büßte, und diese Buße, da sie doch eigentlich nur in Bettruhe bestand, tat ihm innig wohl. Wirklich schmerzlich war nur das eine, daß kein zweiter Brief Bertas den Weg über die Schwelle fand.

Dafür erschien eines Tages ein Postbote vor ihm, der einen eingeschriebenen, dem Adressaten in Person einzuhändigenden Brief abgab.

Henry musterte stirnrunzelnd die Schriftzüge der Adresse.

Wer Schulden hat, bekommt manchmal solche Runzeln auf die Stirn, indem er Adressen liest, deren Kalligraphie ihm rätselhaft ist. Ist er aber der Lösung des Rätsels auf die Spur gekommen, so verschwinden die Runzeln nicht etwa, nein, sie vertiefen sich meistens noch.

So auch beim seligen Büßer Henry.

Was Teufel will denn Onkel Tom von mir? dachte er sich; es war doch ausgemacht, daß ich nach dem Examen bezahle?

Er riß, wie seine häßliche, ihm von Karl schon oft vorgehaltene Art war, den Brief mit dem Zeigefinger auf und las.

Und las wieder. Und die Runzeln seiner Stirne wurden so tief, daß der kranke Jüngling nun wirklich recht leidend aussah.

Onkel Toms Brief lautete wie folgt:

„Hochwohlgebohrener und hochgeherter
Herr Hauart!

Indem daß Sie auf einmal wegbleiben und das Fränzchen uns deßtwegen allens gesagt hat muß ich warhafftig gestehen daß ist sehr schlecht von Ihn. Die andern sagen ja Sie sind krank. Aber faule Fische. Sie wollen sich drücken. Und das gibts nich. Sie solln mir kennen lernen. Auf die Weise macht ein Schentelmänn so was nicht. Die Deern hat ihre Keile weg aber Sie, was mach ich mit Ihn?

Hochwohlgebohrener und hochgeherter Herr Hauart wenn Sie nicht nächsten Mittwoch antreten schreib ich Ihren Vormund und an die Direkschon wo Sie auf Schule sind und billig wirds nicht!!

Hochachtungsvoll
ergebener Diener
Heinrich Thomson.

Von wegen die Rechnung auch Mittwoch!“

Henry saß im Bette, wie Schillers Laura am Klavier: itzt entgeistert.

Wenn dieser Unmensch wirklich schrieb, jetzt, gerade jetzt an Onkel Jeremias – es war ja nicht auszudenken! Und von der Schule würde er dann auch gejagt werden! Und die ganze Geschichte mit dem Kükensalat würde ans Licht kommen. Und Berta! Himmlische Güte: Berta! Was würde dieser Engel von ihm denken müssen! Nicht mehr ansehen würde sie ihn, den besudelten Knecht aller Laster, sich schweigend abwenden und ihn aus dem Buche ihres Lebens streichen!

Grausames Schicksal!

Er kam sich so bemitleidenswert vor, daß er nicht umhin konnte, mit sich selber Mitleid zu haben, und es fehlte nicht viel, daß er sein Elend in freien Rhythmen besang. Denn immer, wenn er sich ganz schwach fühlte und niemand hatte, der ihn am Kopfe packte und heraufholte aus den Tiefen des Grames, dichterte es ihn.

Aber nein! Jetzt mußte gehandelt werden! Keine schwachmütigen Verse, sondern starke Entschlüsse! Morgen schon mußte er in die Höhle des Löwen steigen! Fort mit der Krankheit! Aufrecht dem Feinde entgegen!

Welch ein Kampf würde das werden! O, Gott, welch ein Kampf!

Dieser entsetzliche Fränzchen-Vater würde ihm grausam mitspielen, das war sicher, Grobheiten und Demütigungen würden auf ihn niedersausen, und er würde nicht die Macht haben, diesem

Pöbelmenschen heimzuleuchten. Ja, er würde auch nicht imstande sein, das Gräßliche abzuwenden. Denn mit Versprechen würde sich der tödlich Beleidigte, wütend Empörte, in seinem Rachedurst Sinnlose nicht abspeisen lassen. Nicht einmal etwas Schriftliches würde er annehmen, denn das hatte ja noch keine Gültigkeit!

Nein, es war keine Hoffnung da, aus diesem Kampfe siegreich hervorzugehen, keine.

Da fiel sein Blick auf das Halsband aus Opalen.

Aber das ist ja die Rettung! jubelte es in ihm auf; was jammere ich denn? bei diesem Anblicke wird der Kerl sofort zahm werden und mir die Füße lecken, wenn ich's verlange. Ich habe wahrhaftig keinen Grund, vor dieser kleinen Unterredung bange zu sein. Ich kann sogar frech auftreten, wie sich's einer solchen Frechheit gegenüber gehört. So ein Brief! Was denkt sich der Schuft denn, mir einen solchen Wisch zu schreiben? Na warte, mein Onkel Tom, du sollst eine angenehme Stilnote kriegen. Du schreibst nicht wieder unverschämte Briefe, wenigstens an mich nicht. Dich will ich schampoonieren.

Sieh da, wie üppig schnell der erschrockene und feigmütige Jüngling wieder zu Kräften kam, als er sich zahlungsfähig empfand.

O, wunderbare Kraft des Reichtums! Dein Hauch macht Kanonenkugeln aus Nullen.

Aber Henry bekam einen Rückfall in seine Nullität.

Er gedachte an das, was er in jener himmlischen Nacht zu Berta gesagt hatte, als er ihr die Opalkette als Brautgeschenk darbot, und er dachte auch an seine Mutter. Der Mut sank ihm.

Nein, das ging nicht. Das ging ganz und gar nicht. Diese Kette um Fränzchens Hals, das war Entweihung, Heiligtumsschändung. Er war es dem Andenken seiner Mutter, war es der Verehrung seiner Braut schuldig, lieber alles zu erdulden, als einen Gegenstand zu profanieren, der zu ihnen in Beziehung stand.

Wie angenehm es ihm war, so edel zu empfinden. Das war das schöne Gegenstück zu seiner ihm vom Himmel eingegebenen Selbstbeherrschung in jener gnadenvollen Nacht.

Henry ließ die kühlen Opale durch seine heißen Finger gleiten und stellte Betrachtungen darüber an, welchen Prüfungen ein schwaches Menschenherz doch ausgesetzt, wie doppelt schön es aber ist, wenn es sie standhaft besteht.

Pastor Südekum hatte ihn doch nicht vergeblich in seiner Christenschule gehabt.

Die kühlen, melancholisch schimmernden Steine wurden mählich warm, und Henry wurde melancholisch wie ihr dunkler Glanz.

Er stellte sich, bitter resigniert, vor, was nun kommen würde. Verjagung aus der Schule, Verstoßung aus dem Krakerschen Hause, Verbannung auf das Gymnasium irgendeiner kleinen Stadt. Nie würde ein Brief Bertas dorthin

an ihn gelangen. Er war tot für sie. T – o – t. Recht so! Aber, ehe er schiede, würde er ihr das Halsband aus Opalen schicken und sie bitten, es anzunehmen zum Angedenken an einen Toten, der aber doch einmal wenigstens eine edle Handlung begangen hatte, indem er dieses Kleinod vor der Berührung mit der Gemeinheit bewahrte . . .

Schön das.

Aber: War das nicht eigentlich jene schwachmütige Dichterei, die er vorhin von sich gewiesen hatte? Es gab ja doch, siehe Turgenjeff, auch Gedichte in Prosa. War er vorhin nicht auf dem richtigeren Wege gewesen? War das nicht – Sentimentalität?

Henry klappte die Schatulle zu und dachte an die Lehren des seligen Papas. Kein Zweifel: die waren jetzt mehr am Platze, als unfruchtbare Deliberationen über die Prüfungen des Menschenherzens. Und dann: hatte ihm Onkel Jeremias nicht ausdrücklich, wenn auch persönlich mißbilligend, berichtet, daß es des Seligen Wunsch gewesen sei, Henry möge über diese beiden Gegenstände, die Sammlung und die Kette, frei verfügen? Hatte der weise Papa derlei Zwischenfälle nicht vielleicht vorausgesehen? Hatte er nicht vielleicht geradezu die Absicht gehabt, ihn auf die Sentimentalitätsprobe zu stellen?

Ah: das war eine Idee! Es dauerte nicht lange, und Henry zweifelte nicht mehr im mindesten daran, daß er im Sinne seines ge-

liebten Vaters handeln werde, wenn er kühn und stark über das Halsband verfügte, wie es die Umstände geboten. Und, als er sich gar vorhielt, daß er die Kette ja natürlich zurückkaufen werde, da stand sein Entschluß fest, alle sentimentalen Anwandlungen zum Kuckuck zu schicken und das Heiligtum Herrn Hinrich Thomson zu überantworten.

Neuntes Stück: Die Stifterin

Henrys selbstbewußtes Auftreten und die suggestiven Opale hatten den gewünschten Erfolg gehabt, den grimmigen Wirt radikal zu besänftigen. Onkel Tom gewann sogar seine alte biedere, vertrauensvolle Treuherzigkeit wieder und nahm eine recht beträchtliche Verschreibung für Mutter und Kind als etwas Reelles an, wobei allerdings die Kalkulation mitsprach, daß der Neffe des Herrn Kraker, Im- und Export, auch später allen Anlaß haben würde, lieber seine Verschreibung zu respektieren, als es zu einer öffentlichen Auseinandersetzung kommen zu lassen.

All right! hatte er gesagt, und die Sache war fertig.

Onkel Tom hätte gar nichts dagegen gehabt, wenn ihm Fränzchen noch öfters derartige Überraschungen bereitet hätte.

*

„Die Moral in der Budike ist von anderen Moralen nicht wesentlich unterschieden; nur in der Nuance und im Ausdruck. Die Moral! Wenn es im übrigen sowohl in Budiken wie anderswo auch noch Gesinnungen gibt, die weniger schmiegsam sind und sich mit realen Wertgattungen nicht so leicht oder auch gar nicht amalgamieren wollen, so beweist dies nur, daß das im allgemeinen auf Ordnung und Einklang angelegte Weltbild doch wohl ohne einen gewissen abstechenden Einschlag von Querköpfen nicht auskommen kann. Diese Gesinnungstölpel nehmen sich auf der Bühne ja recht gut aus; wenn Musikus Miller aber von den Brettern, die die Welt bedeuten, herabstiege auf den Marktplatz, der die Welt ist, so würde er vergeblich auf Applaus warten."

Dieser wenig optimistische Passus stand in einem sehr realistischen Romane Hermann Honraders, dessenthalben dieser Autor damals wegen eines Vergehens gegen die Sittlichkeit, begangen durch die Presse in nicht weniger als 85 Fällen, vor Gericht stand. Die bürgerliche Welt mußte sich, wie der Staatsanwalt erklärte, beleidigt fühlen durch Abschilderungen von unsittlichen Zuständen, deren Existenz man freilich, leider, nicht leugnen könne, die aber nur dann als Gegenstand dichterischer Behandlung zulässig seien, wenn sie mit sittlichem Pathos gegeißelt, aber nicht schamlos enthüllt würden Aber gerade die Enthüllung sittlicher Greuel sei

recht eigentlich Ziel und Absicht der sogenannten realistischen Schule, der man deshalb im Interesse der allgemeinen Moral den Garaus machen müsse. Sie sei nichts anderes, als literarisch verkappter Sozialdemokratismus. Bücher, wie dieses von Honrader, gehörten gewissermaßen unter das Sozialisten-Gesetz, denn sie reizten indirekt zum Klassenhasse auf und untergrüben die staatliche Ordnung, die ein Ausfluß der Moralgesetze sei.

Der Prozeß machte Aufsehen und den angeklagten Autor auch in den Kreisen berühmt, wohin sein Name bisher noch nicht gedrungen war. Das Buch wurde verboten. Henry, der es gleich nach Erscheinen für die Bibliothek des lyrischen Kükensalates gekauft hatte, kannte es und mißbilligte es heftig, da er sich auf dem Höhepunkte seiner Schwärmerei für Berta befand und den dringenden Wunsch hegte, nur Schilderungen reiner und erhabener Gefühle von den Dichtern vorgesetzt zu bekommen.

Er befand sich jetzt, wo auch die Sache mit Fränzchen gut und glatt abgelaufen war, auf dem besten Wege, ein „ordentlicher Mensch" zu werden. Zwar sündigte er unentwegt weiter gegen die Vorschriften der Moral, aber er verurteilte dieses Gebaren selbst aufs schärfste und durfte sich sagen, daß sein Empfinden wenigstens hochmoralisch war. Wie hätte das aber auch anders sein dürfen bei einem Menschen, der mit einer engelhaften jungen Dame aus guter Familie heimlich verlobt war?

Wenn Leute, wie Hermann, die aus den Niederungen des Lebens doch nie herauskommen konnten, Sturm liefen gegen alles Reine, Heilige, Hohe und den frevelhaften Versuch wagten, den Abschaum der Weiblichkeit nicht nur in Schutz zu nehmen, sondern sogar als Märtyrerinnen der sozialen Verhältnisse und einer verkehrten Moral zu glorifizieren, so konnte er nur den allerentschiedensten Widerwillen gegen derartige Verirrungen empfinden, da er einerseits die wahre Natur jener verächtlichen Weibspersonen genau zu kennen glaubte und anderseits einen Einblick in die Seele höherer Weiblichkeit genommen hatte.

Er war so erfüllt von diesen nach seiner Meinung bedeutenden Überzeugungen, daß er sie seinem ehemaligen Herzoge in einem sehr langen und gar feierlichen Briefe auseinanderlegte.

Darauf lief folgende Antwort von Hermann ein:

„O Hensel!

Deine verschiedenen überschwenglichen Briefe an mich habe ich nicht beantwortet, weil sie bloß knabenhaft waren, und ich ihnen keinerlei Echtheitswert beimaß. Auf Deine — Belehrungen muß ich Dir aber ein paar Worte sagen, weil sie mir Wesentlicheres von Dir zu enthalten scheinen.

Du bist auf dem besten Wege, Hensel, zu Deiner Art „Glück". Wenn Deine Braut aus demselben Philister-Papiermaché ist, so

kann es Dir künftig nicht fehlen. Sie wird Dich von allen den Aspirationen nach etwas Besonderem, die Dir Deine Eitelkeit eingibt, ohne daß Du das Zeug dazu hast, hoffentlich zurückhalten, und so darf angenommen werden, daß Du ein vortrefflicher Bürger, Gatte, Vater werden und dich pudelwohl in Deiner Haut fühlen wirst. Du wirst nicht nur zehn Millionen und alle Genüsse davon, nein, Du wirst auch Moral haben. Recht so! Millionen ohne Moral bekommen kleinen Leuten schlecht. Sieh um Gotteswillen zu, daß Dir Deine Moral nicht abhanden kommt! Eher kannst Du die Hälfte Deiner Millionen verlieren. Du verstehst mich natürlich recht: Moral für den Hausgebrauch, fürs Gemüt, als Prinzip! Im übrigen aber: Rin ins Vergnügen! Wozu hättest Du sonst Millionen und Deine kräftige Konstitution?

Nur auf eins mußt Du dann verzichten: auf die angenehme Einbildung ein Original zu sein. Denn die Moral mit dem doppelten Boden ist das moderne Universalmöbel, das Schlafsofa des guten Gewissens. Jeder Philister räkelt sich darauf herum.

Also, schlaf wohl, Henfel! Ich, da Du so gütig bist, etwas von meinem Leben wissen zu wollen, – ich schlafe nicht. Ich habe zu viel zu tun dazu. Du weißt ja: ich will andere Möbel einführen, als Dein Verwandlungskanapee. Und ich glaube auch, noch

immer, Hensel, trotz einiger Enttäuschungen, an die Existenz anderer Menschen, als es die sind, die sich so philisterhaft bequem, so ekelhaft (nach meinem Sinne) behaglich einrichten im Leben.

Daß es mir bei dieser Art Beschäftigung nicht gerade üppig gut geht, wirst Du, bei einigermaßen erwachtem Kapitalisten-Verstande für die notwendigen Bedingungen zu einem auskömmlichen Leben, ohne weiteres begreifen. Es geht mir um so kümmerlicher, als ich ein Mädchen ohne einen Pfennig Geld geheiratet habe. Nimm alle Verachtung, die Dir zu Gebote steht, und wirf sie auf mich: dieses Mädchen, jetzt meine Frau, war Kellnerin!

Siehst Du nun, wie gut es war, daß ich damals abgewinkt habe, als Du in unbegreiflicher Verblendung gedachtest, mich als — Bruder anzuerkennen? Henry Felix Hauart, Erbe von zehn Millionen Mark, Bräutigam einer jungen Dame aus gutem Hause, moralisch durch und durch, und — Schwager einer ehemaligen Kellnerin!

Nein, das wäre zuviel gewesen! Ist es doch schon grausam genug, daß Du in einem übel berüchtigten Schriftsteller, der beinahe eingesperrt worden wäre, Deinen Halbbruder sehen mußt.

Du wirst doch nicht so gottverlassen gewesen sein und dieses gräßliche Geheimnis verraten haben?

Von meiner Seite her brauchst Du keine Enthüllungen zu befürchten. Ich lege keinen Wert auf allzu – entfernte Verwandtschaften. Und, war unser Vater schon ein sehr entfernter Verwandter von mir, – wie entfernt mußt erst Du mir sein!

Freue Dich, Hensel, ich bin nicht

Dein Bruder

Hermann Honrader."

Henry fand diesen Brief ekelhaft. Erstens wegen der in ihm enthaltenen Beleidigung, daß er, Henry, der immer noch starke, wenn auch abgeklärte Geist, ein Philister sein sollte, und dann, hauptsächlich, wegen der Kellnerin. Pfui Teufel, was für eine Gesellschaft mußten diese Literaten Gründeutschlands sein, wenn einer ihrer Hauptführer so ein Frauenzimmer zur Frau haben konnte!

Und für diesen Menschen hatte er einmal geschwärmt!

– Nun, das war meine Sturm- und Drangperiode, dachte er sich; die Hauptsache ist, daß ich, dank Berta, daraus heraus bin.

Wie schade nur, daß diese das Verbot der Eltern, mit ihm allein zu sein, nur so selten durchbrach und es auch dann, ein paar köstliche Händedrücke und Blicke ausgenommen, an aller Zärtlichkeit fehlen ließ.

Wollte sie seine Standhaftigkeit prüfen?

Wahrscheinlich. Aber schön war das nicht. Es war sogar unnatürlich, wenn sie ihn wirklich liebte.

Bittere Zweifel stiegen in ihm auf.

Sollte doch nicht vielleicht auch sie an seine Millionen denken?

Es hatte ihn stutzig gemacht, daß Onkel und Tante jetzt so oft und angelegentlich die Rede darauf brachten, wie wünschenswert es doch sei, daß die Verwaltung des Vermögens auch nach seiner Mündigkeitserklärung in Onkel Jeremiassens Hand verbliebe. Auch der Umstand, daß ein Bruder Tante Sannas, der einen muckerischen Traktätchen-Verlag betrieb, sich das Versprechen einer größeren Einlage in sein Geschäft hatte geben lassen, war ihm fatal aufgefallen.

Onkel und Tante und was mit ihnen zusammenhing betrachteten seine Erbschaft wohl schon als allgemeines Familienvermögen, weil er Berta heiraten wollte . . .?

Er hatte das Gefühl, umlauert zu sein, umsponnen von Fäden, die bestimmt waren, ihn weiterhin einzuengen, auch wenn die Stunde der Freiheit geschlagen hätte.

Das waren unerquickliche Empfindungen, die seiner Anbetung Bertas immerhin etwas von ihrer Glut nahmen, und, wie nun gar Karl zu den Ferien erschien, gerade als Henry sein Abiturienten-Examen bestanden hatte, da war es, als ob eimerweise Wasser darüber ausgeschüttet würde.

Karl gefiel ihm überhaupt gar nicht. Er sah so dürftig aus, verärgert, verdrossen. Das

Jahr Brotstudium bei minimalem Monatswechsel hatte ihm etwas Theologiekandidatenhaftes verliehen. Auch fühlte Henry deutlich, daß Karl wütend auf ihn war.

Weshalb denn?

Diese Frage schien gelöst, als Karl ihm einmal sagte: Sehr nett von dir, daß du deine gütige Hand von mir gezogen hast. Du hast vermutlich darauf gewartet, daß ich ein Bittgesuch an Seine Lordschaft richten würde. Ich hoffte aber, du würdest von selbst soviel Anstandsgefühl haben. Aber dich muß man zu jeder anständigen Handlung offenbar mit Fußtritten bewegen. Dafür findest du den Weg zu unanständigen Machinationen ganz von selbst.

Den Schlußsatz verstand Henry ganz und gar nicht. Und doch enthielt Der den Hauptgrund zu Karls wütender Stimmung.

Hatte Karl schon aus Briefen Bertas allerhand entnommen, so war ihm jetzt, obwohl sich Berta aus einem sehr bestimmten Furchtgefühle noch nicht geäußert hatte, alles klar geworden.

Er war außer sich darüber, im Tiefsten beleidigt, ja verwundet.

Er sah sich von Berta hintergangen, von Henry verächtlich beiseite geschoben. – Natürlich! sagte er sich, wenn man einen Schnurrbart und Beine hat wie dieser Bursche!

Er konnte seinen Haß auf Henry kaum verbergen.

*

So war die ersehnte Muluszeit höchst unerquicklich für Henry, und er mied das Haus so oft als möglich.

Als er eines Tages in einem Zustande heftiger Gereiztheit nach Hause kam, hörte er eine fremde Stimme in Frau Sannas Zimmer, die ihm einen seltsamen Eindruck machte. Er ging zur Türe und lauschte.

Es war eine Dame, die er sprechen hörte: „Nun, ich freue mich, daß ich mich an die rechte Adresse gewandt habe. Herr Kraker war so gütig, die kleine Summe für die frommen Stiftungen mit mehr Dank entgegenzunehmen, als sie der schwachen und kleinen Liebesgabe gebührt. Daß er mir noch dazu auf meine Bitte die Erlaubnis gab, auch Sie, die Präsidentin des Magdalenenstifts-Verbandes, kennen zu lernen, verbindet mich sehr. Es widerfährt uns so selten das Glück, wahrhaft christliche Bekanntschaften zu machen. Ihnen gegenüber genieße ich es. Ihr ganzes Haus atmet Frieden, Güte, Liebe. Der Himmel hat Sie ausgezeichnet vor vielen Frauen. Ihr Geist, gestützt von dem Ihres Gatten, durchwaltet dieses Haus wahrhaft evangelisch, und so dürfen Sie in Ihrem Herrn Sohn und Ihrem Fräulein Tochter zwei Seelen sich entfalten sehen, in denen der Widerschein Ihres Geistes lebt.“

Karl und Berta hüstelten. Frau Sanna entgegnete: „Tja, man tut, was man kann, und was man muß. Gnädige Frau haben keine Kinder?“

Die Dame antwortete: „Der Himmel hat mir dieses Glück versagt. Deshalb lebe ich auch so unstät. Denn: was ist ein Haus ohne Kinder? Wir Frauen sind entwurzelt, wenn wir nichts neben uns aufwachsen sehen. Deshalb begreife ich es auch recht wohl, daß Sie noch einen fremden Schößling in das Erdreich Ihrer Liebe aufgenommen haben."

— Wie komisch, dachte sich Henry: die Worte passen gar nicht zu der Stimme.

Die Stimme aber tat es ihm an. Er trat kurz entschlossen ins Zimmer.

„Da ist er ja, unser Neffe und Pflegesohn!" sagte Frau Sanna. Und, zu Henry gewandt: „Frau Sturm, eine reiche Wohltäterin, die unsere Stiftung bedacht hat."

Die Dame hob das Lorgnon und sah Henry groß und musternd an.

— Was für wundervolle Augen! dachte sich Henry. Es wird einem ganz warm dabei. Und Die salbt ihre Worte so? Das sind doch keine Augen aus der Inneren Mission? Bloß das schwarze Kleid paßt dorthin.

Er konnte keinen Blick von ihr wenden, und auch sie sah ihn im Verlauf des weiteren Gespräches fast immerzu an.

Ihre Stimme klang jetzt noch voller, wärmer. Ihm wurde eigen wohl dabei.

Wenn sie nur wiederkäme, dachte er sich. — Gott sei Dank, Tante Sanna lud sie für morgen, Sonntag, zum Mittagessen ein.

„Hinterher können wir mit meinem Mann und den Kindern in die Nachmittagspredigt, zu unserem herrlichen Gottesmann Südekum, gehen. Sie kennen ihn doch?" fragte Frau Sanna.

„Wer sollte den gepriesenen Südekum nicht kennen?" sagte Frau Sturm. „Das wird ein gesegneter Sonntag sein."

Die Damen erhoben sich, und nun fiel es Henry auf, daß das schwarze Kleid so wenig zu dieser vollen und geschmeidig eleganten Gestalt paßte, wie ihre Worte zu ihrer Stimme.

Er konnte nicht anders: er mußte, entgegen allem Herkommen im Hause Kraker, der schönen Frau die Hand küssen. Er fühlte dabei einen eigentümlichen, wie bebenden Händedruck, der sein Blut ins Wallen brachte.

„Was für eine wunderbare Frau!" sagte er zu Karl, als sie mit seidenem Rauschen verschwunden war.

„Eine schauderhafte Quäkermadame!" brummte der.

Und Berta sagte sehr pikiert: „Gott, manche Leute haben eben einen etwas unsicheren Geschmack."

Ihr war das gegenseitige Anstarren der beiden nicht entgangen, und es war ihr sehr zuwider gewesen.

Henry ging beleidigt auf sein Zimmer, vergaß die Beleidigung aber bald, indem er sich immer wieder die Stimme, die Augen, die Gestalt und vor allem den heißen Händedruck der Frau ins Gedächtnis zurückrief.

Zehntes Stück: Das Schicksal

Die hochherzige Stifterin erschien zu dem Sonntagsmahle im Krakerschen Hause in einer Toilette, die Herrn Jeremias und Frau Sanna gar nicht recht gefallen wollte. Um so mehr gefiel sie Henry, und Berta konnte ein Gefühl von Neid nicht unterdrücken.

So wenig vorteilhaft uns heute die Damenmode jener Jahre erscheinen mag, so sehr entsprach sie natürlich dem Geschmacke der Zeit, aus dem sie entstanden war, und wer sich nach ihr im lebendigen Geiste dieser Zeit zu kleiden wußte, durfte mit demselben Recht für unübertrefflich angezogen gelten, wie irgendeine Dame, die heute die preiswürdige und entzückende Kunst versteht, den Geschmack des Tages und somit ein Stück künstlerischen Lebens der Gegenwart zum schönen Ausdruck zu bringen. – Die fromme Stifterin konnte diesen Ruhm für sich in Anspruch nehmen. Sie hatte es sogar verstanden, das Nüchterne des damaligen Schnitts durch die Wahl zwar kräftiger, jedoch distinguierter Farben auszugleichen.

Sie muß ein unglaublich feines Korsett an haben, bemerkte kritisch zu sich selber Berta Kraker.

– Von der malvenfarbenen Seide dieses unanständig eng anschließenden Kleides kostet der Meter gewiß zehn Mark, tadelte in ihrem Gemüte Frau Sanna, der es glücklicherweise

nicht möglich war, den wirklichen Preis dieses kostbaren Stoffes zu erahnen.

Daß eine fromme Dame einen durchbrochenen Brustlatz aus schon an sich durchsichtigen Spitzen trägt, ist eine greuliche Verirrung und schlechterdings unentschuldbar, fand Herr Jeremias.

— Mit diesem Hut aus rosa Moosrosen auf grauem Seidentüll wird sie den gepriesenen Südekum aus dem Konzept bringen, bemerkte schadenfroh zu sich selber stud. jur. Karl Kraker.

Nach Erledigung dieser kritischen Anmerkungen zur Toilette des werten Gastes ging man zu Tisch.

Daß man sich in diesem frommen Hause nicht ohne Gebet niedersetzen würde, war der frommen Besucherin offenbar klar, denn sie blieb gleich den übrigen hinter der Stuhllehne stehen. Überraschend und augenscheinlich verwirrend wirkte es aber auf sie, als Herr Kraker sagte: „Da es in unserem Hause Sitte ist, bei Anwesenheit eines neuen Gastes das Tischgebet diesem als schönes Vorrecht zu überlassen, so bitte ich gnädige Frau, es zu sprechen."

Die hochherzige Stifterin stutzte und war ersichtlich in Verlegenheit, welches ihrer gewöhnlichen Tischgebete sie für diesen besonderen Fall auswählen sollte. Es trat eine der Pausen ein, die viel länger scheinen, als sie sind.

Um so kürzer wirkte dann das Gebet: „Der Herr segne unsere Mahlzeit. Amen."

„Hm!" machte Herr Jeremias, während die Stühle rückten.

— Wie sie kurz angebunden war, das ist nun zum Entzücken gar, dachte sich Karl.

— Ich habe nie so schön vor Tisch beten hören, sagte sich Henry.

— Das soll ein Gebet sein? tadelte Frau Sanna bei sich. Das war ja bloß ein Amen.

Da, was war das! Die Dame lehnte sich aufseufzend im Stuhl zurück und wehte sich halb geöffneten Mundes Kühlung zu.

„Die gnädige Frau ist unwohl," rief Henry aus und sprang auf.

Herr Kraker winkte ihm ab und wandte sich an seinen Gast: „Sie fühlen sich nicht wohl, Frau Sturm?"

„Es ist schon vorüber," entgegnete sie lächelnd; „ich habe im Frühjahr oft solche Anfälle; sie sind aber ohne jede Bedeutung."

— Das kommt von dieser unpassenden Schnürerei, dachte Frau Sanna.

— Ich wette, sie spielt uns was vor, sagte sich Berta.

— Hoffentlich ist es nichts Schlimmes, bangte Henry.

— Sie wird die Kirche schwänzen wollen; das ist's, entschied Karls Menschenkenntnis.

Er war nicht wenig stolz auf seine Psychologie, als nach Schluß des Mittagessens Frau Sturm in der Tat einen zweiten und heftigeren Anfall hatte, der sie leider, leider zwang, auf den Kirchengang zu verzichten. Sie müsse notwendig eine Stunde ruhen, denn nur auf diese Weise

sei ein wirklicher Ohnmachtsanfall zu vermeiden. Ob man ihr nicht eine Droschke ....?

Sie wankte und mußte sich auf den Tisch stützen.

Henry sprang zu ihr. Sie stützte sich auf seinen Arm, indem sie ihn fest preßte: „Zum Sofa, bitte. Ich fürchte ... ich werde ... danke! Dank! Ah, nur eine kleine Weile Ruhe ... Wenn Sie mir erlauben, mich hier ... Aber Sie dürfen meinetwegen nicht um die gewohnte Nachmittagspredigt kommen, sonst ...“ Sie versuchte mühsam, sich zu erheben, und erklärte, unter gar keinen Umständen schuld daran sein zu wollen, daß die Familie Kraker dieser ihrer kleinen Schwäche halber den heiligen Südekum versäume. Sie selbst würde sich zu ihm hinschleppen, wenn sie nicht genau wüßte, daß dann ein um so schlimmerer und störender Anfall in der Kirche kommen werde, während der jetzige ganz gewiß gar nichts auf sich habe. Sie könnten wirklich ruhig gehen; es sei denn, sie empfänden es peinlich, eine fremde Person im Hause zu lassen.

Das wirkte. Herr Kraker erklärte mit traurigem Tone, er wisse nicht, was die vortreffliche, gesinnungsverwandte Dame auf einen so häßlichen Verdacht habe bringen können. Er habe mit den Seinen nur zu ihrer Hilfe anwesend bleiben wollen. Indessen sei ihr Wunsch natürlich maßgebend. Aber ganz allein könne man sie unmöglich lassen, und den Dienstboten wolle man den Gottesdienst nicht versagen.

„Ich brauche niemand," entgegnete Frau Sturm, „ich nehme mein Pulver ein, das ich stets bei mir trage; das beruhigt mich und gibt mir Schlaf. Sie brauchen mir nur eine Gelegenheit anzuweisen, daß ich mich ausstrecken kann. Wenn Sie zurückkommen, bin ich frisch und munter, und Sie lassen mich wenigstens durch Erzählung ein wenig vom Geiste des berühmten Pastors genießen."

Sie richtete sich wieder am Arme Henrys auf und wurde von diesem und der ganzen Familie in Frau Sannas Zimmer geleitet. Trotzdem machte sie es möglich, unter dem Anscheine schmerzlichen Aufseufzens, Henry zuzuraunen: „Ich muß Sie unbedingt sprechen."

Am Sofa angelangt, ließ sie sich sofort nieder und sagte: „Und nun also mein Pulver." Sie griff in ihr seidenes Beutelchen. Dann rief sie erschreckt aus: „O, ich habe es vergessen! Nun muß der junge Herr die Güte haben, mir es auf das Rezept hin in der Apotheke zu besorgen." Sie drückte Henry einen Rezeptstreifen in die Hand.

„Ich bin in zehn Minuten zurück, wenn ich es gleich erhalte," sagte der hastig.

„Nein, die Anfertigung braucht eine Viertelstunde. Es ist mir sehr unangenehm, daß nun Sie die Predigt wirklich versäumen müssen," entgegnete, nun aber schon ganz mühsam, Frau Sturm und lehnte sich, mit dem Anschein größter Hinfälligkeit, gegen das Kissen. Die Familie

Kraker verabschiedete sich mit leisen, nur durch ein müdes Kopfneigen beantworteten Gutebesserungswünschen. Henry stürzte davon.

In seinem Kopf war ein Wirbel, Aufruhr in seinem Herzen.

— Was war das? Was hatte sie ihm zu sagen?

Durch alle Glieder rann ihm das heiße Gefühl einer wunderbaren Ergriffenheit. Nicht zum Spaße spielte diese herrliche Frau dieses Spiel. Etwas Unerhörtes, Besonderes stand ihm bevor, ein Erlebnis.

Mit schnellsten Schritten ging er die Straße entgegengesetzt der Richtung hinab, die Krakers nehmen mußten. Hinter der nächsten Straßenecke postierte er sich und entfaltete den Zettel. Darauf stand: „Sobald die anderen außer Gesichtsfeld sind, zurückkommen. Schnell! Schnell!!"

— Welch eine Frau! Wie sie alles berechnet hat, dachte er sich. Die Stiftung, der Besuch, die Ohnmachtsanwandlung, — alles nur meinetwegen. Welch ein Geheimnis! Welch ein Abenteuer!

Er erinnerte sich an Romanlektüren, wie da reife Frauen von Leidenschaft für ganz junge Männer ergriffen waren, alles dafür wagten und überschwenglich sich ausrasten in verzücktem Geben und Nehmen. Immer vorsichtig die Straße visierend, malte er sich den Rausch eines solchen Abenteuers mit dieser ihm unendlich reizvoll liebenswürdig, innig vertraut erscheinenden Frau aus. Als aber die Krakers

auf die Straße getreten und dann hinter der nächsten Ecke verschwunden waren, und als er nun wieder auf ihr Haus zuging, da zerflatterten diese Phantasien, und es überkam ihn ein Gefühl ganz anderer Art.

– Nein, das war es wohl nicht. Es war etwas Tieferes, war mehr. Kein Abenteuer, –: Schicksal. Ja, das war das Wort: Schicksal.

Wie er in das Haus eintrat, war ihm, als ob er etwas Heilig-Mystischem entgegenginge. Und so war es keine Pose, sondern unmittelbare Eingebung, als er vor der Frau niederkniete und seinen Kopf in ihrem Schoß verbarg.

Er fühlte einen Kuß auf seinem Scheitel brennen und wandte sein Auge zum Antlitz der Frau, die ihm über das Haar streichelte.

„So war's recht," sagte sie, „setz dich mir gegenüber, daß ich dich recht sehen kann. So. Und nun sag, bin ich dir lieb?"

– „O!"

Seine Augen sagten das übrige. Er hätte sich ihr an den Hals werfen mögen. – Warum aber ließ sie ihn nicht näher sitzen? Warum küßte sie ihn nicht auf den Mund? Warum durfte er sie nicht küssen? Sah sie ihn jetzt nicht abwehrend an?

Nein. Aber etwas wie innere Not war in dem Blick, etwas Verhaltenes, eine Angst, ein Drang und Gegendrang. Und doch ein großes Glück und ein großes Wollen.

Man sagt, das Auge des Menschen sei eine immer gleiche, im gesunden Zustand unveränderliche Kugel, ein Apparat, lediglich bestimmt zur Aufnahme, unfähig wechselnden Ausdruckes; nur das Spiel der Muskeln, die es umgeben, täuschen einen Ausdruck vor. Man will das durch hunderte photographischer Aufnahmen bewiesen haben. Denn, schneidet man von diesen Bildern bis aufs Auge alles weg, was den Ausdruck von Zorn, Trauer, Liebe, Haß im Muskelspiele des Gesichtes verrät, so bleibe immer das gleiche leere Abbild einer ewig unveränderlichen lebendigen Linse. Nur der Reflex des Lichtes darauf könne einen weiteren Anschein von Veränderung erwecken. – Demnach gibt es Dinge, die nur das Auge sieht, während der photographische Apparat nicht imstande ist, sie zu registrieren. Eine erstaunliche Tatsache voller gleichfalls photographisch nicht zu registrierender Perspektiven.

Henry sah unendlich Vieles, sah Unaussprechliches im Auge der Frau. – Sah er vielleicht ihre Seele?

Aber, wenn das ihre Seele war, was so aus der Tiefe glühte, glühte und erlosch, erlosch und aufs neue, aber ruhiger erglomm, dann wie in Schleiern verschwamm und nun hinter Schleiern mild ruhig leuchtete, – wenn das ihre Seele war: was sprach es aus?

Henry verstand es nicht, aber er ahnte, daß es einen tiefen Sinn haben müsse, tieferen

Sinn für ihn, als irgend etwas, das ihm bisher von Menschen gesagt worden war, sei es in Worten oder Blicken.

Er hätte ewig so sitzen und in diese rätselschönen geheimnisvollen Augen sehen mögen.

Nach einer Weile sagte die Frau: „Du fragst mich nicht, wer ich bin?"

Henry schüttelte den Kopf.

— „Hast du keine Ahnung?"

— „Doch."

— „Nun?"

— „Ich kann es nicht sagen."

— „Warum nicht?"

— „Es läßt sich nicht sagen, nur ahnen, fühlen; es ist zu tief."

— „Es ist wohl Liebe dabei, Henry?"

— „Ja."

— „Du ahnst, daß ich mehr für dich empfinde, als irgendein Mensch, nicht wahr?"

— „Ja."

— „Und du."

— „Mir war nie so wohl zumute. Ich bin glücklich. Ich fühle mich sicher bei Ihnen. Mir ist, als kennte ich Sie, solange ich lebe."

— „Das ist auch so."

— „Und doch habe ich Sie nie gesehen."

— „Du hast es nur vergessen."

Henry schüttelte den Kopf: „Wie wäre es möglich, dies zu vergessen?"

„Ach", sagte die Frau, „die schönsten Träume vergißt man."

– „Ja, Träume."

„Höre mir wohl zu," sagte die Frau.

– „Es war in einer Frühlingsnacht, da habe ich dich zum ersten Male geküßt. Und jemand sang ein Negerlied, während die Bäume rauschten:

Dein Vater im Weizen, deine Mutter .m Korn,
Kling Sichel, surre und schneide;
Daß Gott sie behüte,
Ihre Hand ist so müde,
Und ihr Herz ist bitter von Leide.

Das weißt du nicht mehr?"

Henry schüttelte den Kopf.

– „Dann war ein Sommertag. Da habe ich dich wiederum geküßt. Die Sonne stand hoch, es rauschte das Schilf. Kleine flache Wellen liefen über den Sand. Du lagst nackt und hingst an meinem Halse."

Henry weitete die Augen: „Das . . . das habe ich viele Male geträumt!"

– „Siehst du? Und hast mich doch vergessen? Ich aber weiß deine Träume. Ich weiß viel mehr von dir, als du selbst."

– „Wie kann das sein?"

– „Es ist besser, du erfährst es nicht. Geheimnisse sind gut. Es sind Schleier, hinter denen das Leben schöner wird. Gebe Gott, daß ich sie dir nie zerreißen muß."

– „Sind sie schön?"

– „Alles Geheimnisvolle ist schön."

Es trat eine Pause ein. Henry sann nach.

Drängte sie ihn nicht wieder von sich ab? Spielte sie etwa mit ihm?

Er sagte, fast unwirsch: „Warum sind Sie jetzt zu mir gekommen? Warum nicht früher?"

Die Frau antwortete: „Ich komme nur, wenn es not ist."

— „So verfolgen Sie mein Leben?"

— „Ja. Es ist meine Pflicht."

— „Wer gebietet es Ihnen?"

— „Dein Schicksal."

— „Wie hängt mein Schicksal mit Ihnen zusammen?"

— „Auf eine wundersame Weise, Kind. Aber du sollst nicht danach fragen. Sollst dich auch in Gedanken nicht damit beschäftigen. Es sei dir genug, zu wissen, daß eine dir fremde und doch geheimnisvoll verbundene Frau lebt, deren Beruf es ist, deinem Leben aus der Ferne zu folgen, bereit, immer neben dir zu erscheinen, wenn du Rat und Lenkung brauchst."

Henry fühlte sich wie überschattet vom Schicksal selbst. Dies alles war unbegreiflich, mysteriös und so außer aller gewöhnlichen Wahrscheinlichkeit, daß er gewiß skeptisch geworden wäre, wenn er nicht im Innersten gefühlt hätte, daß die Frau mit ihren Dunkelheiten die Wahrheit sagte. Auch tat dies alles seinem ganzen Wesen innig wohl, denn es rührte an das Tiefste seines Innenlebens, an Empfindungen, die ihm noch kaum je zum klaren Bewußtsein gekommen, in seinem Unbewußten aber bestimmend mächtig

waren. Bei all seiner Eitelkeit und Unsicherheit, seinem Drange, sich an Stärkere anzulehnen und von ihnen geleitet zu werden, war er doch erfüllt von einem immanenten phantastisch, mächtigen Selbstbewußtsein, von dem Gefühle, durch außerordentliche Umstände ausgezeichnet und zu besonderen Dingen berufen zu sein. Was je an Deutlichkeiten in ihn hineingeredet worden war vom alten Hauart und von Pastor Südekum, von Karl, hatte, bei allem scheinbaren Eindrucke, nicht entfernt so auf ihn eingewirkt, wie jetzt diese dunklen Andeutungen eines rätselhaften Verknüpftseins mit einer geheimnisvollen, ihm fremden und dennoch aufs wunderbarste vertrauten Persönlichkeit.

Seine Mutter, die ihm hier gegenüber saß, ohne daß er auch nur einen Augenblick auf den Gedanken gekommen wäre, daß das Wunderbare ihres übermächtigen Einflusses auf ihn einfach die Macht des Blutes war, Muttermacht, — Frau Sara hatte ihn intuitiv sofort im eigentlichsten seines Wesens erfaßt, und erkannt, was ihm fehlte: Das feste Beruhen auf sich selbst. Er war entwurzelt. Das Phantastische in seinem Wesen, innig zusammenhängend mit einer mystischen Neigung zum Glauben an eine besondere Bestimmung seiner selbst, das, was sie als das Besondere in ihm erkannte, neben der ihr gleichfalls sehr deutlichen Sucht und Kraft, zu genießen, war unterdrückt. Geschmackvoller Lebensgenuß allein würde ihn nicht

glücklich machen, wie er sie glücklich machte. Das fühlte sie bestimmt. Sie glaubte ihn jetzt deutlich als Sohn des Tataren zu erkennen und damit als einen Menschen von mystisch-phantastischem Einschlag bei heftig und herrisch sinnlicher Grundnatur. Konnte ein solcher Mensch glücklich werden unter dem Einfluß von Menschen, wie sie ihn hier umgaben? Nein. Er mußte unter ihnen verkrüppeln. – Daher mußte vor allem ein Gegengewicht in sein Leben gebracht, es mußte das geschwächt vorhandene Gefühl einer besonderen Art und Bestimmung in ihm gestärkt werden. Mit einer Enthüllung ihres Verhältnisses zu ihm wäre das nicht getan gewesen. Die Stunde würde ja bald kommen, wo er erfuhr, daß das Ehepaar Hauart nicht seine Eltern waren. Dann sollte ihn aber erst recht dichtestes Geheimnis umgeben. – Daß sie seine Liebe hatte, fühlte sie mit strömendem Glücksgefühl, aber es sollte immer eine ihm rätselhafte und daher, wie sie meinte, um so tiefere, reichere Liebe bleiben – etwas wie Liebe zu seinem Schicksal, seinem innersten Wesen, verkörpert in einer unnahbaren, aber immer nahen Frau: seinem Genius – : eine mystisch sinnliche Liebe, Andacht und Inbrunst, Schwärmerei und Trieb.

Es war eine Pause eingetreten. Frau Sara schloß die Augen. Da verschwamm vor ihrem inneren Blicke das Bild Henrys und das des Tataren wunderbar in eines im wolkenhaft

rötlichen Lichte der ewigen Lampe, unter der aus indischen Bronzeschalen Weihrauchdämpfe sich bläulich erhoben zur gnädigen Mutter von Kiew, aus deren mandelförmigen Augenschlitzen zwei dunkle Opale schimmerten. Daneben silberig blitzende Schildbuckeln, krumme Yatagans mit buntaufleuchtenden Steinen am Griff, mattstählern blinkende Kosakenlanzen.

Sie tat die Augen auf, und ihr Blick fiel auf eine greuliche Brandmalerei, die in tapezierer-gotischen Buchstaben verkündeten: „Wer da suchet seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren; und wer sie verliert, der wird ihr zum Leben helfen. Evangelium Lucä 17, Vers 33." Frau Sara lächelte geringschätzig. Dann faßte sie Henry scharf ins Auge und sprach: „Die Zeit ist da. Du brauchst jetzt meinen Rat. Denn du bist an einem Wendepunkte deines Lebens und im Begriffe, dich zu verirren. Willst du auf mich hören? Glaubst du an mich?"

— „Ja."

— „Es kann niemand hier lauschen?"

— „Es ist außer uns niemand im Hause. — Aber Sie machen mir Angst."

— „Ich will dir Mut zu dir machen. Höre mich an. — Ich habe bisher in Andeutungen zu dir gesprochen, die dir vielleicht dunkel geblieben, aber doch als Wahrheiten ins Bewußtsein gedrungen sind."

— „Ja."

— „An dieses Dunkel, das aber doch die

größte Helligkeit deines Lebens enthält, sollst du immer glauben. Denke, es ist dein Stern hinter Wolken. Daß du dich immer an ihn erinnerst, schenke ich dir diesen Ring mit einer schwarzen Perle."

Sie ergriff Henrys linke Hand und streifte den Ring über den kleinen Finger.

Obwohl sie es ohne alle Feierlichkeit tat, hatte Henry die Empfindung einer sakramentalen Handlung. Er ließ seine Linke in ihrer Rechten und sah sie mit dem Ausdruck eines dankbar ergriffenen und gespannt wartenden Kindes an.

Frau Sara fuhr fort: „Und nun will ich klar und deutlich zu dir sprechen. Ich bin seit dem Tode deiner lieben Eltern, die du immer in treuem Andenken behalten sollst, denn sie haben dich immer geliebt, der erste Mensch, der dir etwas schenkt. Nicht wahr?"

Henry runzelte die Stirne: „Ja".

– „Ist es dir nie aufgefallen, daß diese Leute hier den Spruch: ‚Geben ist seliger denn Nehmen' offenbar nicht im Herzen tragen?"

– „Die Alten, ja. Aber die Jungen . . ."

– „Henry! Nicht von den Alten droht dir Unheil, sondern von den Jungen. Die Alten handeln nur, wie alle Welt dir gegenüber handeln wird. Darüber setz dich weg. Freu dich, daß du geben kannst und nicht zu nehmen brauchst. Denn jener Spruch ist wahr. Gib mit vollen Händen, wo es dir Freude macht; an Unwürdige, wie an Würdige. Es bleibt sich

gleich. Ein indischer Spruch heißt: Die gebende Hand schwebt über der nehmenden. Aber, Henry, gib dich nicht weg, denn so begibst du dich unter andere. Und dies ist es, was die Jungen hier wollen. Auch sie wollen in erster Linie dein Geld. Da sie es aber ganz wollen und es ohne dich nicht haben können, wollen sie dich mit. Sie wollen nicht von unten empfangen, sondern dich unter sich zwingen. Sie hassen dich, und ihre Absicht ist langsamer Raub nicht bloß deines Geldes, sondern deiner selbst."

— „Berta liebt mich."

— „Sie liebt dich, wie die Schlange ihre Beute liebt. Oder nein: mit einer schlimmeren Liebe. Sie liebt dich wie Delila Simson liebte. — O, warum solltest du ihr nicht gefallen? Welchem Mädchen, welcher Frau solltest du nicht gefallen! Alles an dir ist Kraft und Schönheit! Jeder deiner Blicke, jede deiner Bewegungen verspricht das Köstlichste. Du bist wert, daß alle Frauen und Mädchen sich dir zu Füßen legen. Und du brauchst dich vor keiner zu fürchten, die ein warmes Herz hat. Aber vor dieser Kalten, Schnöden, Gierigen hüte dich! Sie will dir die Kraft nehmen, damit ihr Bruder um so leichter dein Geld, deinen Willen, dich selbst nehmen kann. Du sollst ihnen die Mühle drehen, Henry! Sie hassen dich nicht nur, sie verachten dich!"

— „Nein! nein!"

Henry stöhnte tief auf und ergriff auch die andere Hand Saras.

Diese erhob sich und führte beide Hände Henrys an ihr Herz. Es war tiefste Erregung in ihrer Stimme, als sie sprach: „So wahr in diesem Herzen Blut ist, das dich kennt und liebt, so wahr ist, was ich dir sage. Du bist verloren, wenn du diese Natter nicht von dir stößt. Nichts in der Welt ist dir gefährlicher, als ihre kaltgierigen Augen. Nimm sie meinetwegen, wenn sie sich dir andrängt, aber nur, um sie dann fortzuwerfen."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Türe, und Berta stürzte herein. Ihr Gesicht war nicht nur totenbleich bis auf die Lippen, sondern auch wie plötzlich abgemagert. Sie sah häßlich aus, und ihre Bewegungen waren eckig und schlenkernd. Sie zischte: „Genug! Und hinaus!" und drang auf Frau Sara ein.

Henry wollte ihr entgegentreten, aber Frau Sara ließ seine Hände nicht los, bis sie ihn auf einen Stuhl niedergezwungen hatte.

„Es ist gut, daß Sie gehorcht haben und gekommen sind," sagte sie mit erkünstelter Ruhe und von oben herab. „Ich fürchte Sie wahrhaftig nicht, solange ich Sie nicht allein mit Henry weiß. Sie haben gehört, was ich gesagt habe. Verantworten Sie sich."

Berta lachte höhnisch auf, indem sie einen Schritt vor Frau Sara stehen blieb: „Vor wem? Vor einer Komödiantin, die sich in

unser Haus eingeschlichen hat, um den da wegzufangen?"

– Den da? Henry blickte auf.

„Es scheint," entgegnete mit einer Kaltblütigkeit, durch die Berta außer sich gebracht wurde, Frau Sara, „Sie haben ihren Posten etwas zu spät bezogen."

„Immer noch zeitig genug, um das Wichtigste zu hören: die Liebeserklärung und die Verleumdung der Rivalin." Berta sprach das letzte Wort so deutlich ironisch aus, daß Henry sich keinem Zweifel mehr über ihre Gefühle ihm gegenüber hingeben konnte.

Frau Sara nickte befriedigt. „Scharmant, daß Sie mir recht geben. Nun könnte ich eigentlich gehen, wenn ich nicht Wert darauf legte, mich auch von den übrigen Mitgliedern dieser christlichen Familie zu verabschieden. Ich spiele nämlich nicht gerne Komödie, mein Fräulein, und rede viel lieber, wie es mir ums Herz ist; zumal, wenn ich verachte!"

Berta, völlig unfähig, sich gegenüber diesen schneidenden Worten zu beherrschen, wollte etwas erwidern; da hörte man Türen knarren und Schritte im Flur.

Sie rannte hinaus.

„Steh auf, Henry," sagte Frau Sara zu dem wie tot im Stuhle Hockenden; „sei stark, aber ruhig." Sie küßte ihn auf den Mund und legte ihre Arme um seinen Hals.

In diesem Augenblicke erschien hinter Berta

Herr Jeremias Kraker mit hochrotem Gesicht in der Türe. Hinter ihm drein schob sich, von ihm zurückgehalten, Frau Sanna, während Karl es vorzog, auf dem Flur zu bleiben. Szenen zwischen Frauen waren ihm degoutant.

„Lassen Sie von meinem Pflegesohne ab!" keuchte Herr Jeremias, „und entfernen Sie sich, oder ich lasse die Polizei holen. Ich werde sie ohnehin von Ihren gefährlichen Machinationen benachrichtigen müssen."

„Hochstaplerin!" schrie Frau Sanna.

Frau Sara streichelte Henrys Wange.

„Hören Sie auf mit Ihren Verführungskünsten!" kreischte Frau Sanna.

Frau Sara tat, als hörte sie nichts. Sie gab Henry die Hand und sagte leise: „Lebe wohl, mein Henry. Ich gehe ohne Sorge. Wenn es wieder einmal not tut, bin ich bei dir. Vergiß die Perle und ihren Sinn nicht."

„Genug mit diesen schamlosen Zuflüsterungen!" brüllte Herr Jeremias. Und: „Uas tust du denn da, infamer Bursche? Soll ich mich an dir vergreifen?"

Henry hatte Frau Sara die Hand geküßt.

„Versuch's!" sagte er kurz und begleitete, die Lippen aufeinandergepreßt und jedes einzelne Mitglied der Familie Kraker groß und stolz ansehend, die Dame zum Zimmer hinaus.



Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.





